Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

[redacted]

Der 7. Juni

1932

1. Jahrgang / Blatt Nr. 1 — Sonntag, 3. April 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Grüß Gott!

Kommt man als Fremdling in ein Haus, dann zieht man artig die Kappe, spricht „Grüß Gott!", macht seinen höflichen Diener und sagt laut und deutlich, wer man ist und was man will. Anders wär's ungehobelt, hat man uns jungerweis' eingeschärft: die Leute wollen zu allernächst wissen, mit wem sie's zu tun haben.

Also tun wir so: ziehen die Kappe und sagen: „Grüß Gott! Wir sind der „Siebente Tag". Wir bitten um freundliche Aufnahme. Und ob wir gleich da bleiben könnten?"

Gleich dableiben? Das ist dreist, wird der Hausvater sagen, und wird uns mustern von oben bis unten. Begreiflicherweis'. Denn es kommen heutigentags so viele ins Haus gelaufen, und alle führen sie schöne Redensarten im Mund, und tun, als ob sie Gottweiß was bringen wollten. Aber gehst du ihnen auf den Grund, dann stellt sichs heraus, daß sie etwas holen wollen, — dann ziehen sie im rechten Augenblick einen Zettel aus der Mappe, und den sollst du ihnen unterschreiben. Was dann hinterher kommt, das ist meist nichts anderes als Aerger und Verdruß, und einer schilt mit dem anderen, weil er unterschrieben hat. Davon hat man schon genug in den heutigen Zeiten. Manche Hausväter sind schon so weit, daß sie jedem fremden Gast barsch und grob die Tür weisen, und man kann's ihnen nicht einmal so sehr übel nehmen: soviel schlechte Erfahrungen haben sie schon mit Besuch von außerhalb und mit dem Unterschreiben machen müssen.

Uns ist's recht, wenn uns der Hausvater mißtrauisch mustert von oben bis unten und von vorne bis hinten. Wir glauben, daß wir die Musterung aushalten können. Weniger wegen unseres Gewandes, das wir uns haben zurechtmachen lassen, um recht höflich und artig zu erscheinen. Sondern dessentwegen, was wir mitzubringen und anzubieten haben. Das wiederum, wird der Hausvater denken, sagen alle, die zur Tür hereinkommen: alle loben sie sich und preisen ihre Sache an; darauf ist nicht viel zu geben — Geschäfte wollen sie machen, alle miteinander. Gemach. „Glab mi nahsten", sagt man in Mecklenburg. Gerade darum geht es, daß wir kein Geschäft mit dir machen wollen, auch kein verschleiertes: Wir wollen dir lediglich etwas auf den Tisch legen, damit du über Sonntag etwas zu lesen hast, und als Gegenleistung wollen wir nichts, als wiederkommen zu dürfen. Wir wollen uns am siebenten Tag, den Gott geschaffen hat, damit wir uns ausruhen sollen, mit dem Hausvater und seinen Leuten auf die Ofenbank setzen oder in den Herrgottswinkel, in jenen Teil der Stube, in dem es am gemütlichsten ist, und wollen uns mit ihm aussprechen über all das Vielerlei, was wir auf dem Herzen haben. Politisieren, — das wollen wir nicht. „Am siebenten Tage sollst du ruhen, sprach Gott"; so haben wir es in der Schule gelernt, und jeder, der's mit seinem Tun anders gehalten hat im Leben, ist dabei schlecht gefahren und hat es böse zu leiden bekommen. In unserem „siebenten Tag" soll ein Ausruhen sein. Wir wollen da einander nichts sagen von den politischen Streitigkeiten und Quälereien, mit denen wir uns wochentags herumbalgen müssen. Wir meinen: ausruhen, einen „Siebenten Tag" feiern, das müsse man nicht nur körperlich von der harten Werktagsarbeit, sondern auch geistig von dem wirren und buntscheckigen Kram der Alltagspolitik. Wir meinen: genau so, wie Gott der Herr in seiner Weisheit und Güte den Menschen geboten hat, daß sie zu seiner Ehre und um ihrer eigenen Wohlfahrt willen nach jedesmal sechs Arbeitstagen einen heilsamen Ruhetag sollten einlegen, an dem sie sich von der harten Last der Wochentagsarbeit erholen und neue Kräfte sammeln, — genau so müsse es geistigerweise sein: am siebenten Tag müsse die Zeitung ihren Lesern helfen, auszuruhen und etwas Umschau zu halten nach den anderen Dingen, die sonst noch, abseits von der Tagespolitik, vorhanden sind. Dinge, die man gerade nicht unbedingt zu wissen oder angestrengt zu studieren braucht, mit denen man sich aber gemütsam, vorteilhaft und vielleicht sogar heilsam beschäftigen kann, wenn man die Zeit dazu hat, und die man nötigenfalls auch überschlagen und beiseite legen kann, wenn man Wichtigeres zu tun hat. Aber der „Siebente Tag" soll immerhin Dinge bringen, die zu wissen angenehm und nützlich ist, — und wenn wir es auch nur zuwege bringen, unsere lieben Hausfreunde für eine oder zwei Stunden angeregt zu unterhalten, dann wollen wir schon zufrieden sein.

Vielleicht, daß manch einer murren wird: noch mehr lesen, wo man schon ohnehin nicht weiß, wo man die Zeit hernehmen soll, um täglich ins Blatt zu sehen. Für manchen mag das gelten, zumal für den Bauersmann im Frühjahr, und erst recht in diesem Frühjahr, wo der Boden nicht auftauen will und alle Feldbestellung sich um Wochen verspätet hat. Auch für manch anderen Vielbeschäftigten mag das gelten. Aber bei Lichte besehen sind es der wahrhaft Starkbeschäftigten nicht so übermäßig viele. Die Allermeisten reden sichs nur ein. Von denen, die über allzu starke Ueberlastung klagen, könnten manche ohne Schaden sich das Leben leichter machen, wenn sie nur wollten; denn sie machen sich viel überflüssige Geschäftigkeit, die weder ihnen etwas nützt, noch anderen. Mancher sammelt auch heute noch mit aufgeregter Hast in seinen Akten oder zwischen seinen Geschäftspapieren umher, wie es einstmals nötig war, als die Wogen des geschäftlichen Lebens hoch gingen, — heute kann er sich das nervöse Tempo nicht mehr abgewöhnen und leidet darunter. Er täte sich und den Seinen, für die er zu sorgen hat, einen besseren Dienst, gewöhnte er sich mehr Ruhe an, setzte sich häufiger einmal in seinen Sorgenstuhl und lase etwas Vernünftiges, das ihn auf andere Gedanken bringt, statt mit Nachbarn und Gevattern über die schlechten Zeiten zu schimpfen und seinen grämlichen Unmut zu der säuerlichen Verdrossenheit und bitteren Aengstlichkeit und bänglichen Verzagtheit der anderen in einen Topf zu gießen, der mit seinem üblen Geruch die Nachbarschaft verpestet. — Wer zu murren geneigt ist über die Zumutung, daß er noch mehr lesen soll, als bisher, der möge freundlich und mit Nachsicht auch an die Allzuvielen denken, denen das bißchen Lesen fast noch das Einzige ist, das ihnen das Leben gelassen hat, und die, um ihre trüben Gedanken nicht Herr über sich werden zu lassen, nach jedem Stückchen Lesestoff greifen, das ihnen erreichbar ist, — nach gutem, soweit er ihnen geb ten

ERSTER SCHULGANG — Zeichnung von Otto Kubel — Bavaria-Verlag, Gauting vor München

wird, und nach schlechtem, wenn sie sonst nichts haben können. Auch an sie zu denken, haben wir für unsere Pflicht gehalten.

Ueberdies: wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, den „Siebenten Tag" so auszugestalten, daß er, wenn auch nicht gerade Jedem, aber doch möglichst Vielen etwas bringt: der strebenden Jugend und dem besinnlichen Alter, dem Mann hinter dem Pfluge und hinter dem Schraubstock, dem Geschäftsmann im Kontor, dem Handwerksmann in der Werkstatt; dem Naturfreund wollen wir zu dienen suchen, und dem Stubenmenschen, der nichts um sich hat, als Häuser und Dächer.

Als Gegenleistung für den „Siebenten Tag" verlangen wir — gar nichts. Wer's nicht will und mag, braucht noch nicht einmal „Danke schön" zu sagen. Wir kommen ganz aus freien Stücken. Von niemandem gedrängt oder veranlaßt, als von unserem Willen, unserer Zeit zu dienen. Unser einziger Hintergedanke ist der gewesen, der bei Fritz Renter steht: „Wer 't mögt, der mögt, un wer 't nich mögt, der mag 't nu woll nich mögen". So sagt man oben in Mecklenburg-Strelitz heute noch, und bei uns zu Lande drückt man sich ähnlich aus.

Insbesondere hat niemand einen Zettel zu unterschreiben. Weder jetzt, noch später. Wir werden nicht damit kommen. Denn wir wollen nichts holen oder mitnehmen. Oder zum mindesten nichts Bares, und nichts, was uns nicht freiwillig gegeben wird. Wiederkommen zu dürfen, dafür wollen wir uns gerne tapfer anstrengen.

Wir sind nicht so eitel und anmaßend, um das schon gleich von vornherein zu begehren. Wir wissen: will man irgendwo in einem Bürgerhause gut Freund werden, dann genügt es nicht, daß man etwas Hübsches oder Gefälliges daherplappert. Darauf gibt heute keiner mehr etwas. Aber wir meinen: unsere heutigen Zeiten mögen so schlecht sein wie immer, — ein gutes Wort wird auch heute noch, wie in alter Zeit, einen guten Ort finden. Und darum geht es uns: im „Siebenten Tag" soll eine Stätte geschaffen werden, an der es möglich ist, mit dem Leser hin und wieder ein gutes Wort zu sprechen. Was ein „gutes Wort" ist, darunter mag sich jeder etwas anderes denken; — wir denken uns darunter: ein offenes und ehrliches Wort, ein aufrichtiges Wort, und zumal ein Wort aus christlichem Herzen, so, wie es sich für Christenmenschen am siebenten Tag der Herrgottswoche gebührt. Wir sagen im voraus: ärgern oder verletzen wollen wir keinen; aber wahrscheinlich wird es sich nicht immer vermeiden lassen, daß wir unliebsame Dinge auf echt deutsche Art beim Namen nennen. Fühlt sich dann einer getroffen: in Gottes Namen, — wem der Schuh paßt, der mag ihn anziehen.

Unseren Taufnamen haben wir im Zeichen der Sieben gewählt. Als wir uns nach den Taufpaten umsahen, haben wir weder an die „Sieben Schwaben" noch an die „Sieben Raben" gedacht; weder an die „Sieben Weisen" noch an die „Sieben Weltwunder". Ebensowenig an die „Sieben gegen Theben" oder die „Sieben Planeten", und schon gar nicht an die „böse Sieben", an die „Siebenschläfer", oder den „Siebenjährigen Krieg". Woran wir gedacht haben, — wir wollens frank herausjagen: an die lieben Schöpfungstage, an die lieben Bitten im Vaterunser, an die sieben Worte Christi am Kreuze, an die sieben Siegel des Lammes, von denen die heilige Offenbarung spricht, und an die sieben Sakramente, die den katholischen Christen auf seiner Lebensfahrt geleiten und sein Erdenleben froh und glücklich machen sollen.

Im Zeichen dieser Sieben treten wir in dein Haus, nehmen die Kappe vom Kopf, sagen „Grüß Gott!" und bitten um freundliche Aufnahme.

Künstler nur noch ein „Nebenberuf"

Dieses Jahr 1932 trägt den Namen „Goethe-Jahr". In Goethes Gestalt sehen wir den Typus des „Genies", des übergeistlichen Künstlers, dessen Haupt weit über allen Wolken thront. Es ist vielleicht nicht allzu falsch, sich einmal zur Abwechslung diese Wolken anzusehen, die den großen Künstler, oder vielmehr seine idealisierte Gestalt, so wenig berühren, die ihm so gar nichts anhaben können. Denn gerade heute sind eben diese „Wolken" eine sehr aktuelle Frage für all die schaffenden Menschen, die vielleicht Anspruch darauf erheben wollen, die kleinen Goethes unserer Zeit zu sein.

Was können wir heutigen unter diesem Ausdruck verstehen: „über den Wolken thronen"? Das heißt doch wohl nichts anderes als eine schöpferische Freiheit, eine Ungebundenheit von allen täglichen Sorgen, also auch von den Sorgen des Lebensunterhaltes!

Der „freischaffende Künstler", zumindest in Deutschland, ist so ziemlich eine Erfindung der letzten 150 Jahre. Vorher dachten alle denkbaren Gestalten der Kunst gar nicht daran, sich mit dieser Freiheit zu schmücken. Das lag einfach daran, daß sie Hofpoeten waren, oder Hofmusiker, oder Baumeister eines weltlichen oder geistlichen Würdenträgers.

Waren Bach und Haydn „freischaffende" Musiker? War — vor ihnen — Michelangelo ein freischaffender, bildender Künstler? Nein. Was waren sie sonst? Wenn wir in unserer heutigen Sprache auf diese Frage Antwort geben müßten, so würden wir wahrscheinlich sagen: sie waren „künstlerische Angestellte". Bach schrieb die Mehrzahl seiner Werke „nach Maß", in seiner Eigenschaft als Kantor und Organist. Haydn war Jahrzehnte hindurch der Hofkapellmeister des Fürsten Esterhazy. Von Michelangelos Verbundenheit mit den Päpsten ganz zu schweigen.

Diese scheinbare „Unfreiheit" war in Wirklichkeit aber eine Garantie für eine viel weitgehendere innerliche Freiheit — nämlich die der völligen materiellen Sorglosigkeit. Sie sorgen, was sie schufen, nach Maßgabe ihres Angestelltenverhältnisses, das ihnen noch vielen anderen Seiten aber den weitesten Spielraum ließ.

Die sehr oft wahre Legende vom Künstler in der Dachkammer, den die Muse unter den schwierigsten und widerwärtigsten Umständen küßt, datiert erst von der Epoche der „künstlerischen Freiheit" her. Die innerliche Freiheit der früheren Künstler wurde mit einem Male zur Aeußerlichkeit, zur halsbrecherischen Unabhängigkeit, käuflig zur nackten Armut. In Goethe können wir einen der letzten „Hofkünstler" erblicken, wenn auch seine Produktivität nicht unmittelbar an den Weimarer Hof gebunden war.

Die materielle Frage, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Künstler wie Schubert, Karl Maria von Weber und Hektor Berlioz so schwer hemmte, war auf jener letzten Insel einer alten Zeit noch völlig anderen Regelungen unterworfen. Für sie gilt der Ausspruch, den der Buchhändler Nicolai ein halbes Jahrhundert vorher getan hatte: „Ich bedauere jeden Autor, der Nutzen aus seinen Werken ziehen will." Die moderne und heute so aktuelle Vermischung der Begriffe Kunst — also: Leistung — und Geschäft — also: Lebensunterhalt, war im alten Weimar ganz gewiß noch nicht gänzlich vollzogen.

Die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts waren aber eine höchst schnellebige Zeit. Mit dem Aufkommen eines neuen Welt- und Lebensbildes zerrissen die alten Bindungen im Nu, verschwanden die alten Abhängigkeiten der Kunst fast ohne Rest. Nun schwebte der Künstler mit einem Male tatsächlich — nicht nur halb über, halb unter den Wolken; er schwebte auch wirklich, ökonomisch gesehen, im luftleeren Raum. Zwar fanden sich einige Herren der neuen Situation bereit, an die Stelle der alten Potentaten zu treten, was die Unterstützung der Kunst anbetraf. Aber diese Ehe zwischen Bürgertum und Künstlerschaft erwies sich nicht als so dauerhaft wie die Ehe zwischen Kirche und Kunst, zwischen Feudalismus und Kunst. Heute ist sie, nach kaum hundertjährigem Bestehen, in voller Auflösung begriffen.

Die Künstler, ganz gleich welcher Fakultät, sind also gezwungen, sich wieder nach einer neuen Lebensbasis umzusehen. Und mehr und mehr beginnt es sich, daß sie diese Basis finden, wo vor Jahrhunderten niemand sie vermutet hätte — in den Reihen des arbeitenden Bürgertums, in den Reihen der „berufstätigen" Menschheit selbst. Der Nimbus des Künstlers verschwindet immer mehr. Heute sind bereits die Dichter, Musiker, Maler, die sich auf diesen Boden gestellt haben. Begann vielleicht einen Schicksal, das von Jahr zu Jahr immer hoffnungsloser wird. Sie retten sich in ein Leben, das noch Aussichten hat, einigermaßen „gerettet" zu sein. Der Architekt wird wieder zum reinen Techniker, der Dichter zum Verfasser von Wissenschaften oder den täglichen Geschehnissen und Behörnissen, der Musiker — durch seine schwierige Materie am bindungslosesten — flieht in die erste beste Existenz, die nicht auf der Ebene seiner eigentlichen Arbeit liegt.

Es ist schon heute so, und in ein paar Jahrzehnten wird es aller Voraussicht nach noch mehr so sein — daß die Menschen, die von ihren Büchern, ihren Bildern, ihrer Musik leben, zu Seltenheiten werden. Arzt und Dichter, Dramaturg und Dichter, Lehrer und Dichter, Techniker und Dichter, Arbeiter und Dichter — wir haben uns, vielleicht, auf eine Generation handfestester Poeten vorzubereiten. Schon heute leben unter uns eine große Anzahl solcher Männer — man braucht bloß an die Aerzte Alfred Döblin, Gottfried Benn, Hans Carossa, an den Orgelbauer Hanns Henny Jahnn, an die Diplomaten Paul Claudel und Hanaly Nießen, an den Kapitän Joseph Conrad, an den Kabarettier Joachim Ringelnatz, an die zahllosen Schriftsteller, die Dramaturgen an Theatern oder Redakteure an Zeitungen sind, zu denken. Die Zahl der Schriftsteller, die früher einen „bürgerlichen" Beruf ausübten und lange Zeit Dichter und Berufsmensch waren, ist vollends Legion. Auch in anderen Kulturländern wird diese Entwicklung deutlich: der Wiener Komponist Milhaud war lange Diplomat, ungezählte Musiker und Maler befinden sich als Lehrer in staatlicher und städtischer Anstellung, was sich früher niemals mit der „freien Künstlerschaft" vertragen hätte.

Auf der anderen Seite werden die reinen Literaten, die reinen bildenden Künstler langsam, langsam spärlicher, werden ihre Lebensbedingungen immer verzweifelter. Es gibt heute Hunderte von Leuten mit sogenannten „guten Namen", die in hoffnungsloser Armut von ein paar Mark mildter Gaben leben müssen. Da nützt ihnen weder ihr Name, noch ihre Hoffnung, daß es ja einmal „besser" werden muß, noch dem Lauf der Dinge im Falle Kunst zu urteilen noch nicht einmal so ganz sicher ist...

Hans Jörg.

Helmut Fröhlich

Eine Kurzgeschichte zum Schulanfang

Von Minna Falk (Nachdruck verboten.)

Der junge Lehrer stand strahlend da. Helmut Fröhlich hieß er, und das war eigentlich Pleonasmus, aber der Name paßte ausgezeichnet. Alles doppelte und häufte sich in diesem jungen Menschen, sofern es sich nur irgend um seine Eignung als Jugenderzieher handelte. Er konnte es nicht abwarten, bis er endlich auf dem Katheder stand, und als ihm zum erstenmal all das junge Gewächs des ersten Jahrgangs gebracht wurde, hätte ihm vor Freude die Brust zerplatzen können, nach jahrelangem Warten am Ziel zu sein.

Die Mütter, die mit ihren Kindern angezogen kamen — es waren Jungen und Mädel durcheinander — verloren jedes bißchen Angstzittern um ihre Lieblinge, als sie diesen strahlenden König auf seinem Thron erblickten, der sich gleich mitten unter seine Untertanen begab und ihnen in die großen Alten guckte als sei es mit dem Verspähen des Inhalts die Hauptangelegenheit im Schulwesen überhaupt. Es waren unbezahlbare Blicke, die da gewechselt wurden. Und selbst die paar Exemplare von dem Kroppzeug, die sich trotz dieser wunderbaren Klassenluft nach an Muttern verkrochen und am liebsten gleich wieder mit Kehrt gemacht hätten, horchten mit auf, als der Herr Lehrer sagte: „So, nun wollen wir gleich einmal ein bißchen beginnen mit unserm Schulespielen. Und zwar wollen wir damit anfangen, die Fenster zu öffnen und aufzumachen, ob wohl ein Trab so frech ist, daß er mir aus der Hand frißt."

Der Tonfall war so, daß man denken mußte, es sei eine Kleinigkeit, einen Spatz auf die Hand zu kriegen. Alles Kleinvolk drängte sich heran, während sämtliche Mütter auf ein heimliches Zwinkern hin die Klasse verlassen hatten. Es machte sich herrlich, nur — sollte ein Mensch es glauben! — es war kein Vogelbein heranzukriegen.

Allerdings brauchte ebenso wenig jemand zu glauben, daß Herr Fröhlich nun etwa enttäuscht war. Mitnichten! Voll Zuversicht sagte er: „Wie es euch für den Augenblick deucht, meine Sperlingsherrschaften, wir kriegen euch schon noch, da ist uns garnicht bange!"

Aber da ein paar kleine Mädchen nicht des gleichen festen Glaubens zu sein schienen und nun doch leise nach ihrer Mutti zu weinen begannen, zupfte er sie mal an der Haarschleife und sagte beglückend: „Wißt ihr was?! Bis wir alle miteinander unsere lieben Muttis wieder haben, will ich mal eine an die Wandtafel malen, die euch kein bißchen schlechter gefallen soll!"

Und wahrhaftig, das tat der Herr Lehrer. Er zeichnete eine Kreidemutti an die Wandtafel, die so lieb aussah, daß sie jedem, aber auch jedem der Kinder gefiel und daß einige sogar behaupteten, sie habe Aehnlichkeit mit der eigenen.

Das war der erste große Erfolg, denn nach Haus wollte nun keins der Kinder. Im Gegenteil, man war gespannt, was sich da alles noch entpuppen konnte. Vielleicht ein Jepp oder ein Teddy, oder eine Käte-Kruse-Puppe.

Absonderlicherweise jedoch nichts von alledem. Herr Fröhlich setzte sich und tat zunächst nur eine Frage. Er sagte: „Habt ihr euch auch alle so auf mich gefreut wie ich mich auf euch?"

Betretenes Schweigen.

Und darauf vom Thron herunter zwei sehr betrübte Augen. „Nein bißchen habt ihr euch auf mich gefreut? Und ich habe mich noch mehr auf euch gefreut als auf Weihnachten. Da könnte ich ja nun auch einmal weinen." Und damit legte Herr Fröhlich beide Hände über die Augen.

Er konnte indessen ein bißchen durch die Nitzen sehen und triumphierte, daß schon ein kleines Mädel aufsprang und rief: „ich freue mich und mag dich sehr viel gerne leiden!"

„Ich auch, ich auch!" rief es durcheinander und Wolfgang Grantz sagte: „Ich zeige dir meine Eisenbahn, die ich zu Weihnachten gekriegt habe, sie kann elektrisch laufen, und richtiges Licht ist auch auf dem Bahnhof."

„Und ich schenke die fünf echte Gladiolen!" sagte Alwine Ihms.

Und noch was und noch was wollte man dem betrübten Herrn Lehrer schenken, um ihn wieder fröhlich zu machen. Er war geradezu überwältigt, so überschüttet zu werden. „Wenn ihr so lieb mit mir seid", sagte er, „versprecht ich euch, daß ich euch immer lieb mit euch sein will." Und schon nahm er seine Kreide wieder zur Hand. „Jetzt sollt ihr selbst bestimmen, was ich an die Wandtafel malen soll!"

„Wir haben Zwillinge gekriegt!" schrie Hans Gerweis, „mal doch mal einen Klapperstorch!"

Und damit war der Nagel auf den Kopf getroffen. Was ließ sich Herrlicheres malen! Die Erwartung war groß und Meister Langbein erfand nicht nur in Schwarz und Weiß, er hatte wahrhaftig einen feuerroten Schnabel! Aber auch damit nicht genug, hing ihm — eins, zwei drei — über jedem Flügel ein Korb, aus dem jeweils so lustig ein Baby herausschaute, daß man die Beinchen ordentlich vor Vergnügen strampeln sah, trotzdem sie im Nord berstheit lassen. Die ganze Sache war so lebenswahr anzusehen, daß man kaum über ein bemächtigtes Bewerkstelligen der Schnäbelchen im Zweifel sein konnte.

Man war nach all diesen reichen Aussichten ausnahmslos bereit, nun auch einmal in ernsthafte Verhandlungen einzutreten. Und zwar wurde man sich alsbald darüber einig, sämtliche ersten Jahrgänge der Welt überholen zu wollen und nächsten Tages einmal mit dem Bau eines „i" zu beginnen, das einen Punkt über sich haben sollte, so lachend und rund wie die Kinderköpfe in den Klapperstorchlöchern. —

Es war alles in schönster Ordnung, der Herr Lehrer hätte nur ein paar Hände mehr haben dürfen, als es an den Aufbruch ging. Man nahm ihn in die Mitte und wäre schließlich schon mit einem Finger zufrieden gewesen, wenn man bei dem Gedränge nur einen ergattert hätte.

Der Mann im Monde

Zum Weißen Sonntag. — Sterbestunden der deutschen Geschichte. — Unsere Sorgen und unsere Wege.

Da steht der Weiße Sonntag schon wieder vor der Türe. In vielen Gegenden bietet er ein wundervolles Schauspiel. Es ist der Tag der Erstkommunion der Kinder. Das kommt und geht, wie der Frühling selber. Blüten an den Bäumen und Menschenblüten vor den Altären, es webt eine Verwandtschaft zwischen beiden. Es sind Feste einer höheren Ordnung, die unbekümmert ihren Weg geht. Freilich spielt das harte Leben von heute hinein. Wissen es die Kleinen auch nicht, es begleitet sie heimere Sorge in unseren Tagen als früher. Was soll aus ihnen werden? Belaste den Tag nicht mit solchen Fragen, sondern freue dich, daß sie einmal soweit sind. Ruhe in ihrem Glück. Daß ihnen das Paradies, das ihnen heute den Eingang gewährt. Stelle dir angesichts dieser schönen Feiern und beim Klang der ergreifenden Worte des Glaubens ruhig die Wahrheit vor Augen, daß du doch den Kindern nichts Besseres geben konntest, als den Weggenossen, dem sie heute die Treue schwören. Wisse, daß du ihnen jenes Erbe hinterläßt, das allein eine gründliche Besserung der Zukunft bringen kann.

Es ist freilich nicht möglich, den Schleier auch nur einen Augenblick ganz dicht vor diese Zukunft zu legen. Wir sehen ein Stück von ihr immerfort, und das ist grau. Heute war ein Weltreisender bei mir, der in den letzten Monaten die größten Häfen ferner Kontinente besucht hat. Der Anblick, der sich darbot, war überall gleich. Schiffe und wieder Schiffe, deren Schornsteine traurig gekappt sind, die reihenweise da liegen, als wären sie auf einem Friedhof versammelt. Solch ein Schiff stellt nicht selten einen ungeheuren Wert dar. Wie sie da so guten Sterben müde liegen, erinnern sie mich an die Wunderwerke alter Kulturen, die einmal von Menschen bevölkert waren, dann aber verlassen in die traurige Landschaft schauten. Dichter schlichen bald melancholisch um die Ruinen, sangen ein Abschiedslied an sie und kletterten mit den Riegen auf den Trümmern herum, aus denen schon Gras wuchs.

Wir sind im Goethejahr. Melancholische Weisen dieser Art entsprechen wenig seinem Geiste. Wohl aber darf man sich von ihm über die Ursachen belehren lassen, die zu solchen Sterbestunden der Geschichte führen. Goethe hat viel über den Rhythmus der Natur gesprochen. Obendrein hat er selber diesem Rhythmus gemäß gelebt. So hat er ein Gefühl dafür gehabt, wie schnell man gehen müsse und wie schnell man überhaupt gehen könne. Er gab nichts auf eine Besserung der äußeren Verhältnisse der Menschen, wenn nicht auch die innere Bildung entsprechend fortschreite. Diese innere Bildung sickert nämlich die Herrschaft über die Technik und die Maschine. Da wir diese innere Bildung nicht gleichmäßig gepflegt haben, so sind wir aus dem Rhythmus der Natur herausgeraten und dem Tempo der Maschine verfallen. Immer neue Reize haben wir geweckt, da es uns wichtiger war, die Maschinen in Gang zu halten, als dem Menschen wahrhaft zu dienen. Bis es denn nicht mehr weiter ging. Bis der große Einbruch des Krieges kam. Da war es zu Ende. Und nun müssen wir warten, bis die Natur sich wieder geltend macht. Bis ihre Bedürfnisse sich wieder melden. Bis wir einen neuen Kreislauf des Lebens und der Wirtschaft haben. So warten die Riesenfabriken und die gewaltigen Schiffe. So warten sie auf der ganzen Welt. Sag dir das immer, daß nicht nur das deutsche Volk in solcher Lage ist. In Amerika sind die Verhältnisse zum Teil noch viel schlimmer. Ein einzelner Staatsmann eines einzigen Landes kann das gar nicht ändern. Die Sünden liegen in der früheren Zeit, wir aber müssen büßen. Von Goethe bewahre dir indessen den Glauben an die Natur. Sie wird es in Ordnung bringen. Freilich braucht sie Zeit dazu. Sei kein ungeduldiger Patient. Der Arzt kann mit ihnen nichts anfangen. Die Krankheit dauert dann nur um so länger.

Oft lese und höre ich jetzt von Anti-Gottlosen-Propaganda. Sie ist nicht immer so, daß man ihr große Wirksamkeit zusprechen möchte. Einmal vergißt sie, daß die Gottesfrage bei vielen nur eine Maske ist. Es ist kein Gottlosenproblem, sondern eine Wohnungsfrage, eine Lohnfrage, eine Landfrage. Hätten sie nur das Existenzminimum, sie wären am Ende mit Gott ausgesöhnt. Dann aber beachtet man zu wenig den Wandel, der sich auch in Rußland vollzieht. Ich habe Nachrichten aus privaten Quellen, die mir sagen, daß es in Rußland zu ganz ernsten Krisen gekommen ist. Es wird immer klarer, daß der Fünfjahresplan einer großen Pleite zueilt. Wir wollen nicht prophezeien, aber sicher sind die Ernährungsverhältnisse in dem Riesenlande schlechter, als sie jemals waren. Das schrickt in etwa die Propaganda, denn es fließt das Geld nicht mehr so reichlich, wie einst. Dazu kommen Rußlands Sorgen im Fernen Osten.

Irland ehrt seine Ostergefallenen

Zu Ostern stand die irische Hauptstadt Dublin im Zeichen einer Kundgebung zur Erinnerung an die republikanischen Soldaten, die während der blutigen Osterunruhen im Jahre 1916 gefallen waren. Die Demonstranten begaben sich nach einem Zuge durch die Stadt auf den Glasnevin-Friedhof, wo sie über dem Massengrab der gefallenen Freiheitskämpfer die Fahne senkten.

Wieder Passionsspiele in Erl

Genau so wie Oberammergau führt bekanntlich auch das Tiroler Pfarrdorf Erl bei Kufstein, einem feierlichen Gelübde während des Pestjahres 1610 gemäß, alle zehn Jahre die Passion Christi auf. So wird die Passion vom 1. Mai bis Ende September dieses Jahres gespielt. Unser Bild zeigt das malerisch gelegene Dorf. Im Hintergrund der Wilde Kaiser.

Es scheint manchmal, als gäbe es Kreise in der Menschheit, die den großen Erreger Krieg wieder herbeirufen möchten, um die Wirtschaft anzukurbeln, zuerst die Rüstungsindustrie. Die Rote Fahne malt dauernd das Gespenst eines neuen russisch-japanischen Krieges an die Wand. Wer weiß, wieviele Tausende und Zehntausende von Arbeitern heute schon wieder von dieser furchtbaren Kriegsindustrie leben. Die Sylvia von Paris scheint wirklich Macht zu behalten, denn sie hat seit langem einen Weltkrieg im Fernen Osten vorausgesagt. Das Gute dabei ist, daß sie meint, er werde ewigen Gütern und Gedanken wieder mehr zu. Immer wieder entledt man das auf den großen Versammlungen, die christliches Volk da und dort im Lande veranstaltet. Noch lauschen die Menschen auf die Stimme der Religion. Freidenkerweisheit ist in der Tat am Ende. Sie kann lärmen, sie kann den Haß predigen, sie ändert aber nichts an den Dingen. Die Religion hingegen ändert etwas. Und wenn sie nur den Menschen vor jener Verzweiflung und völligen Stumpfheit bewahrte, denen er in solchen Zeiten leicht verfällt. Gerade die Arbeitslosen drängen sich mancherorts besonders eifrig zu den Kirchen. Allerlei Jugend singt wieder wagemutig etwas an. Mögen Siedlungsversuche solcher Jugendlichen am Ende keine wirtschaftliche Rentabilität versprechen, sie geben doch dem jungen Menschen einen Lebensinhalt, eine Beschäftigung, und sie erhalten ihm den Mut zum Lebenskampfe.....

Weißer Sonntag ist heute. Die Kirche steht im Zeichen des Frühlings. Besondere Liebestätigkeit wendet sich den armen Kindern zu. Es ist doch solch ein Fest wie ein warmer Hauch, der wohltut. Man spürt, daß da noch ein unversiegbares Leben in der Menschheit ist. Groß wölbt sich der ewige Himmel über dem Menschenleid. Und Hunderte von kleinen Menschenkindern sind heute froh, ganz glücklich. Teile ihr Glück. Es kommt aus einer Quelle, die noch mehr davon gibt. Versteht du?

Eine Arbeitslosendemonstration zu Wasser

In Amsterdam veranstalteten arbeitslose Schiffer diese merkwürdige Protestkundgebung. Sie nahmen in einer Reihe von Booten Platz, die von einem Motorboot durch die Kanäle der Stadt, die sogenannten Grachten, gezogen wurden.

Von drüben betrachtet

Randglossen amerikanischer Blätter zur Zeitgeschichte

Ein Mädchen in Jowa ist tausend Meilen weit gereist, um das Harfenspielen zu erlernen. Nicht jedes Mädchen nimmt so viel Rücksicht auf die Nachhorn.

*

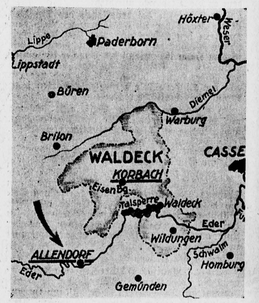
Augenscheinlich ist der Beruf des Menschen nicht reich, glücklich oder alt zu werden, sondern eher: weise. Nun sagt mir aber: wie viele Menschen verfehlen da ihren Beruf!

*

Ein Fehler bei den modernen Heiraten ist der, daß die Frauen ihre Männer vielfach immer mit denen vergleichen, die sie vor der Hochzeit nicht zu „fangen" vermochten. Jeder Jäger weiß Wunderdinge von dem Hirsch zu erzählen, der ihm vor der Nase ausgerissen ist.

Postsekretäre sehen dich an

Die Gerichtsverhandlung gegen den Postoberoffizial Alois Schnabel in der Kaiserstadt an der Donau nahm kürzlich einen recht heiteren Verlauf. Der Beamte hatte nämlich ein Lustspiel verfaßt, und ein Kollege behauptete nun, er sei darin durch eine absonderliche Gestalt lächerlich gemacht worden. Da hätte der Getränkte ja nun nicht gleich zum Kadi zu laufen brauchen. Denn natürlich bestritt der Dichter die Absicht, seinen Kollegen beleidigen zu wollen. Aber er war so unvorsichtig gewesen, als Gestalten seiner Komödie unter den Namen von Amtsgenossen auftreten zu lassen, nur die Hauptperson trug den „Decknamen". Zerabel, der kurz vor der Verhandlung in Zivil umgeändert wurde. Das Stück ist zwar noch nicht in einem Theater aufgeführt worden, aber alle Beamte des Postamtes haben es doch mit mehr oder weniger großer Freude bezw. Schadenfreude gelesen. Und eine öffentliche „Aufführung" hat das Stück nun auch erlebt, wenngleich nur im — Gerichtssaal. Denn der Richter hielt es im Interesse einer gerechten Urteilsfindung für erforderlich, das Stück zu verlesen. Nicht oft ist einem Lustspiel ein kräftiger Beifall zuteil geworden als dieser Dichtung eines Postoberoffizials, und es war nichts weiter als eine Pflicht der Dankbarkeit gegenüber dem Spender dieses Genusses, daß der Richter von einer Bestrafung des Dichters Alois Schnabel absah.



Neue große Goldfunde bei Kassel

Vor einiger Zeit erregte die Meldung von bedeutsamen Goldfunden im Eisenberg bei Corbach beträchtliches Aufsehen. Jetzt wird bekannt, daß auch etwas weiter davon, im oberen Edertal, und zwar bei Allendorf, Wünschelrutengänger neue große Goldfelder festgestellt haben. Das Goldvorkommen soll bedeutend höher sein als das bei Corbach. Der Abbau der Goldmine ist bereits, allerdings mit primitiven Mitteln, in Angriff genommen worden. Wie weit sich die Erwartungen der Goldgräber erfüllen werden, muß dahingestellt bleiben. Unsere Karte zeigt die Lage der beiden Goldfundorte.

Aus fernen Zonen

Die Trepangtaucher

Nahrungssuche auf dem Meeresgrund — Umgang mit Kraken

In der Peter-der-Große-Bucht liegt eine kleine, gegen Unwetter gut geschützte Insel, die zu Ehren irgendeines längst vergessenen Heerführers Engelm heißt. Sie ist so klein, daß man in fünfzehn Minuten um sie herumgehen kann, und ihr Name ist sogar der Mehrzahl der Bewohner von Wladiwostok unbekannt, obgleich sie kaum dreißig Kilometer von der Stadt liegt.

Im Herbst und im Frühjahr kommen in die Bucht bis zu 25 000 Zentner Trepangs, ungefähr 1000 Zentner werden hier in jeder Saison gefangen — und die Engelm-Insel ist der Ausgangspunkt für die Trepang-Fischer.

Obgleich der Trepang seit altersher eines der geschätztesten Gerichte der chinesischen Küche ist, weiß man noch sehr wenig über ihn. Eine schlauchförmige Seegurkenart — die Fischer nennen ihn den „Seewurm" — wandert er in riesigen Mengen aus den Tiefen des Japanischen Meeres im Herbst und im Frühjahr in die geschützten, stillen Buchten. Der Grund dieser Wanderung ist wenig erforscht, genau so wie die ganze Lebensweise dieses sonderbaren Meeresbewohners. Es ist noch nicht gelungen, den Trepang künstlich zu züchten, und man weiß auch nicht, wovon er sich nährt.

In seinem Aussehen hat der Trepang Aehnlichkeit mit einer dunkelbraunen Banane. Sein Rücken und die Seiten sind von kleinen gummiartigen Fortsätzen besät. Er hat keine Augen, keine Ohren. Das Körperende mit hornartiger Oeffnung gilt als Kopf. Der Mund ist von sehr empfindlichen Fühlern umgeben, die wie Nelkenblätter aussehen. Diese Blätter öffnen und schließen sich bei der geringsten Wasserbewegung. Der Bauch weist Saugnäpfe auf, mit deren Hilfe der Trepang sich an den Steinen festsaugt oder sich auf dem Meeresboden fortbewegt, indem er den Hinterleib heranzieht.

Die tibetanische Medizin rühmt ihm eine ganze Reihe von Heilwirkungen nach, insbesonder soll er bei Kräfteverfall jeder Art, bei Blutarmut und bei Epidemien unersetzlich sein. Jede chinesische Familie bewahrt einige getrocknete Trepangs für besondere Festtag oder für den Fall einer Krankheit auf.

„Ein Mensch, der Trepang ißt, kann nicht an Skorbut erkranken," erklärte mir Schiama, der berühmteste Trepangtaucher, mit dessen Hungas — einem japanischen Flußboot von der Form einer halben Walnuß — ich hinausgefahren war.

„Segel einziehen!" kommandierte Schiama, als das Boot an einem felsigen Inselchen vorbeiglitt, und begann die Vorbereitungen zum Tauchen zu treffen. Erst auf der Leiter, bis zum Gürtel im Wasser, bekam er den Taucherhelm aufgesetzt, und sofort fing die Luftpumpe an zu arbeiten. Seine Ausrüstung bestand aus einem Netzbeutel, der bis zu achtzig Kilo Beute faßt, und dessen Gewicht der Taucher unter Wasser fast gar nicht fühlt, und aus einem eisernen Stab mit einem spitzen Haken, mit dem er die Trepange aufspießt.

Das Wichtigste bei der Arbeit des Tauchers ist die Kunst der Luftregulierung. Nach dem Druck in den Ohren und dem Ton der arbeitenden Pumpe muß man wissen, wieviel Luft in dem Helm ist. Wenn der Taucher für einige Sekunden die Kontrolle verliert, verschwindet der Boden unter seinen Füßen, und wie ein aus der Kinderbibliothek geschossener Korken saust er auf die Oberfläche hinaus.

In der Suche nach der Beute geht Schiama mit Gigantenschritten über den Meeresboden. Das Wasser ist hier unglaublich durchsichtig. Seine Gestalt, von oben gesehen, lächerlich verkürzt, macht wie ein phantastischer Mondmensch graziöse Sprünge von fünf und sechs Metern.

„Schiama kann im Wasser schwehen," erklärte mir der Signalmatrose; „Wenn Schiama einen Trepang hoch oben von einem senkrechten Felsen holen will, läßt er den Anzug mit Luft vollpumpen und stößt sich vom Boden ab. In der Höhe der Beute läßt er einen Teil der Luft ausströmen und bleibt ohne Stützpunkt in beliebiger Höhe hängen."

Das ist der Höhepunkt der Taucherkunst.

In der Hochsaison arbeitet Schiama von morgens bis abends unter Wasser. Nur zwei- bis dreimal am Tage kommt er herauf, um zu rauchen und sich einige Minuten auszuruhen. Aber solche Arbeit ist nur in einer Tiefe bis zu 25 Meter möglich. In größerer Tiefe, bei Korea und Japan, wo die Taucher bis zu sechzig Meter tief gehen müssen, vergeht keine Saison ohne Opfer. Es hilft auch nichts, daß dort die Taucher alle fünfzehn Minuten wechseln.

„Stärker pumpen!" rief der Signalmatrose.

Das bedeutete, daß Schiama aufsteigen wollte und mehr Luft bekommen mußte. Eine Minute später stand er schon an der Treppe und reichte seinen Netzbeutel hinauf . . . .

Als ich dann auf der Treppe zum Tauchen bereit stand, und der Helm mir aufgeschraubt wurde, hatte ich das Gefühl, als hätte sich eine Gefängnistüre hinter mir geschlossen. Ich stieg die ganze Leiter hinunter und blieb an der letzten Sprosse hängen. Das Boot warf einen tiefen Schatten und rings war es dunkel. Ich drückte mit dem Kopf auf das Ventil im Helm, ließ die Leiter los und sank.

Das Sinken vollzog sich in völliger Stille. Zeitweise schien es mir, daß ich mich weder nach oben noch nach unten bewege. Rings um mich war grünliche Dichte, die wie dichter Nebel aussah. Das verblüffte mich: „Wenn es unten ebenso ist, werde ich nicht sehen . . . ." Ich blickte nach unten und sah einen Sandboden, der mit kleinen Steinen und Muscheln übersät war. Der Grund war gelb. Nach der matten Färbung des Wassers wirkte dieser Gelb besonders grell.

Meine Füße berührten den Boden und zu meinem Erstaunen zwang mich der leichte Stoß, mich zu einem Fragezeichen zu biegen, warf mich dann nach oben, von wo ich mit dem Kopf nach unten niedersiel. Ganz unwillkürlich machte ich einen Salto und legte mich auf den Bauch. Man mußte sich in dieser Lage orientieren, um sich mit den Tücken der Unterseewanderung vertraut zu machen. Ich hatte fast ununterbrochen auf das Ventil gedrückt und eine riesige Menge Luft hinausgelassen. Daher liebte ich am Boden, wie eine Fliege auf Klebepapier. Mit großer Mühe erhob ich mich auf alle Viere, und richtete mich dann auf, schwankend, mit weichen Knien, wie ein Mensch, der nach langer Krankheit zum ersten Mal das Bett verläßt.

Der Blick drang nicht weiter als sechs Meter im Umkreis. Dann verdichtete sich die grüne Trübung. In diesem Kreis lagen riesige grellrote Seesterne mit blauen Zeichnungen. Ich habe niemals so riesige Seesterne gesehen! Aber mein Erstaunen zerstreute sich bald — es war eine optische Täuschung: die Fenster des Taucherhelms und die Wasserschicht wirkten wie ein Vergrößerungsglas . . . .

Ich mußte mich jeden Augenblick auf alle Viere niederlassen, um akrobatische Kunststücke zu vermeiden, bewegte mich aber trotzdem weiter. Um mich schwammen geräuschlos irgendwelche Fische. Sie bewegten matt die Flossen, hielten oft an und blieben unbeweglich, wie künstlich. Es war, als bemerkten sie mich nicht. Ich trat beinahe auf eine häßliche Steinbutte, die von derselben Farbe wie die Steine unter ihr war. Sie rückte ein paar Zoll weiter und blieb liegen.

Nur einmal erweckte mein Erscheinen einen gewissen Eindruck. Ich erblickte einen biegsamen, schwarzen Fisch von einem Meter Länge. Der Kopf, der Schwanz, die Flossen waren eckig. Er blieb über meinem Kopf hängen und bewegte nervös den scharfen Schwanz. Bevor ich ihn mir noch richtig betrachten konnte, drehte er sich mit dem Bauch nach oben um und schoß auf mich zu. „Ein Haifisch!" dachte ich erschrocken. Ein offener Rachen glitt an mir vorüber. Der Räuber verschwand . . . .

Er konnte mir nichts tun. Ich erinnerte mich an die Erzählungen der Trepangtaucher von den jungen Haifischen, die in der Nähe der Ufer aufwachsen. Die erwachsenen Räuber halten sich draußen im offenen Meere auf. Meine Aufregung ließ nach und ich setzte meine Wanderung fort.

Je weiter ich mich fortbewegte, desto mehr veränderte sich der Charakter des Meeresbodens. Unter den Füßen lagen in dicker Schicht Steine und Muscheln. Auf festigen, mit glitschigen Grün bedeckten Vorsprüngen lagen Skelette von Seeigeln. Hier krochen auch lebendige Igel herum und hielten sich mit ihren schwarzen Stacheln an den spärlichen Seegewächsen.

Der Steinboden grenzte an einen Wald von Seetang. Ich ging wie verzaubert. Das Gras hatte alle möglichen Schattierungen und Formen. Die einen Gräser waren weiß und durchsichtig, die anderen blau wie Tabakrauch, dann feuerrot, grün, indigo, lila . . . Sie verflochten sich, bildeten Bogen, Lauben. Nischen. Zwischen ihnen blieb da und dort etwas freier Raum, und hier rief mein Erscheinen Aufregung hervor. Tausende kleiner Krebse, Würmer, Schnecken versuchten sich im Schutz der Gräser zu verstecken. Meine Bleisohlen störten sie. Die Fische schenkten mir wie bisher keine Beachtung. Langsam schwammen sie durch das Dickicht, und ließen mich an seltsame Vögel in einem seltsamen tropischen Wald denken.

Plötzlich wurde meine Bezauberung gestört. Irgend jemand zupfte mich am Gürtel . . . Ich drehte mich schnell um, in der Erwartung, irgendein Seeweser zu erblicken. Aber es war niemand da. Nur das Rohr ging in die Höhe und neben ihm hing schwankend der Signalstrick und zupfte mich am Gürtel. Man meldete mir vom Kungaß, daß es Zeit war, an die Rückkehr zu denken.

Vierzig Jahre hatte Usse-Yoso als Taucher gearbeitet. Jetzt war er zu alt dazu und hatte eine Reparatur-Werkstatt für Taucheranzüge eröffnet. Sein Lieblingsthema waren die Kraken.

„Ich habe die Kraken im Auftrage der wissenschaftlichen Station beobachtet", erzählte er mir: „sie lieben kleine, felsige Buchten mit steilem Ufer. Sie wohnen in kleinen Gesellschaften. Sie sind listig: sie wissen, daß man nicht jeden Tag eine gute Beute bekommt und machen sich Vorrat aus kleinen Muscheln, die sie an hungrigen Tagen fressen.

Einmal war ich Zeuge einer interessanten Szene: Eine Krake hatte sich vollkommen zwischen zwei Steinen versteckt und nur einen Fangarm herausgestreckt. Der Arm glich vollkommen einem Seegewächs, hatte sogar einen grünen Schimmer. Als ein Fisch vorüberschwamm, wurde dieser plötzlich zu einer Schlinge, die ihn packte und unter die Steine zog.

Für den Taucher sind nur besonders große Kraken von 150—200 Kilo gefährlich. Ein solcher Riese kann ihn mit seinen Armen erdrücken, bevor der Taucher an die Oberfläche kommt. Aber diese Ungeheuer sind sehr selten. Ich habe in den vierzig Jahren nur ein einziges Mal eins gesehen. Die meisten Kraken wiegen nicht über 100 Kilo und sind sogar ein Leckerbissen für die Taucher, weil ihr Fleisch im Geschmack an weiße Pilze erinnert, und von den Japanern, Koreanern und Chinesen teuer bezahlt werden.

Manchmal machte ich mir sogar den Scherz, daß ich der Krake erlaubte, mich mit ihren Fangarmen zu umschlingen. Das Kunststück ist nicht so gefährlich, wie es dem Laien erscheint. Das dicke Gummi des Taucheranzuges schützte mich, und selbst an den Händen und Füßen gefesselt, war ich nicht verloren. Ich durfte nur nicht auf das Ventil drücken, bis der mächtige Aufdruck der Luft mich zusammen mit der Krake auf die Oberfläche brachte. Hier hackten ihr die Matrosen die Fangarme ab und befreiten mich.

Der Krake läßt nie eine Beute, die sie gefaßt hat, los. Einmal war ich beim Sammeln der Trepange so in Eifer geraten, daß ich gar nicht gemerkt hatte, wie ich einer Krake zu nahe gekommen war. Plötzlich umfing ein Fangarm mein Fußgelenk, im nächsten Augenblick hatte ein zweiter Arm meine rechte Hand gefesselt. Es blieb mir nichts übrig, als Luft zu sammeln, um nach oben zu kommen. Aber die Krake ließ weder mich noch den Stein los, an den sie sich hielt. So sind wir auch alle drei an die Oberfläche gelangt: der Stein, ich und die Krake, die nicht unter zwei Zentner wog.

Peter Sacharow.

Bärenjagd mit dem langen Messer

Uralte und gefährliche Jagdart bei den Huzulen — In der Höhle des Karpathenbären — Berühmte Huzulenjäger

Wenn in den rumänischen Karpathen der Schnee am höchsten liegt und der Frost als gefrenger Herr über dem Hochwald steht, dann brechen allenthalben kleine Jägertrupps auf, um den Bär in seinem Schlupfwinkel aufzustöbern. Weil eine solche Exkursion manchesmal eine Woche und länger dauert, bereitet man sich entsprechend vor und deckt sich mit allem Nötigen reichlich ein.

Der gemeine Karpatenbär wird etwa einen Meter und dreißig Zentimeter groß, ist dunkelbraun und ziemlich gutartig. Wenn man ihn in Ruhe läßt, tut er niemand etwas zuleide. Viele Legenden spinnen sich in den rumänischen Gauen um den braunen König der Karpathen und manch eine weiß zu berichten, daß der Kampf zwischen Bär und Mensch nicht immer ungunsten des letzteren ausgegangen ist. Besonders im Leben der Huzulen, eines seltsamen Volksstammes von ungeklärter Herkunft, der in den hügeligen Vorläufern der eigentlichen Karpathen ansässig ist, spielt der Bär eine große Rolle. Das Volk der rothosigen Huzulen stellt die besten und erfahrensten Bärenjäger, die kühnsten vor allem. Bei den Huzulen ist eine uralte Art der Bärenjagd noch heute in Schwang, die aus einer Zeit stammt, wo man noch nicht Kugel und Biel kannte. Manche Bärenjagd wird in Rumänien organisiert nur um der Sensation willen, einen althuzulischen Bärensäger bei seinem gefährlichen Handwerk beobachten zu können.

Der erste Teil der Jagd geht damit hin, vor allem die Schlupfwinkel und Höhlen, in welchen der Bär seinen Winterschlaf hält, ausfindig zu machen. Auch hier bewähren sich die Huzulen, die einen unfehlbaren Spürsinn für das Auffstöbern dieser Schlupfwinkel an den Tag legen. Ist eine solche Höhle gefunden und hat die Witterung das Vorhandensein eines solchen Bären bestätigt, dann beginnt die eigentliche Sensation der Bärenjagd. Ganz allein, nur mit einem Messer und einer Fackel bewaffnet, dringt der huzulische Jäger in die Höhle hinein. Außen warten die Jagdgenossen mit atemloser Spannung auf den Ausgang des tollkühnen Unternehmens.

Diesem tollkühnen Vorgehen des huzulischen Jägers liegt eine ganz bestimmte Ueberlegung zugrunde, die auf der genauen Kenntnis des Bären und seiner Eigenheiten beruht. Mit der brennenden Fackel, die eine plötzliche grellende beißende Helle in der Höhle verbreitet, wird der Bär so geblendet, daß er seinen Angreifer zuerst gar nicht wahrnimmt. Hinzu kommt noch, daß der im Winterschlaf befindliche Bär äußerst benommen ist, wenn er plötzlich geweckt wird. Trotzdem entscheiden hier wenige Minuten, die es blitzschnell und zielsicher auszunutzen gilt. Der geblendete Bär erhebt sich wütend auf seine Hintertatzen. In demselben Augenblick bringt ihm auch schon das lange Messer des Huzulen tief ins Herz. Dieser Stich muß ganz sicher geführt sein, denn ein nur verwundeter Bär verwandelt sich in eine wütende Bestie, und stürzt sich blindlings auf seinen Angreifer.

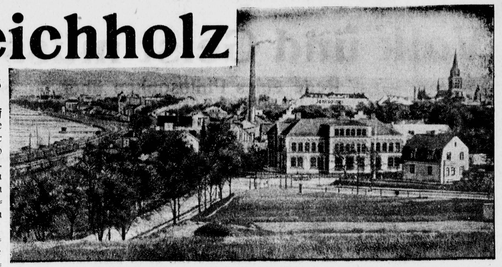
Wenige Minuten später klettert dann der siegreiche Jäger wieder ans Tageslicht und zeigt triumphierend sein blutiges Messer. Seine Volksgenossen vollführen einen übermütigen Freudentanz und eine Buddel Schnaps, die gewöhnlich der eigentliche Unternehmer der Jagd stiftet, macht ausgiebig die Runde. Dann klettern, je nachdem der Schlupfwinkel Platz bietet, zwei oder mehrere Männer hinein und ziehen den toten Bären mit Hilfe von Stricken ans Tageslicht. Ein Bote ist inzwischen ins Tal gelaufen und kommt nun mit Pferd und einem primitiven Schlitten zurück, auf den der Bär geschnallt wird. Oft muß allerdings der Bär durch dessen zusammengeschnürte Tatzen dann ein Tragestock gezogen wird, in stundenlangem Abstieg von den Jägern selbst ins nächste Dorf geschafft werden.

Es gibt in den Karpathen berühmte Huzulenjäger, von denen mancher schon hundert und mehr Bären auf die erwähnte Weise mit dem Messer erlegt hat.

Hermann Schlüter

Weltmacht Streichholz

Der Werdegang des Zündholzes



Die Keimzelle der schwedischen und Weltzündholzindustrie, die größte Zündholzfabrik bei Jönkoeping in Schweden.

Als die Kunde von dem Selbstmord Ivar Kreugers in die Welt hinausging, horchte ein jeder auf. Der Zündholzfabrikant der Welt war aus dem Leben geschieden. Nur ein Zündholzfabrikant? Kreuger war mehr. Er war nicht nur der unumschränkte Beherrscher des gesamten Zündholzgeschäftes, er war auch der Bankier des halben Erdballs. Manche betrachteten ihn als den reichsten Mann der Welt, und in der Tat hatte sein Konzern eine Ausdehnung und Verästelung angenommen, daß es dem Uneingeweihten gänzlich unmöglich war, eine richtige Vorstellung von Kreugers Besitz zu gewinnen.

So groß diese Weltmacht im Reiche der Wirtschaft war, so klein, fast winzig, waren die Bausteine, aus denen sie errichtet war: die kleinen Zündhölzchen, unsere ständigen, unzertrennlichen Begleiter durch den Alltag, von denen jedes einzelne fast gar keinen Wert repräsentiert, und die erst zu 50—60 Stück in eine Schachtel gefüllt, einen Wert von 3 Pfennig erreichen. Wenn man bedenkt, daß von diesem Pfennigbetrage ein großer Teil in den Händen des Kaufmanns und Straßenhändlers als Gewinn verbleibt, daß eine nicht unbeträchtliche Zündholzsteuer darauf lastet, und daß schließlich Rohmaterial und Arbeitslohn bezahlt werden müssen, so erscheint es unfaßbar, daß für den eigentlichen Hersteller des Zündholzes noch ein Gewinn verbleiben solle, nach unfaßbarer, daß daraus ein weltbeherrschender Konzern aufgebaut werden könne. Nun, es geht, und Kreuger hat es uns am besten bewiesen.

Das ganze Geheimnis ist hier die Fabrikationsmethode. Wie kann sonstwo ist hier die Maschine in den Dienst der Produktion gestellt. Vom ungefügen Baumstamm bis zur fertig verpackten Zündholzschachtel wird die ganze Arbeit von Maschinen geleistet, fast ohne Zutun der menschlichen Hand. Zu ungezählten Millionen werfen diese Maschinen die fertigen Streichhölzchen aus, machen sie versandfertig und nur dieser beispiellosen Massenproduktion dankt die Zündholzindustrie ihre Rentabilität.

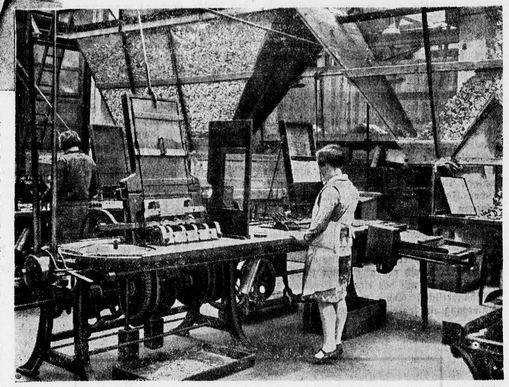
In der Herstellung des Zündholzes kann man drei große Teilprozesse unterscheiden. Der erste betrifft die Herstellung der Schachteln, der zweite die der eigentlichen Zündhölzchen, der dritte die Füllung der Hölzchen in die Schachteln und deren Verpackung.

Der gesamte Fabrikationsbetrieb beginnt mit dem Schälen des Rohmaterials, das fast ausschließlich aus Espen- oder Pappelholz besteht. Die Stämme, die nicht zu trocken sein dürfen, werden von der Rinde befreit, in gleich lange Stücke geschnitten und vor ein Schälmesser gespannt. Während sich der Holzklotz dreht, schält das Messer 0,8 Millimeter dicke Streifen ab, die zur Herstellung der Schachtel dienen. Die Streifen werden dann in entsprechend breite Holzbänder geschnitten, aus denen besondere Maschinen die inneren und äußeren Schachtelteile herstellen. Von einer Seite läuft blaues Papier in die Maschine, die es mit Kleister bestreicht und um das Holz klebt. Auf diese Weise werden, kaum daß Menschenhände in Anspruch genommen werden, in einer Minute 120 Außenschachteln und etwa 80 Innenschachteln hergestellt. Ein laufendes Band führt die Schachteln in die Trockenschränke, wo sie einem einstündigen Trockenprozeß unterworfen werden. Eine weitere Maschine schiebt die Schachteln zusammen und beklebt sie mit Etiketten.

Die Herstellung der eigentlichen Zündhölzchen beginnt ebenfalls im Schälraum. Hier werden von dem Holzklotz 2,2 mm dicke Streifen abgeschält, in Holzdraht von gleicher Dicke zerschnitten, der dann wieder in die einzelnen Stäbchen von etwa 5 cm Länge zerteilt wird.

Das Schälen des Holzklotzes

Eine solche Maschine ist imstande, täglich viele Millionen Hölzchen zu liefern. Die Holzstäbchen werden zunächst durch Eintauchen in eine bestimmte Flüssigkeit imprägniert, damit sie, wie es auf den Streichholzschachteln heißt, nicht nachglühen, dann getrocknet, in einer großen Trommel poliert und schließlich der Komplettmaschine zugeführt, die mittels sinnreicher Vorrichtungen die Streichhölzer an einem Ende paraffiniert und den Kopf des Hölzchens in die Zündmasse taucht. Das Streichholz ist fertig. Weitere Maschinen ordnen die Hölzchen, teilen sie in Häufchen von etwa 60 Stück ab, füllen sie in die Schachteln, die nunmehr in einer Anstrichmaschine mit der Reibfläche ausgestattet werden. Den Abschluß bildet die Packmaschine, die je 10 Schachteln zu den wohlbekannten grünen Päckchen zusammenpackt und etikettiert.



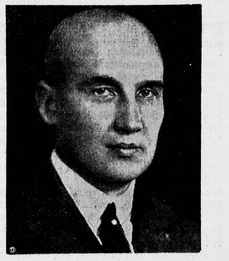
Eine Maschine, die eine Million Streichhölzer mit einemmal zündfertig macht. Die Hölzchen sind, wie die Haare auf einer Bürste, auf einem Bande aufgereiht, das sie mit ihrem Kopf in drei verschiedene Lösungen taucht, die nach der Erhärtung das Zündköpfchen bilden.

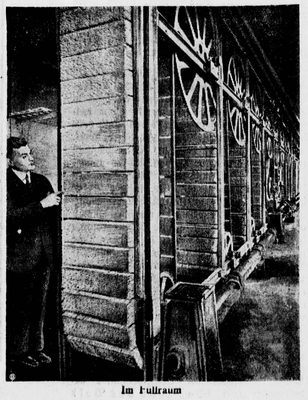
Freilich ist es ein langer Weg, den die Zündholzindustrie zurücklegen mußte, ehe sie die heutige maschinelle Vollendung erreichte, die auch nur dadurch möglich war, daß es im Laufe der Jahrzehnte gelang, das Zündholz selbst immer mehr zu vervollkommnen und zu verbessern, denn die ersten Zündhölzer, welche die Menschheit kannte, waren recht unhandliche Dinger, von denen sich nicht einmal mit Gewißheit feststellen läßt, wer der eigentliche Erfinder war. Wie bei allen großen Entdeckungen, ist es auch hier eine ganze Reihe von Erfindern, die diesen Ruhm in Anspruch nimmt. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte jedoch der Engländer Cooper der erste gewesen sein, der bereits im Jahre 1825 zu seinem Privatgebrauch Zündhölzer mit einem Zündkopf aus Schwefel und Phosphor anfertigte. 1827 entdeckte der Apotheker John Walker, ebenfalls ein Engländer, daß ein Hölzchen, welches an seinem Kopf mit einer Zündmasse aus Schwefel und Knallquecksilber versehen war, sich leicht entzündete, wenn man es in eine Schwefelsäure tauchte und dann zwischen zusammengefalteten Schmirgelpapier rasch hinbrachzog. Weitere Erfinder folgten, doch wurde eine wesentliche Verbesserung erst durch die Entdeckung der Phosphorhölzchen erreicht, die dem Deutschen Jacob Friedrich Kammerer zugeschrieben wird. Kammerer stellte bereits 1832 in Ludwigsburg fabrikmäßig Phosphorhölzer her. Diese Hölzer waren jedoch sehr feuergefährlich und durch ihren Bestandteil an Phosphor auch sehr giftig. Nicht nur die Arbeiter, die mit ihrer Herstellung betraut waren, erkrankten ständig, auch Giftmorde und Selbstmorde mit Hilfe von Streichholzkuppen häuften sich, so daß in einzelnen Ländern die Herstellung und der Verkauf von Phosphorhölzchen gänzlich verboten wurde.

Ein grundlegender Fortschritt ergab sich erst durch die Erfindung des Schweden Pasch, der den giftigen Phosphor auf die Reibfläche verbannte, und kurze Zeit später durch die Entdeckung des ungiftigen, roten (amorphen) Phosphors durch Anton Schrötter in Wien, wodurch dem Frankfurter Chemiker Rudolf Böttger die Herstellung der „Antiphosphor- oder Sicherheitszündhölzer" gelang. Es bedurfte jetzt nur noch einiger Verbesserungen, die den schwedischen Brüdern Lundström gelangen, und die moderne Zündholzindustrie war geboren. Schweden war es vorbehalten, auf diesem Gebiete in kurzer Zeit eine unumstrittene Vormachtstellung zu erlangen, vor allem durch seinen großen Vorrat an Espenholz, das für die Herstellung der Zündhölzer am besten geeignet ist. Ivar Kreuger hat schließlich durch eine straffe Konzentration zunächst der schwedischen Zündholzindustrie, dann durch Ausschaltung jeder Konkurrenz in anderen Ländern und die Erlangung von Zündholzmonopolen, darunter auch in Deutschland, jenes imposante Wirtschaftsgebäude errichtet, das sich uns heute als der weltumspannende Kreuger-Konzern präsentiert und der jetzt nach dem Tode seines Gründers und Leiters seine Feuerprobe zu bestehen hat.

***

Der schwedische Zündholzkönig Ivar Kreuger war einer der reichsten Männer der Welt. Vor einigen Jahren gewährte er Deutschland bekanntlich eine Anleihe von 500 Millionen Mark. Mit dem Selbstmord des 50jährigen Kreuger — infolge der schwierigen Lage seines über die ganze Erde verbreiteten Konzerns — fand das Leben eines der erfolgreichsten Wirtschaftsführer seinen Abschluß. Kreuger bekätigte sich zuerst in der Holzindustrie. Als er zur Zündholzindustrie übergegangen war, gelang es ihm, fast alle großen Fabriken Schwedens zu einem Trust zusammenzuschließen. Von da ab eroberte er Schritt für Schritt die Streichholzindustrie der ganzen Welt. Der Einfluß des Kreugerkonzerns erstreckte sich auch auf Erzgruben, Banken, Textilien- und Papierfabriken.





Im Fullraum

Die jährliche Zündholzproduktion in Deutschland
= 5 Milliarden Stück

Volk und Geist müssen sich wiederfinden

Rede eines Philosophen über die Schuld unserer Zeit / Von Leopold Ziegler

Am „siebenten Tag" soll der Mensch ruhen. Ruhen aber nicht nur in spießbürgerlicher Gemütlichkeit oder in oberflächlichem Zeitvertreib, sondern er soll auch ruhen um sich zu besinnen. Sich zu besinnen auf das „Wozu" und „Warum" des Lebens. Um das Fragen des inneren Menschen wieder wach werden zu lassen, das im geschäftigen Treiben der sechs Werktage, im lärmenden Umschwung der Welthast, im Rummel der Zerstreuungen des modernen Lebens ganz ausgetilgt schien. Der Mensch soll wieder Mensch werden, ein sinnendes, wahrheitssuchendes Wesen, das kein Genüge findet an den Schlagworten der Gegenwart und an den Sensationen des Tages. Darum soll der „Siebente Tag", der des Lebens Außenseite vielfältig spiegelt, an dieser Stelle Raum haben für einen Blick nicht hinter die Ideen-Kulissen der Zeit, sondern in jene Tiefen, in denen die letzten Entscheidungen fallen. Wer heilhörig ist, spürt den neuen Aufbruch des Geistes, der die Welt wieder erobern will, die mit geschäftiger „Klugheit" alle Abgründe überbrücken wollte und damit doch nur eine Riesenverwirrung anrichtete, in die wir nun schicksalhaft verstrickt scheinen. Wer nicht mehr die Kraft aufbringt, für Augenblicke wenigstens den Blick in die Tiefe und Weite der Lebensgründe zu richten, der überschlage diese Seite. Wer aber so alles tiefere Nachsinnen ablehnt, der wird schließlich, bei allem Bescheid wissen über das Neueste und Interessanteste des Tages, an seiner Zeit vorbeileben. Denn „immer noch haben die Quellen das Wort" (Mörike). Der wird schließlich von einem neuen Geiste überrumpelt werden, den er nicht versteht, und wird sich damit ausschalten aus dem Aufbau der Zukunft in diesem Geiste, der in der Not der Zeit um das Bewußtwerden seiner selbst ringt.

Dr. E. W.

Als geistige Menschen aufgerufen, unsere Not zu künden, haben wir zuerst gemäß der Wahrheit zu bekennen: wo Not ist, ist auch Schuld! Wo Not ist, ward ihr nicht rechtzeitig gesteuert oder nicht mit den rechten Mitteln. Wo Not ist, wurde sie nicht gewendet und so auch das Not-Wendige nicht getan. Was aber die Schuld des Geistes und der Geistigen angeht, liegt sie klar genug zutage. Der Geist, wie wir ihn verstehen oder mißverstehen, hat eine Kluft aufgetan zwischen uns und dem Volke, dem wir nach Blut und Schicksal angehören; statt unseres Volkes Mund zu sein, waren wir eines Tages bloß noch sein Gehirn.

Einmal, in ferner Zeit, war der Geist ganz schlicht der Odem, war er der Einhauch Gottes. Ob die hebräische Bibel von der nah berichtet, die sich als Geistkraus auf Israels Propheten niedersenkte; ob die griechischen Evangelien das Pneuma auf die Apostel Christi herabsehen; ob die lateinische Uebertragung des Alten und Neuen Testaments den spiritus sanctus als dritte Person der Dreieinigkeit erkennt (nicht nur die lateinische Uebertragung der Vulgata, sondern natürlich auch der griechische Urtext kennt die dritte Person der Dreieinigkeit. Die Schriftf.), — stets bleibt der Geist der Schöpfungsatem, kraft dessen sich der Mensch als das Geschöpf seines Gottes wußte. Niemals verwechselt die Schrift den Geist mit einem denkenden, urteilenden, schließenden Vermögen des Verstandes, wie es im späteren Abendlande herkömmlich geworden ist. Noch die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts wirken und lehren aus jenem biblischen Geiste, der uns aus einigen großen Deutschen, aus Paracelsus und Böhme, Fichte und Görres, Arndt und Bismarck bisweilen noch fühlbar anweht. Stimme des Volkes genau insoweit, als sie die Inspirierten Gottes waren, fanden sie genau insoweit das Gehör des Volkes; und alles änderte sich von Grund auf erst, als sich der Geist aus einem Element der Schöpfung in ein Instrument des Denkens verwandelte, in eine Disziplin wissenschaftlicher Erkenntnis und gelehrter Bildung. Seither erreicht seine abgezogene Sprache in Begriffen und Fachausdrücken das Volk seltener und seltener. Als die Geistigen, als die Gelehrten, als die Gebildeten sonderte er uns aus dem großen, unwillkürlichen Dasein des Volkes aus, ließ er das lebendigmachende Wort auf unsern Lippen zu einer toten Formel ersterben. Nun es kam, wie es kommen mußte, entspringt des Geistes höchste Not unmittelbar seiner tiefsten Schuld. Wir, seine Diener, stehen heute mitten im leeren Raume, und sogar unsere dringendsten Zeichen des Alarms werden in Wellen ausgesendet, auf welche kein Empfänger die seinigen abgestimmt hat.

Soviel über die Not, soviel über die Schuld des Geistes. Hat es mit der Not des Volkes ähnliche Bewandtnis? Wurzelt auch sie in einem schuldhaften Versäumen? Oder entbehrt im Gegensatz zum Geiste das Volk vollkommen schuldlos? Wer nicht tiefer blickt, wird leicht und gern bejahen. Was soll auch schon das Volk dafür können, daß es unaufhaltsam verarmt, und daß seinen Söhnen kein einziges Gewerbe, kein einziger Beruf die Gewähr eines wirtschaftlichen Fortkommens mehr bietet? Was kann das Volk dafür, wenn es sich in eine Lebensordnung hineingedrosen findet, die es in keinem Zuge mehr versteht? Wenn es gewahrt, wie auf der einen Seite allerdings unendliche Gütermengen für jeglichen Bedarf verfertigt und aufgespeichert werden, dicht nebenan jedoch der Mangel am Nötigsten herrscht? Wenn es plötzlich in den Zusammenbruch einer Wirtschaftsform hineingezogen wird, obschon die Fruchtbarkeit der Erde nicht merklich erschöpft ist, obschon der Boden noch immer ungenannte Schätze birgt, obschon die Naturkräfte unversehrt, die Menschenhände arbeitswillig sind? Was kann das Volk dafür, das duldsame und leidgeprüfte, daß jenseits des großen Wassers die Rohstoffländer ihren Erntesegen in den nämlichen Stunden gewaltsam vernichten, wo diesseits so viele Menschen darben? Daß drüben der Erzeuger von Weizen und Kaffee, von Zucker und Baumwolle im eigenen Reichtum erstickt und heimlich den Himmel um Mißwachs angeht, während hüben dem Verbraucher die begehrte Ware unerschwinglich bleibt?

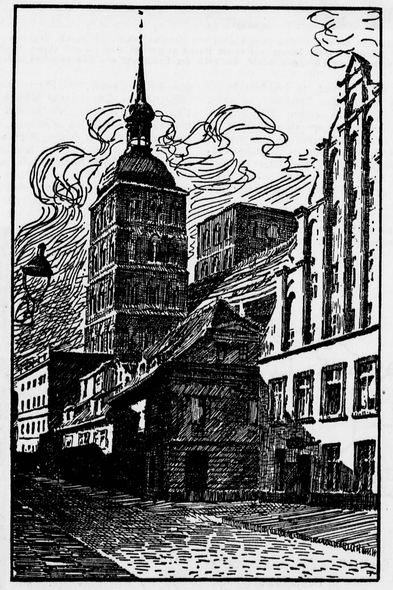
Das Volk wird es ja nie billigen oder auch nur fassen, daß man diese auf den Börsen zeitweilig entwerteten Waren lieber durch Feuer und Wasser zerstört, als sie unter ihrem Preise losschlägt oder gegebenen Falls verschenkt. Stumm und verbissen schaut es zu, wie ein Bauernhof nach dem andern unter den Hammer kommt, das flache Land verödet, das Großgewerbe Millionen fleißiger Hände vom Arbeitsvorgang freisetzt, die Hohen Schulen ihre Studenten für längst überfüllte Berufe vorbereiten, Welthandel und Weltwirtschaft fortschreitend einschrumpfen, die Pariser und Newyorker Banken das Gold der Welt sinnlos in ihren Gewölben häufen .... Angesichts so brutaler Wirklichkeiten, wer wird das Volk ernstlich einer Schuld zeihen wollen? Wird es nicht vor unsern Augen das Opfer eines ungeheuerlichen Kalkuls? Bekommt es nicht am eigenen Leibe eine Wahrheit zu fühlen, die seine Führenden ihm nicht oft genug einzuprägen wußten: Wirtschaft sei Schicksal? Ja, wenn dies tatsächlich die Wahrheit ist, die ganze Wahrheit, — wie sollte es da noch irgendeine Schuld geben? Dann ziemt dem Volke wirklich nur das eine — Ergebung ins Unabänderliche! Dann war das Wort vom Untergang ein seherisches Wort!

Genau hier aber, wage ich zu behaupten, beginnt eine ganz bestimmte Verschuldung des Volkes gegen sich selber und gegen seine Zukunft. Genau hier, wo das Volk Schicksal sagt und damit die Freiheit von der Schwelle seines Lebens vertreibt. Genau hier, wo es den Anteil des Geistes an den Ordnungen unserer Menschenwelt leugnet. Genau hier, wo es sich der sogenannten Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft blindlings unterwirft und damit sein Geschick besiegelt. Denn, um alles mit einem Wort zu sagen: was dem Volk in diesem Augenblick zum Verhängnis zu werden drohte, ist viel weniger die vorgebliche Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft als der verstockte Aberglaube an sie! Die Wirtschaft folgt eisern und zwangsläufig dieser ihrer Eigengesetzlichkeit, solange wir auf sie allein unser Augenmerk richten. Aber bildsam, wie alles Geschaffene, fügt sich auch die Wirtschaft den Absichten und Strebungen der Freiheit, sobald wir auf diese unsere Aufmerksamkeit sammeln.

Was heißt zuletzt Eigengesetzlichkeit? Wenn ich mit meinem Finger den Abzug einer geladenen Büchse berühre und losdrücke, bezweifelt niemand, daß Geschwindigkeit, Flugbahn, Durchschlagskraft meiner Kugel bis ins kleinste nach den Regeln der Ballistik errechnet werden können — und insofern folgt das Geschoß durchaus seinem eigenen Gesetz. Trotzdem wird niemand bestreiten, daß von der Erfindung des Schießpulvers an bis zur Herstellung und zum Erwerb von Waffe und Geschoß, bis zur Wahl des Schußfeldes und des lebendigen oder toten Zieles ungezählte Zweck- und Willkürhandlungen erfolgen müssen, die ihrerseits die Kette der Eigengesetzlichkeit unterbrechen und ausnahmslos auf dem freien Entschluß von Menschen beruhen.

Kaum anders verhält sich's mit der wirtschaftlichen Eigengesetzlichkeit. Mögen immerhin Fertigung, Tausch und Verteilung der Sachgüter ebenso eindeutig den Wirtschaftsgesetzen folgen wie die Ereignisse auf dem Arbeits- oder Geldmarkt — diese ganze Eigengesetzlichkeit besteht zuletzt doch nur aus Teilgesetzlichkeiten, mit welchen die freie Zielstellung von Personen oder Gruppen mehr oder weniger überlegen schaltet. Seitdem der geschichtliche Mensch sein Arbeitsgerät erfindet und formt, seitdem er Steine glättet, Metalle schmiedet, Pflanzen veredelt, Tiere züchtet, seitdem er die Grundstoffe der Natur verwandelt und den Wirkungsgrad ihrer Grundkräfte fast unbegrenzt vervielfältigt, — seitdem entquillt jeder Wirtschaftsvorgang der Freiheit seiner Planung. Seither hat jede Nation, hat jeder Gesellschaftskörper — der deutsche Volkswirt Friedrich List versuchte es uns bereits vor hundert Jahren einzuhämmern — genau die Wirtschaft, die sie wollen; vorausgesetzt freilich, daß sie überhaupt wollen!

Damit sind wir unversehens bei unserm Ausgang wieder angelangt. Es war die Not des Geistes, das Volk nicht mehr zu erreichen; und hinter dieser Not verbarg sich eine Schuld, zu der wir uns bekennen mußten. Und wiederum — es ist die Not des Volkes, dem Geiste sein Vertrauen zu entziehen und sich um ihn nicht mehr zu kümmern: auch hinter dieser Not verbirgt sich Schuld, die wir bekennen müssen. In einem alten Weisheitsbuche des Fernen Ostens finden wir die Doppelnot, an der wir heute kranken, in tiefer und schlichter Sinnbildlichkeit ausgedrückt. Wenn Himmel und Erde auseinanderstreben, heißt es in diesem Buche, wenn das Schöpferische und das Empfangende, der Geist und das Volk einander meiden, dann stehen Welt und Mensch im Zeichen der Stockung. Dann können sich die beiden Urmächte unseres Lebens nicht befruchten. Dann findet der Führer keine Gefolgschaft und die Bewegungen in der Tiefe verebben spurlos. Ob sich Himmel und Erde, das Schöpferische und das Empfangende, der Geist und das Volk künftig wieder nähern werden, entscheidet mithin die Ueberwindung der Stockung. Für die Bereitschaft des Geistes stehen wir Geistigen ein. Für die Bereitschaft des Volkes vermag allerdings nur das Volk einzustehen. Möge es die Einmaligkeit der Stunde nützen, und diese unsere deutsche Not, Not des Geistes und des Volkes, wird zum Hebel der Not-Wende.



Nicolaikirche in Stralsund — Fritz Bittmel

Weisheiten und Bosheiten

Von P. Chrysostomus Conrath.

Das Huhn.

Sobald das Huhn unbefangen eingestand, wie krank es sich fühle, stürzte sich die ganze Schar der andern Hühner darauf und zerhackte es mit den Schnäbeln.

Das Ufer.

„Enge mich nicht so ein!" sprach der junge Bach zu dem festen Ufer. „Du hemmst meine Entfaltung!"

„Und was würdest du machen," fragte das Ufer boshaft, „wenn ich aufhörte, dich zu hemmen?"

*

Das sind unerträgliche Menschen, die zwar unser Glück wollen, zugleich uns aber die Art und Weise vorschreiben, wie wir es zu erreichen haben.

Einem kleinen Charakter seine Fehler nennen, heißt, diese Fehler mit doppelter Kraft gegen sich selbst auf den Plan rufen.

Eine ganz schlimme Art der Tyrannei ist die, das Zartgefühl eines Menschen als Hafen benutzen, um daran seine brutalen Forderungen anzuknüpfen.

(Aus „Vom frohen Leben".)

Frau Ingrid fährt Kalesche

Originalroman von Wilhelm Scheider

(Nachdruck verboten!)

I.

Ouvertüre

Gewitter und Wolkenbruch, von der Nordsee kommend, toben über die Waldchaussee.

Inmitten blauzuckender Blitze, übergossen von heftigen Wasserströmen, rollt auf dieser Chaussee ein seltsames Gefährt heran.

Eine gedeckte Kutsche von geschwungenen barocken Formen, ein Wagen, der dem längst entschwundenen neunzehnten Jahrhundert angehört: eine Kalesche.

Auf dem Kutschbock thront Jacob Himmelsgast. Er ist fassungslos. Soeben hat ihm ein Windstoß das Abzeichen seiner Würde entführt: seinen hohen, blanken Zylinderhut, Jahrgang 1880.

Somit ist die Kalesche eigentlich führerlos geworden. Da aber die beiden blanken, wohlgenährten Gäule Hans und Grete seine Arbeitsgerät erfindet und formt, seitdem er Steine glättet, Metalle schmiedet, Pflanzen veredelt, Tiere züchtet, seitdem er die Grundstoffe der Natur verwandelt und den Wirkungsgrad ihrer Grundkräfte fast unbegrenzt vervielfältigt, — seitdem entquillt jeder Wirtschaftsvorgang der Freiheit seiner Planung. Seither hat jede Nation, hat jeder Gesellschaftskörper — der deutsche Volkswirt Friedrich List versuchte es uns bereits vor hundert Jahren einzuhämmern — genau die Wirtschaft, die sie wollen; vorausgesetzt freilich, daß sie überhaupt wollen!

Damit sind wir unversehens bei unserm Ausgang wieder angelangt. Es war die Not des Geistes, das Volk nicht mehr zu erreichen; und hinter dieser Not verbarg sich eine Schuld, zu der wir uns bekennen mußten. Und wiederum — es ist die Not des Volkes, dem Geiste sein Vertrauen zu entziehen und sich um ihn nicht mehr zu kümmern: auch hinter dieser Not verbirgt sich Schuld, die wir bekennen müssen. In einem alten Weisheitsbuche des Fernen Ostens finden wir die Doppelnot, an der wir heute kranken, in tiefer und schlichter Sinnbildlichkeit ausgedrückt. Wenn Himmel und Erde auseinanderstreben, heißt es in diesem Buche, wenn das Schöpferische und das Empfangende, der Geist und das Volk einander meiden, dann stehen Welt und Mensch im Zeichen der Stockung. Dann können sich die beiden Urmächte unseres Lebens nicht befruchten. Dann findet der Führer keine Gefolgschaft und die Bewegungen in der Tiefe verebben spurlos. Ob sich Himmel und Erde, das Schöpferische und das Empfangende, der Geist und das Volk künftig wieder nähern werden, entscheidet mithin die Ueberwindung der Stockung. Für die Bereitschaft des Geistes stehen wir Geistigen ein. Für die Bereitschaft des Volkes vermag allerdings nur das Volk einzustehen. Möge es die Einmaligkeit der Stunde nützen, und diese unsere deutsche Not, Not des Geistes und des Volkes, wird zum Hebel der Not-Wende.

Frau Ingrid fährt Kalesche

Originalroman von Wilhelm Scheider

(Nachdruck verboten!)

I.

Ouvertüre

Gewitter und Wolkenbruch, von der Nordsee kommend, toben über die Waldchaussee.

Inmitten blauzuckender Blitze, übergossen von heftigen Wasserströmen, rollt auf dieser Chaussee ein seltsames Gefährt heran.

Eine gedeckte Kutsche von geschwungenen barocken Formen, ein Wagen, der dem längst entschwundenen neunzehnten Jahrhundert angehört: eine Kalesche.

Auf dem Kutschbock thront Jacob Himmelsgast. Er ist fassungslos. Soeben hat ihm ein Windstoß das Abzeichen seiner Würde entführt: seinen hohen, blanken Zylinderhut, Jahrgang 1880.

Somit ist die Kalesche eigentlich führerlos geworden. Da aber die beiden blanken, wohlgenährten Gäule Hans und Grete seine Hüte verlieren können, rollt das wunderliche Gefährt trotz Blitz, Donner und strömendem Regen immer noch gleichmäßig auf der rechten Seite der Waldchaussee.

In der dunklen Höhle der Kalesche sitzt eine Frau.

Keine Greisin, sondern eine junge Frau, noch nicht dreißig, weder barock angezogen, noch häßlich, sie wirkt auch keine ängstlichen Blicke auf die überflutete Straße, sondern liegt seelenruhig und mit dem Ausdruck äußerster Zufriedenheit im Rücksitz.

Das Unwetter verstärkt sich. Plötzlich grellt kurz vor dem Wagen silberne Helle . . . Blitz und Donner fallen zusammen . . . Die Welt kracht in Stücke.

Ein Ruck. Und festgewachsen stehen die Gäule. Der Blitz ist in den Wald geschlagen. Jacob Himmelsgast, die Rolle voll schweligem Geruchs, klammert sich an den Kutschbock.

Nun verläßt die junge Frau den Wagen. Im strömenden Regen läuft sie nach vorn zu den Pferden, fährt den stampfenden und wiehernden Tieren mit weicher Hand über die Nüstern.

„Ruhig, Kinder! Aber Grete, ich verstehe dich nicht . . . eine Frau muß sich fassen können."

In diesem Augenblick erdröhnt die Luft von neuem. Aber dieses Dröhnen steht mit dem Gewitter in keinem ursächlichen Zusammenhang.

Erschreckt blickt die junge Frau nach oben. Und sieht keine zehn Meter über den ragenden Bäumen ein tobendes, dunkles Ungeheuer dahinschießen.

Dann saust der Riesenvogel direkt in den Wald hinein. Ungeheuerliches Splittern und Krachen des verwundeten Waldes.

Darauf Stille . . . nichts als das Geräusch des strömenden Regens . . . sekundenlang.

Und dann Schreie, gellende Hilferufe.

Die Hand der jungen Frau, die zunächst zuckend in die Zügel der Pferde gefallen ist, lockert sich jetzt. Helle, aufgerissene Augen starren in den Wald.

Dann klingt eine klare Befehlsstimme auf: „Jacob, herunter vom Bock, wir müssen helfen!"

Und schon steht sie unter den Bäumen, im hohen Buchenwald.

Sie läuft so schnell, daß der alte Jacob ihr nicht folgen kann. Nach wenigen Minuten steht sie vor dem Trümmerhaufen. Nichts als verbogenes Metall, ein Wirrwarr von Drähten, zersplittertes Holz, ein Chaos, starker Benzingeruch.

Und hervor aus diesem Chaos Schreie und leises Stöhnen.

Sie dringt vor. Ihr leichtes, dunkles Kleid, ein nasser Fetzen, zerreißt . . . sie fühlt es nicht . . . nur vorwärts.

Mit harter Hand biegt sie Blech und verworrene Drähte auseinander, erklimmt den Trümmerhaufen. Plötzlich tritt Stille ein: Sie muß von dem Verwundeten entdeckt worden sein.

Sie klettert weiter. Da endlich unter ihr — eingezwängt in Metallgerümpel — hilflose, blutende Menschen: zwei Männer. Sie sieht, wie ihre verzweifelten Befreiungsversuche mißlingen, sie ruft ihnen hastige Worte zu: „Ruhe. Sie sind doch gerettet . . . ich komme zu Ihnen!"

Mit zusammengebissenen Zähnen bringt sie die Kraft eines harten Mannes auf. Sie zerrt am Metall, an Drähten. Das Blut fließt ihr über die Hände, sie fühlt es nicht. Ihr schönes, mattblondes Haar, das gelöst im Nacken lag, löst sich, sie merkt es nicht.

Sein Kamerad, der Pilot Stanley Livingstone Marshall, ist aus anderem Holz geschnitzt. Dem Aeußeren nach ist er der Typus des Südfranzosen, mittelgroß, olivenfarbig, mit kleinem, dunklen Bärtchen, blauschwarzen, glatten Haaren und einem braunen, sanften Blick. Er ist derjenige, der gewohnheitsgemäß die Gedanken seines Freundes in Worte übersetzt.

Er bleibt ruhig im Stuhle liegen und macht Herrn Wiedemann klar, daß man endlich den Besuch bei Frau Hagedorn aufgeführt hat. Wiedemann gehört zu dem Kreis von Personen, die von Frau Ingrids Tat wissen, der aber den Jungens gegenüber einen feierlichen Eid geschworen hat, nichts zu verraten.

Als er nun von der Besuch hört, pfeift er ein Offenbach-Motiv.

„Diese seltene Frau hat euch wohl ein wenig in Verwirrung gebracht, was?"

„Wollen Sie uns nicht von ihr erzählen?" fragt Stan.

Wiedemann entzündet eine Pfeife und blickt lächelnd den Rauchkringeln nach.

Seltsam, denkt er, sie haben diesen Besuch immer hinausgeschoben. Fürchteten sie Frau Ingrid, die sie vor zehn Tagen im Klingenbergschen Sanatorium abgeliefert und sich dabei ausgebeten hatte, daß man sie nicht verriet?

Trotzdem war etwas durchgesickert.

„Frau Hagedorn," sagte Wiedemann endlich, „ist sozusagen eine alte Freundin von mir. Da gab es eine Zeit gleich nach dem Kriege, als ich ihr den Hof machte." Bald danach heiratete sie den Konsul Alfred Hagedorn. Er war drei Jahre älter als ich. Bitte, MacLean, wollen Sie nicht doch lieber Platz nehmen? Ihre Beine machen mich nervös, sie sind so schrecklich gelund."

Nun sitzt man im Kreise.

„Ingrid Dufendang," fährt Wiedemann lächelnd fort, „war ein sagenhafter toller Kerl, Tochter des sehr wohlhabenden Reeders Heinrich Dufendang. Er ist seit Jahren nicht mehr am Leben. Von Männern hielt sie nicht viel, lachte zunächst alle aus, die sich an sie heranmachten. Und das waren viele. Sie war damals noch hübscher als heute. Und außerdem war der alte Reeder sehr vermögend. Beide Faktoren lockten. Nein, sie jagte alle Bewerber davon. Sport, Tempo, das war ihr Revier. Sie war das erste Mädel in der hamburgischen guten Gesellschaft, das seinen eigenen Wagen führ. Schließlich beteiligte sie sich sogar an Motorboot- und Automobilrennen. Wie sie an Alfred Hagedorn geraten ist, darüber zerbricht man sich in Hamburg noch heute den Kopf. Er war fast zwanzig Jahre älter als sie. Aber ein Kerl, sage ich euch, ein hagerer, zäher Bursche. Und ein Draufgänger. Kam von unten und hatte es zu enormem Reichtum gebracht, besaß Jutefabriken, Ueberseedampfer und große Ländereien in der Südsee und Niederländisch-Indien. Berühmt war er als Polospieler und Reiter. Dabei war er ein warmherziger Mensch, noch heute sprechen seine Arbeiter von ihm, von seiner Güte und Großzügigkeit. — Nun, die Ehe Alfreds mit Ingrid war wohl sehr glücklich, sie ergänzten sich. So sagte man . . . ich selber verstehe als Junggeselle nichts davon. Da verunglückte Alfred Hagedorn vor drei Jahren bei einem Autounfall tödlich. Die Hagedorns hatten zuletzt ein sehr großes Haus geführt. Nur die allerbeste Gesellschaft verkehrte dort. Man nannte Ingrid Hagedorn „die Königin von Hamburg".

Der schlitzäugige Wiedemann hat bis dahin ins Glas gestarrt und sanft gelächelt. Aber nun hebt er den Blick, die Augenschlitze werden noch enger. So blickt er in unendliche Ferne.

„So, Alfred Hagedorns Tod . . . das war ein Ereignis in Hamburg! Und die Ueberraschung, die darauf folgte! Ingrid Hagedorn, die Königin von Hamburg, verperrte ihr Haus, verkaufte ihre drei Automobile, die schönsten Wagen der Stadt. Und ließ sich vor keinem Menschen sehen. Nicht einmal ihre besten Freundinnen wurden vorgelassen. Nur Gerüchte drangen an die Außenwelt, sie sitze den ganzen Tag vor dem Arbeitstisch ihres Mannes, versunken, still mit toten Augen. Erst ein Jahr nach seinem Tode verließ sie zum erstenmal das Haus am Harvestehuder Weg.

Aber wie verließ sie es. Nicht zu Fuß, nein, in einem Wagen. Aber was für einem Wagen! Einem uralten Gefährt, Erbstück ihrer Eltern: einer sogenannten Kalesche, einem Museumsstück!

Als Kutscher hatte sie einen der letzten und sehr bekannten Droschkenkutscher engagiert, ein hamburgisches Original, Jacob Himmelsgast. Ihr habt ihn ja kennengelernt. So fährt sie noch heute aus, jeden Morgen, meist weit über Land. Vor dem seltenen Wagen laufen runde, wohlgenährte Gäule holsteinischer Rasse . . . Das ist aus Frau Ingrid geworden. Infolge des Autounfalles ihres Mannes, den sie wohl sehr geliebt haben muß, wurde in ihr der Haß geboren . . . der Haß auf den Motor, die Maschine, auf die rasende Schnelligkeit unserer Zeit. Ihre Exzentrizität ist noch einer anderen Seite ausgeschlagen. Aber immer noch soll sie eine schöne Frau sein. Nun, darüber müßt ihr ein Urteil abgeben können, Jungens. Ihr habt Glück gehabt, daß gerade Ingrid Hagedorn euch aus dem Gerümpel herausziehen mußte. Und nun läßt sie euch sogar vor ihr Antlitz treten . . . in ihrem eigenen, vernunftschenen, sagenhaft gewordenen Hause! Vielleicht seid ihr sogar die ersten Menschen, die sie seit dem Tode ihres Mannes vorgelassen hat. Der Himmel sei euch gnädig!"

Stan und Eustace entdecken, daß Wiedemann zu seinem alten, sarkastischen Humor zurückgefunden hat.

„So," fährt Wiedemann nach einer kurzen Pausen fort, „nun müßt ihr mir aber von eurem Besuch bei Ingrid erzählen. Aus Dankbarkeit sozusagen. Es muß riesig interessant gewesen sein."

Während MacLean von neuem errötet, legt Stan Marshall Bericht ab. Dabei blickt er mit seinen sonsten, braunen Augen zu einem Raubvogel empor, der über dem Park des Klingenbergschen Sanatoriums seine Kreise zieht.

„Mister Wiedemann," beginnt er. „Ich muß Ihnen gestehen, daß wir verdammt kühl empfangen worden sind. Aber zunächst der rein äußerliche Eindruck: da waren lange gewölbte Gänge wie hier im Sanatorium mit weißen blanken Türen. Ein alter Diener in Escarpins lief uns voraus. Dann standen wir in einem Empiresaal. Es war überwältigend. Ein breites geöffnetes Fenster ging auf die Alster hinaus, auf die weite, schimmernde Fläche. Nach zwei Minuten trat sie ein. Sie ist sehr schön . . ."

Sein Blick verläßt den kreisenden Raubvogel. Dann wendet er sich mit sinstem Vorwurf an seinen Freund Eustace: „Warum erzählst du eigentlich nicht! Ich bin doch kein Zeitungsschreiber wie du . . . Mister Wiedemann . . . es ist selsam, er kann die wundervollsten Sachen schreiben, aber wenn er den Mund auftun soll, dann verlagt er . . ."

Wiedemann ist sehr begierig, wie sich Ingrid den beiden jungen Leuten gegenüber benahm.

„Los," sagt er, „Ihr Freund Eustace döst. Sie werden es auch noch zustande bringen, Stan. Wie sah sie denn aus?"

Stan entschließt sich zögernd und etwas bitlios. „Nun . . . sie hat sehr schönes Haar, trägt einen Knoten im Nacken; wundervoll ist ihre Haltung. Ja, wie eine Königin. Aber das seltsamste war ihr Blick. Sie sah einfach durch uns hindurch . . ."

„Sie lächelte?"

„Nein, sie war durchaus ernst, schien dabei merkwürdig abwesend. Mit einer matten Bewegung lud sie uns zum Sitzen ein. Zunächst entschuldigte sie ihr schlechtes Englisch. Wirklich, sie spricht sehr schlecht."

Wiedemann ist plötzlich außer sich. „Was, sie spricht ein schlechtes Englisch?! Das ist nicht wahr! Sie spricht ausgezeichnet. Sie hat zwei Jahre ihrer Jungmädchenzeit bei einer Tante in der Nähe Londons verbracht. Ich selber habe stundenlange Konversation mit ihr gemacht."

Die beiden anderen sind sprachlos.

„Das ist nicht möglich," stottert Eustace.

Aber ja, sie hat euch eine hübsche Komödie vorgespielt, eure Ingrid Hagedorn. Das liegt ihr sehr gut, müßt ihr wissen. Ich persönlich halte sie nämlich für ganz gerissen. Sie wünschte keine lange Unterhaltung und brauchte eine Kriegslist. Das ist des Rätsels Lösung."

Stan ist erbittert. „Das ist ja toll. Unsere Kenntnisse des Deutschen sind ja ziemlich mangelhaft. Und so erreichte sie, daß wir

uns eigentlich schweigend gegenübersetzen. Wir dankten ihr zunächst. Eustace raffte sich zu einigen Komplimenten auf. Ihr schien das unangenehm. Und schon erhob sie sich, reichte uns eine eiskalte Hand. Damit waren wir in Gnaden entlassen . . .“

Wiedemann entzündet seine Pfeife, die ihm ausgegangen ist. Dann schweift sein ironisch verkniffener Blick von einem zum anderen.

„Ihr habt natürlich einen anderen Empfang erwartet. Ihr glaubtet eine lebhafte, euch womöglich bevorzugende Frau vorzufinden.“

Stan beugt sich vor: „Wir sind beide der Meinung, daß sie krank ist. Als sie uns aus dem Flugzeug herausholte, war sie so ungeheuer lebendig. Und jetzt dieser tote Blick . . .“

Eustace legt sich in den Strecksessel zurück. Wiedemann beobachtet ihn erstaunt.

„Und Sie, MacLean?“ fragte er leise. „Was halten Sie von Ingrid Hagedorn?“

Der lange Ire wendet sich langsam zu Wiedemann herum. Zunächst starrt er ihn an, mit großem, aufgerissenem Blick.

Dann langsam, stockend: „Ich habe nie eine schönere Frau gesehen als Ingrid Hagedorn, Mister Wiedemann. Es ist sehr traurig, daß sie so geworden ist. Ich bin sehr erschüttert . . .“

Wiedemann stößt einen winzigen Pfiff aus. „Halloh,“ sagt er, „ich sehe, daß die Sache zwischen euch und Frau Ingrid noch nicht in Ordnung ist. Ich kann das gewissermaßen verstehen. Auch für mich gab es eine Zeit . . .“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Stan.

Wiedemann schließt seine Augenschlitze: „Ich wollte sagen, daß es für mich eine Zeit gab, wo ich ganz toll in sie verschossen war — ganz toll, sage ich euch . . .“

In diesem Augenblick sehen die drei eine Krankenschwester, die sich ihnen nähert.

„Wieder ein Telegramm“, sagt Eustace mürrisch. „Die bombardieren uns von drüben.“

Die Schwester bringt tatsächlich ein Telegramm für den langen Iren. Doch als dieser das Telegramm überfliegt, verrät er seine Ueberraschung. Dann reicht er es Stan hinüber.

Das Telegramm stammt aus Newyork und hat folgenden Wortlaut:

„Ganz Amerika liest eure Flugberichte und ist begeistert. Wir brauchen aber noch nähere Angaben über Landung. Wünschen baldige völlige Genesung. Für Hamburg haben wir Sonderauftrag, um Zeit auszufüllen. Auch Mc. Lean für diesen Auftrag besonders geeignet. In Hamburg mit Jacht Sven Lundberg anwesend. Wir brauchen für Handelsteil und Feuilleton Material über ihn. Besonderes Interesse, was für Geschäfte er in Hamburg abschließt. Da er sich jedem Interview verschließt. Recherchen heimlich ausführen. Falls Material interessant, sofort kabeln.

MacChord.“

Da Wiedemann sieht, daß es sich um etwas Wichtiges handelt, erhebt er sich.

„Muß zum Arzt,“ sagt er. „Entschuldigt mich.“

Es gelingt den beiden Fliegern nicht, ihn zurückzuhalten.

Als sie nun allein in ihren Stühlen hocken, faßt Eustace seine Meinung in wenige Worte zusammen.

„Das ist eine ganz famose Sache, Stan, Lundberg in Hamburg? Kann mir keinen Auftrag vorstellen, der interessanter wäre.“

Stan sucht den Raubvogel in den Lüften, der aber schon verschwunden ist. „Merkwürdig, daß wir Lundberg nie zu Gesicht bekamen,“ meint er leise.

„Das ist außerordentlich günstig, Stan. Somit sind wir in der Lage, eine nette Jagd auf ihn zu machen, ohne daß er es merkt.“

„Ob die Zwillinge auch dabei sind?“

„Hm. Sie begleiten ihn doch fast immer auf seinen Reisen.“

Pause.

Dann Stan: „Das waren hübsche Tage damals in Miami mit den Mädels. Du erröstet so merkwürdig, mein Junge, Märta war doch dein Fall.“

Eustace runzelte die Brauen. „Du meinst, weil du uns beim Küssen überrascht hast? Das kommt in jedem Seebad vor. Aber wenn du meinst, daß ich mich für sie begeistert, so bist du auf dem Holzweg, Stan. Ich habe mich bisher noch nicht für eine einzige Frau begeistert . . . noch nicht für eine einzige Frau, sage ich dir . . .“

Stan sinkt in seinen Sessel zurück. „Bisher,“ sagt er leise und legt die Hand vor die Augen.

Eustace beugt sich vor. „Ah, ich begreife dich. Hab's ja gleich gewußt. Also auch bei dir.“

„Jawohl, auch bei mir.“ Eustace atmet tief auf. Dann: „Sag, sind wir Kameraden, Stan?“

„Jawohl, seit zwanzig Jahren, seitdem wir zusammen die Schulbank drückten.“

„Gut, Stan, wir sind Kameraden. Rivalität gibt es zwischen uns beiden nicht.“

Stan bedeckt immer noch seine Augen mit der Hand. „Und die Lösung?“ fragt er leise. „Wie denkst du dir die Lösung?“

„Wir werden darüber nachdenken,“ sagt Eustace leise. „Unsere Kameradschaft aber darf nicht gefährdet werden. Schluß.“

„Ich stelle fest,“ antwortete Stan sanft lächelnd, daß MacChord, unser hoher Chef, wieder einmal das Richtige getroffen hat, wenn er uns den Fall Lundberg auf den Hals schickt. Wir wollen versuchen, Frau Ingrid zu vergessen. Was hältst du davon, wenn wir gleich heute nachmittag zum Hafen hinunter fahren?“

Eustace schießt in die Höhe, drückt Stan fest die Hand.

Dann gehen sie langsam Arm in Arm auf das weiße Haus zu.

III.

Die Jacht der Zwillinge

Als sich die Türme Hamburgs am Horizont abzeichnen, läßt Märta Lundberg vor Freude den Kompressor aufheulen.

Hamburg schießt schnell heran. Es ist noch früh: zehn Uhr am Morgen. Vor fünf Stunden hat man „die Linden“ und das „Brandenburger Tor“ hinter sich gelassen.

Man kennt Hamburg nicht und saust mitten ins Herz der Stadt. Hier fragt man sich zum Hafen durch. Linda legt ihre Hand auf Märtas Hand, die am Volant klebt. Den betreffenden Kai, an dem die „Ophir“ liegt, hat man auf telegraphische Anfrage schon in Berlin erfahren. Und zwar beim Hafenamt, da man die Absicht hat, Vater Sven zu überraschen. Die Herzen der Zwillinge schlagen heftiger. Die „Ophir“ ist das Ziel einer langen Fahrt . . .

In ihrer Unruhigen und etwas verwegenen Art haben sie die Riesenroute bewältigt. Die „Ophir“ hatte von Indien kommend, vor einigen Tagen Genua angelaufen. Man wollte von dort über Marseille und Gibraltar nach Hamburg.

Das war ihnen zu reichlich bemessen gewesen von der leidigen Seefahrt. Land, endlich Land! Das im Abendlicht aufsteigende Genua lockte.

Sven, wir laden den Wagen aus . . . und wenn du mit der „Ophir“ in Hamburg ankommst, dann sind wir mit dem Wagen schon da . . . leb wohl . . . wir fahren nordwärts über die Alpen!

Und schon war man unterwegs. In Mailand gab es einen Dom und die Scala, auf dem Brenner himmelhohe Tannenwälder, in Wien die Kärntner Straße und den „Lobenzl“, in Prag den Hradschin und in Berlin den Kurfürstendamm.

Doch nun, nach all den Herrlichkeiten, lockt Hamburg, die Jacht „Ophir“ und Vater Sven.

Es ist ein heißer Augustmorgen, der weißliche Himmel über dem Hafen ist von Qualmwolken verhängt. Die Schwestern sind mit den meisten großen Häfen unserer Erde vertraut; sie finden sich auch hier schnell zurecht, obgleich sie nur wenig deutsch verstehen. Sie fliegen über eine Brücke, passieren die Zollgrenze und jagen an unendlichen Kolonnen von Lagerschuppen vorüber.

Um plötzlich vor der „Ophir“ zu stoppen.

Die „Ophir“ ist eine elegante, weiße Jacht, außerordentlich schlank und schnittig, genau nach den Angaben Sven Lundbergs gebaut. Und nicht zu klein: zweitausendzweihundert Tonnen.

Als der erste Maschinist, der mit gestützten Armen über die Reeling liegt, die beiden Damen erkennt, die auf das Fallreep zulaufen, stürzt er zur Maschine hinunter und gibt ein helles Willkommensignal zum besten.

Dadurch erwacht Captain Henderson aus seinem zweiten Morgenschlummer; die beiden Steuerleute, die mit dem zweiten Maschinisten Karten spielen, schießen in die Höhe.

Captain und erster Steuermann treten den beiden Damen entgegen. Die Zwillinge wundern sich, daß der Vater schon so früh am Morgen von Bord gegangen ist.

Linda entdeckt im glatten Gesicht Hendersons etwas Verdächtiges. „Wo ist Papa?“ fragte sie hastig.

„Mister Lindberg,“ stottert Henderson, „ist seit gestern abend geschäftlich in der Stadt. Ich nehme an, daß er im Hotel übernachtet.“

„In welchem Hotel?“ fragt Linda. Sie ist erregt. Die Zwillinge haben selten erlebt, daß Sven außerhalb der „Ophir“ übernachtete.

„Ich weiß es nicht, Miß Linda,“ antwortet Henderson verlegen. „Ich nehme an, daß Herr Lundberg in ein Hotel gegangen ist, weil es schon zu spät geworden war . . . und . . .“

„Danke schön.“

Die Mädchen laufen eilig an Henderson vorüber, auf Lindas Kajüte zu. Das ist fast immer der Ort ihrer Beratungen.

Heute stehen sie sich in den beiden hübschen, weißen Räumen fassungslos gegenüber.

„Man darf ihn eben nicht allein lassen,“ stöhnt Linda und sinkt in einen der schmalen rosa überzogenen Damensessel.

Märta steht lächelnd vor ihr. „Aber was hast du nur? Es wird so sein, wie Henderson es sagt.“

Linda hallt die kleinen Fäuste: „Und ich wette, daß er gebummelt hat.“

„Aber Linda, ist er vielleicht ein Mönch? Hat er nicht das gute Recht zu bummeln?“

Linda ist außer sich: „Ich will das nicht . . . ich will das nicht . . . ich will nicht, daß er sich betrinkt . . .“

„Ich will es auch nicht. Aber man muß bedenken . . .“

„Was muß man bedenken? Ich will nicht, daß er sich verplempert. Ueberdies hat er seine Geschäfte, die ihn wohl aufstillen.“

Märta lacht noch immer. „Jawohl, Geschäfte . . . Aber ist es nicht immerhin möglich, daß er sich nach einer Frau sehnt? Hast du noch nie beobachtet, daß er melancholisch wird, wenn er mit einer hübschen Frau zusammensitzt? Papa ist ja noch so jung mit seinen fünfundvierzig Jahren. Er ist einfach unwahrscheinlich jung.“

Linda hat Tränen in den Augen. „Zu gibst es also zu, daß Papa bummelt?“

„Ich weiß es nicht, doch die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen.“

„Gut, das wollte ich von dir wissen. Es ist also nötig, daß wir einen Weg finden, um diese Bummelei zu unterbinden.“

Märta, die um drei Stunden ältere, und um viele Jahre verständigere der Zwillinge, nimmt nun Linda gegenüber Platz, ergreift die Hände der Schwester.

„Du, Linda,“ flüstert sie, „wie wäre es, wenn wir ihn eine Frau suchen, eine Frau, die auch uns gefällt.“

Linda ist fassungslos. Wie schlau doch Märta ist! Eine blendende Idee! Das wäre natürlich ein Weg, den man gehen könnte. Ja, es bleibt sogar kein anderer Weg übrig . . .

Aber man wird ja sehen. Lange kann es nicht dauern, bis Papa erscheint. Und dann wird man ihm eben auf den Zahn fühlen. Oh, Sven kann seinen Töchtern gegenüber nicht lügen, das wissen sie . . .

Nach dieser Konferenz nehmen sie ein Bad. Als sie fertig angezogen wieder auf Deck erscheinen, kommt Sven Lundberg gerade über das Fallreep. Henderson tritt auf ihn zu.

Die Zwillinge beobachten die Szene vom Vorderdeck aus, sie stehen Arm in Arm.

Papa ist blaß und übermüdigt, eine blaue Marinemütze hängt ihm schief überm Ohr. Es ist klar, daß er nicht geschlafen hat. Er hat also doch gebummelt.

Die Zwillinge saugen sich an seinem Anblick fest. Sie lieben ihren Vater über alle Maßen. Auch die Eifersucht spielt eine gewisse Rolle, es ist ihnen beiden sehr weh ums Herz.

Minutenlang spricht er mit Henderson. Jetzt haben die Zwillinge Muße, sein Mienenspiel zu studieren. Mißmut umlagert Augen, Stirn und Mund. Und was ist das für ein Anzug, den er trägt? Sie haben diesen Anzug nicht an Sven gesehen. Er ist immer tadellos gekleidet. Das ist ja ein alter, schäbiger Anzug, der ihm über den Leib schlottert. Und diese Mütze? Was soll das? Das ist ja nichts als niederträchtigste Maskerade . . .

Die Zwillinge wissen, daß es in allen Hafenstädten Vergnügungsviertel gibt für die Seeleute. Ah, so ist es. Er hat diese Verummung gewählt, um in der Masse der Seeleute untertauchen zu können!

Nein, es kann nicht sein. Es liegt dem Vater so gar nicht. Immer hält er sich abseits der Masse, taucht nie unter. Er ist der Kavalier alter Klasse. Er hat ihnen von seinen Vorfahren erzählt, die saßen auf den Gütern in Wärmland, es waren Grandseigneure. Sven ist nicht anders.

Und jetzt sehen sie, wie er stutzt. Ah, Henderson wird ihm gesagt haben, daß seine Töchter an Bord gekommen sind.

Gut, er freut sich nicht. Das ist verständlich. Es ist ihm peinlich, in diesem Aufzuge vor seinen geliebten Zwillingen zu erscheinen.

Er starrt jetzt über das Deck. Es ist ihm sicher verunderlich, daß ihm Märta und Linda nicht entgegenkommen. Er begreift es nicht.

Doch dann strafft er sich, reicht Henderson die Hand. Jetzt ist er der Alte. Alle Müdigkeit ist von ihm abgefallen, nun, wo er weiß, daß seine Töchter wieder bei ihm sind.

Die Zwillinge halten es auf dem Vorderdeck nicht mehr aus. Sie rasen nach vorn, umarmen den Vater. Er sieht natürlich sofort, wie erstaunt sie sind, ihn in diesem Aufzuge zu sehen und zieht sich mit ihnen zurück.

Sie stehen, drei schöne Menschen, in seiner Kajüte.

Lundberg ist dunkler, schwebtlicher Typ, schlank und doch breit in den Schultern. Man sieht genau nicht nichts als seine Augen, dunkle, ungemein kluge und doch harte Augen. Auch der Mund ist hart. Scharf herausgearbeitete Züge: das Gesicht des Eroberers, des Konquistadors. Seine Haltung ist ungemein straff, fast militärisch.

Und jung ist Lundberg, jeder hält ihn für achtundzwanzig. Wenn er sich mit seinen Töchtern zeigt, lächelt man.

Märta und Linda sind zwanzig: schlanke, trainierte Mädchen, keine Durchschnittsschönheiten, aber besser als das: brünette, interessante, ungewöhnliche Köpfe. Sie ähneln beide dem Vater.

Sven liegt in einem tiefen Sessel, stützt den Kopf in die Hand und betrachtet gütig, liebevoll seine beiden Mädels. Man sieht sofort: das ist seine Welt, um die sein bestes Gedanken kreisen.

Und auch sie erwidern seinen Blick. In Lindas Augen blinkt offenes Mißtrauen, während Märta sich scheu zurückhält.

Endlich spricht Sven. Merkwürdig, er spricht mit ihnen englisch. Die Mutter, schon vor zehn Jahren gestorben, stammte aus Kalifornien. Die Mädchen sind in den Vereinigten Staaten erzogen worden. Sven selbst ist schon vor seiner Ehe amerikanischer Bürger geworden. Er hat ein etwas ungewöhnliches Leben hinter sich. Zeit, die Zwillinge die schwedische Sprache zu lehren, war nicht vorhanden.

Er erkundigt sich zunächst nach ihrer Fahrt. Sie berichten nur sehr kurz. Märta fixiert, Linda gibt einige Erläuterungen.

„Es war also nichts Rechtes,“ stellte Sven gelassen fest, „meine Mädels haben anscheinend keine guten Augen, wenn der Vater nicht dabei ist.“

Sie lächeln. Ja, er spreche die Wahrheit. Sie hätten sich auch sehr nach ihm gesehnt. Das Leben sei dunkel ohne ihn. Er hätte sich anschließen sollen.

„Ich mußte zu einem bestimmten Termin in Hamburg sein,“ antwortet er, „geschäftlich. Und außerdem mußte ich dieses Geschäft still in meiner Kabine vorbereiten. Ich habe während der ganzen Fahrt gearbeitet.“

Jetzt wagt sich die hastige und temperamentvolle Linda aufs Glatteis. „Und warum hast du heute nacht an Land geschlafen?“ fragt sie leise und eindringlich. „Und was soll ferner dieser abscheuliche Anzug? Das ist ja wie eine Maskerade.“

Sven hört das Herzklopfen seiner Töchter in diesen Worten und lächelt.

„Wollen meine Mädels eine Zigarette mit mir rauchen?“

Man rückt zusammen. Märta greift in das dunkle und wirre Haar ihres Vaters und ordnet es mit milder Hand. Er duldet es lächelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling

Von Richard von Schaukal

Ich bin am Bach gewesen. Er ist stumm,
Sonst ging der Schnee in seinem Rieseln um.

Die Bäume stehen noch ganz starr und nackt;
sie ächzen, wenn sie nachts der Sturmwind packt!

Im Garten aber längs dem Gittertor
strebt an der Hecke grüner Hauch hervor.

Und manchmal zwitschert's so vom Hang ins Haus,
als richteten sie eine Botschaft aus.

Und Primeln sind schon da und Veilchen auch,
es duftet leise nach bescheidnem Brauch.

Die graue Luft ist leicht und dürftig-rein,
es kann nicht mehr so weit zum Frühling sein.

Wie ich auf dem Zeppelin koche

Von OTTO MANZ, Küchenchef des „Graf Zeppelin“

„Graf Zeppelin“ hat seine Fahrten wieder aufgenommen. Nachfolgende Schilderung seines berühmten Kochs dürfte allseitig interessieren.

I. Es ist auf dem Zeppelin sehr schwierig, Mahlzeiten zuzubereiten. Man bedenke, daß ich bei der Weltfahrt insgesamt etwa 2370 Personen in den 13 Fahrtagen verpflegen mußte. Frühstück, Mittagessen und Abendessen zusammengerechnet. An Abwechslung in den Speisen durfte es auch nicht fehlen. Denn es waren Passagiere an Bord des Luftschiffes, Offiziere, Millionäre, Pressleute und sonstige Feinschmecker, die, glaube ich, am ehesten allen Grund gehabt hätten, sich etwa zu beschweren, sei es über die Einförmigkeit in der Zusammenstellung der Speisekarten oder über eine nicht sachgemäße, den Verhältnissen nicht entsprechende Zubereitung. Die technischen und räumlichen Einrichtungen der Luftschiffstücke sind selbstverständlich nicht mit denen einer modernen Hotelküche zu vergleichen. Alles ist auf den engsten Raum beschränkt, so daß man in der für einen Koch so dringend notwendigen Bewegungsfreiheit in hohem Maße behindert ist. Der Herd besteht aus drei elektrischen Heizflächen, zwei großen und einer kleinen, ferner ist ein kleiner sogenannter Bratofen zum Anwärmen der Speisen vorhanden. Diese Heizflächen geben, wenn mit Akk. das heißt, mit allen 5 Motoren und einer Geschwindigkeit von 100 Kilometern in der Stunde gefahren wird, 120 Grad Wärme ab. Es war mir allzeit möglich, Passagiere und Mannschaften zu frieden zu stellen. Der Strom für die Küche wird geliefert durch ein besonderes Aggregat, das an dem hinteren Teile der Passagierkabine angebracht ist. Diese Art von Kocherei am ersten Tage vor weiten Fahrten beginnt schon lange vor der Abfahrt. Mein Wärmeingenieur heizt bereits stundenlang vor der Abfahrt vermittels einer elektrischen Steckkontaktverbindung dem Heißwasserboiler, damit je nachdem in der Frühe gestartet wird, heißes Wasser für den erfrischenden Morgenkaffee oder im Fall einer Abfahrt am Abend für die mit Recht so beliebten Weißwürstel vorhanden ist. Nebenbei sei erwähnt, daß Weißwürstel und dazu noch einige Glas schäumenden Münchener Bieres immer eine fröhliche Stimmung hervorzaubern und gleich die Grundlage schufen für ein angenehmes, ungezwungenes Zusammenleben an Bord. Die ganzen Vorbereitungen, die im Standort Friedrichshafen mit der Zusammenstellung der Speisekarten beginnen und mit den fertiggestellten Menüs endigen, sind mir überlassen. Diese Vorbereitungen müssen in der Weise getroffen werden, daß bei Abflug auch gar nichts fehlt. Darum heißt es vor jedem großen Flug, alle seine fünf Sinne zusammennehmen und immer wieder nachzählen und nachdenken, ob ja nichts vergessen ist. — So gab es z. B. am ersten Tage der Weltfahrt folgende Speisen:

1. Kraftbrühe mit Klößchen. Die Klößchen waren Mißklößchen. Die Kraftbrühe war eine doppelt OXO-Kraftbrühe, die von mir schon etwas früher gekocht wurde, damit nachdem wir in Tours-Pierrefen nollanden mußten. Die Kraftbrühe war so steril zubereitet, daß sie, ohne Schaden zu nehmen, die Reise um die Erde hätte zehnmal mitmachen können trotz der verschiedenen Temperaturen, die sich während der Fahrt bemerkbar machen.

2. Bodenseeforelle „Graf Zeppelin“. Nach der Menükarte hätte es eigentlich Rheinlachs geben sollen. Aber am Tage vor der Abfahrt wurden mir noch frischgefangene Bodenseeforellen angeboten, denen ich den Vorzug gab. Denn ich stehe auf dem Standpunkt, daß in unserer Gegend das Feinste der feinen Küche eben eine so frisch aus den Tiefen des Bodensees gefangene Forelle ist. Zubereitet wurden sie vollkommen entgräten, das nennt man küchentechnisch filiert. Dann wurden sie in einem Sud gekocht, dem Sud wurde etwas Gallerte beigegeben, und so waren sie für den Transport fertig gemacht. Serviert wurde die Forelle kalt, umlegt mit ausgehöhlten Tomaten, die mit Gemüsesalat gefüllt wurden. Als Tunke wurde Mayonnaise beigegeben.

3. Rehrücken gedämpft. Der Rehrücken war schon früher von mir als Wildkonserve zubereitet. Der Start des Luftschiffes kann nämlich infolge der Abhängigkeit vom Wetter nie bestimmt im voraus angesagt werden. Deshalb wird unter meiner Aufsicht der größte Teil der Speisen stets zubereitet. Serviert wurde der Rehrücken mit Nudeln.

4. Staudensellerie: englischer Staudensellerie mit brauner Butter abgeschmelzt.

5. Crème Caramelle, die bekanntermaßen kalt serviert wird und auch schon im fertigen Zustand mitgenommen werden konnte. Dazu gab es noch Kleingebäck.

6. Früchte. An Früchten wurden mitgenommen: Birnen, Trauben, Pfirsiche und Aepfel. Im übrigen wurden in jedem Lande, in dem wir Aufenthalt genommen hatten, die Früchte frisch verladen, die dort jeweils wuchsen. —

Besonders schwierig gestaltet sich für die teilweise sehr empfindlichen Speisen die Aufbewahrung an Bord mangels einer Kühlanlage. Es sind wohl einige Eisbehälter im Schiffe eingebaut, die aber lediglich zur Frischerhaltung der Butter, der Frischmilch und Sahne Platz bieten. Alle anderen Nahrungsmittel werden im Schiffskörper der ganzen Länge nach, tageweise geordnet, auf den verschiedensten Gepäckträgern verstaut. Grüner Salat (Kopfsalat) kann beispielsweise nur am ersten Tage eines Fluges genießbar verwendet werden. Denn durch die ausströmenden Gase fällt der Salat zusammen und stirbt ab.

Ich beginne mein Tagewerk im Luftschiff schon sehr frühzeitig, nämlich morgens 5 Uhr. Denn die Maschinisten, die von der Wache kommen, ferner die abgelösten Offiziere haben schon zu allerfrühester Stunde das Bedürfnis, „einen erfrischenden Augenwischer“ in Gestalt eines Mokkas zu sich zu nehmen, damit der Sonnenaufgang um so großartiger wirkt. Das eigentliche Frühstück findet von sieben bis acht Uhr statt. Nach dem Frühstück beginnen die Vorbereitungen zum Mittagessen, das in der Zeit von elf bis zwölf eingenommen wird. Die Maschinisten und deren Vorgesetzte essen schon um elf Uhr in ihren Kojen, die innerhalb des Schiffes sich befinden, zu Mittag. Um fünf Uhr gibts für Passagiere Tee oder Kaffee mit Gebäck. Und sofort beginnen wieder die Vorbereitungen zur Abendmahlzeit. Gegen zehn Uhr ist der normale Küchenbetrieb beendet. Nach Feierabend mache ich noch einen Rundgang durch das ganze Schiff und werfe nochmals als Abschluß des Tages einen letzten Blick in die unter mir im zarten Mondenschein träumende Landschaft, die einem neuen Tage entgegenschläft.

Texas-Jack

Von HANS MORTIMER

I. „Hallo! Oldtimer, kannst du mir nicht 'nen Dollar pumpen?“ — —, ruft er mich an, als ich ihn eine halbe Stunde von Venado auf einem Stein hockend finde.

Khakihemd und Hose hängen in Fetzen um sein Gerippe, Stiefel hat er keine und aus dem dekollierten Strohzylinder guckt lustig seine gelbe Skalplocke. Unter dem gezackten Rand des Deckels hervor mißt er mich unbekümmert, als er hoffnungsfroh seinen Wunsch äußert.

Na, ja — denke ich — unter Kavalieren, und außerdem, er kann ihn brauchen, das sieht man.

„Sicher, Boy! Mit dreien!“

„Freut mich, dich zu treffen, Oldtimer. Ich bin Jack aus Texas“, stellt er sich vor.

„Texas-Jack! Whoopee!“ — „Ich bin Moritz aus Germany.“ —

„From Germany?“ — „Ick spreaken Dötsch verry good, mein Mudder Dötsch, gutes Frau — toht verry fine.“ — Ick kann Oberjongs. — ja, ja. — Hear: „Ack, hju lieben Jogoftin, Jogoftin, Jogoftin!“

All things are nig.
Rock is nig — Stock is nig,
Jogoftin hat sich nig.
Ick hju lieben Jogoftin,
Allens is nix!“ —

Bravo! — Der Text stimmt zu Jack aus Texas und Texas-Jack zum Text. — Jogoftin ist aber Texas-Jack aus der Kehle in die Beine gefahren. Tex will steppen, aber das geht nicht; mit nix Stiebeln kann man nicht steppen.

„Streiken! — Wollen ihre verdammte Pflicht nicht tun,“ — grinst er seine geschwollenen Manken an.

Ich gebe ihm Stiefel, Hemd und Hose aus meinem Packsack. Er wechselt die Haut und bald sitzen wir im Hotel „Americano“ in Venado vor einem schmierig gedeckten Tisch. Mittelsaus ist Tex trotz des „lieben Jogoftin“ nicht.

„Wo kommst du her?“ —

Tex weist mit dem Daumen nach hinten — Richtung Kolumbien, Ecuador, Bolivien, Chile und das übrige Latein-Amerika. —

„Wo gehst du hin?“ —

Tex weist mit dem Finger nach vorn — Richtung Venezuela, Panama, Mexiko und das übrige Yankee-Amerika. —

Nach der Suppe taut er auf und meint: „Sag, Oldtimer, wie wär's mit was zu trinken?“ —

Als der Punkt erledigt ist, sagt er: „Sah' dich noch nachher!“ — „Ich bin Moritz aus Germany.“ —

Abends läßt er sich nicht blicken. — Gut, denke ich, fein in Kluft, einige Dollars in der Tasche, — da hat er sicher etwas herausgeknobelt. — Wird seinen Weg schon machen, der Texas-Jack — ganzer Kerl.

Morgens reite ich weiter.

Was sehe ich? — Donnerwetter! — Da hockt ja Texas-Jack, eine halbe Wegstunde hinter Venado, auf einem Stein am Wege. Seine Skalplocke hat Haarspitzenkatarrh, weht aber aus demselben deckollosen Strohzylinder. Auch schmückt das Original-Kostüm von gestern morgen sein hageres Gerippe. Seine hellen Augen sind etwas verschwommen.

„Hell, Tex! — Alles is nix! — Wieder ohne Stiefeln?“, erlaube ich mir zu bemerken.

„Verflucht, geht dich gar nichts an, was ich mit meinen Sachen mache!“ knurrt Texas-Jack. —

Und dann hoffnungsfroh: „Hallo, Oldtimer! kannst du mir nicht 'nen Dollar pumpen?“ — — —

Ich ging im Walde so für mich hin

Auch ein Beitrag zum Goethejahr

I. Zu einer gut gepflegten Bücherei gehören auch ein paar abschreckende Beispiele. Wenigstens geht es mir so; habe ich im Brehm geblättert, so macht es mir doppelte Freude, wieder einmal das Buch zu pflegen, mit dem mir in der Quinta das Tierleben gelehrt wurde. „Wildschwein“, Sus scrofa L., Länge 1,8 — 0,25 m. Zahnformel: Kammer auf: (7 : 7 × 1 : 1 × 6 : 6 × 1 : 1 × 7 : 7.“ Was soll mir, was soll uns diese (bei keinem Sänger fehlende) Zahnformel? Ich bezweifle, daß das Wildschwein selber sie kennt; ich kenne nicht einmal meine eigene, und wenn ich sie kennte, würde sie nicht stimmen, weil infolge zahnärztlicher Betätigung 2 Zähne (glaube ich) zu subtrahieren sind.

Unter solche ebenso abschreckende wie erfrischende Beispiele rechne ich auch eine Ausgabe von Goethes lyrischen Gedichten. „Ausgewählt, geordnet und erklärt für den Schulgebrauch und den Privatstudium.“ Ich hoffe, daß die Schule keinen Gebrauch mehr davon macht. Umso lehrreicher bleibt das Privatstudium. Studieren wir einmal das schöne Lied „Gefunden“; die Erläuterungen des Herausgebers sind in Kleindruck eingefügt.

Ich ging im Walde
So für mich hin

Sinn: in Gedanken vertieft ohne einen bestimmten Zweck, ohne ein festes Ziel im Auge zu haben: dieser Vers erhält durch Vers 3 und 4 seine weitere Ausführung.

Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.
Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,

Gegen den düstern Unterwurf muß sich des Blümchens Glanz und Farbenschönheit besonders scharf abheben.

Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Wie ja auch die Sterne ihre Leuchtkraft auf dem düsteren Grunde des Himmels, die Augen ihren Schönheitsglanz im dunklen Menschenantlitze am deutlichsten zeigen.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:

Fein, d. h. mit zarter, leiser, nur dem Ohre des finnigen Betrachters vernehmbare Stimme:

„Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?“

Die Frage hallt im vorwurfsvollen, halb im flehenden (das Mitleid anrufenden) Tone.

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Am hübschen Haus: Attribut zu „Garten“.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;

Wieder am stillen Ort: an einem (seinem früheren Standorte) ähnlichen schattigen, verborgenen Plätzchen.

Nun
Nun: temporal und konsekutiv zugleich, es bezeichnet einen Zustand der Genesung als Folge der Verpflanzung.

zweigt es immer
Und blüht so fort.

Auf diese Art sind 70 Gedichte „erklärt“, dem Werkständnis näher gebracht (!) Das Buch ist mir unverkäuflich. Aber ich vermache es hiermit feierlichst dem Kitschmuseum zu Stuttgart.*

* Aus „Lebensblätter“, Vierteljahrsheft der Allianz und Stuttgarter Lebensversicherungsbank.

Kleinigkeiten

Die Belastungsprobe

Von HEINRICH VON NEIDENFELS

I Das ist eine alte arabische Geschichte, und doch ist sie so aktuell, daß man sie dem Völkerbund vortragen könnte.

Ein Kamel, auf das ein Araber sein ganzes Hab und Gut aufgepackt, steht unbeweglich wie ein Sphinx in der Wüste; seit Pharaos Zeiten ist seinesgleichen gewohnt, die Lasten der Menschen auf seinem Rücken zu tragen, und nimmt es geduldig hin. Kommt ein zweiter Araber hinzu und lädt auch noch Kisten und Ballen auf, daß man glaubt, das arme Kamel müsse jeden Augenblick zusammenbrechen; aber es rührt sich nicht, es muckt nicht, es hockt nicht, das Tier scheint nichts zu spüren. Da kommt, ist's möglich, ein dritter Araber mit seinen Habseligkeiten an, als gäbe es nur ein einziges Kamel auf der Welt und als könne dieses alle ihre Lasten tragen; wahrhaftig, das Wundertier hält noch immer unerschütterlich stand, seine Kraft und Geduld scheinen keine Grenzen zu kennen. Ach Himmel, ein vierter Araber erscheint, aber der ist wohl ein Habenichts oder ein Idealist oder wahrscheinlich beides; er hält nur ein Rosenblatt in der Hand. Als der Idealist das wie eine ganze Karawane bepackte Kamel gewahrt, legt er, warum soll gerade er seine Last selber tragen, sein Rosenblatt noch oben auf. Das minimale Gewicht dieser geringsten Bürde überschreitet die Tragfähigkeit. Jetzt bricht das Kamel zusammen. — Kein noch so kräftiges Kamel kann nämlich aller Lasten tragen. Und auch kein Volk.

*

Eine unbekannte Giftschlange entdeckt

I Wenn auch in wenig erforschten Gegenden unserer Erde noch unbekannte Tiere der Entdeckung harren mögen, so scheint es doch außerordentlich auffallend, daß es in einem so dicht bevölkerten Gebiete wie der Insel Java einer ziemlich großen und, wie sich gezeigt hat, höchst gefährlichen Giftschlange gelang, sich bis heute der Bekanntschaft mit den Menschen, Weißen wie Eingeborenen zu entziehen. Diese Bekanntschaft wurde kürzlich auf eine höchst tragische Weise eingeleitet. Drei Eingeborene schliefen, wie es während der Reiserntе üblich ist, draußen auf dem Felde in einer offenen Rohrhütte. Mitten in der Nacht wachte einer von ihnen auf, fühlte eine Schlange über sich hinwegkriechen und erhielt von dem durch eine unwillkürliche Schreckbewegung des Mannes gereizten Reptil einen Biß in die Hand. Aufspringend schleuderte er die Schlange von sich fort, unglücklicherweise auf seinen Vater, der gleichfalls gebissen wurde. Der Dritte konnte das Reptil dann durch einen glücklichen Schlag töten. Bei den beiden Verletzten traten schwere Krämpfe auf, der Vater starb bereits nach einer halben Stunde, der Sohn am nächsten Mittag. Auffallend war, daß beide von dem Augenblick des Bisses an nicht mehr zu sprechen vermochten. Bei der Untersuchung der Schlange stellte sie sich als zur Bungarus-Familie gehörig heraus, die im Britisch-Indien häufig, in Niederländisch-Indien aber nur auf der Komodoinsel vorkommt, während diese Art aber bisher noch unbekannt war.

*

Goethe schreibt ein Zeugnis

I Auch die Titanen bleiben von den Unbilden des Alltags nicht verschont. Und wie wir von Beethoven wissen, daß seine Köchinnen und Hausbälterinnen ihn in die höchste Wut versetzen konnten, so daß er in manchen Fällen öfter als monatlich mit ihnen wechselte und mit ihnen gar handgreifliche Auseinandersetzungen bekam, so wird auch von Goethe über einen heftigen Auftritt mit seiner Köchin Charlotte Boyer berichtet, als er ihr das folgende, noch heute erhaltene Zeugnis schrieb:

„Charlotte Boyer hat zwei Jahre in meinem Hause gedient. Für eine Köchin kann sie gelten und ist zuweilen folgsam, höflich, sogar einschmeichelnd. Allein durch die Unvorgleichheit ihres Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich bedient es ihr, nur nach eigenem Willen zu handeln und zu kochen. Sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob und und sucht diejenigen, die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden. Unfleißig und tückisch verhehlt sie ihre Mißvergnügen und macht ihnen, wenn sie nicht mit ihr halten, das Leben sauer. Außer anderen verwandten Unfugen hat sie noch die, daß sie an den Türen horcht. Welches alles man nach der erneuten Polizeiordnung hiermit ohne Rückhalt bezeugt.“

Bezeichnet weise gefiel dies Zeugnis der Köchin ganz und gar nicht. Sie zerriß es in ihrer Wut und zerstreute die Fetzen im Zimmer des Olympiers, der diese dann sammelte und mit einem wohlgesetzten Schreiben an „das Polizeikollegium in Weimar“ sandte.

*

Die Schweiz besitzt die stärkste

Eine Seite Kurzweil

„Das gibts nur einmal ....“

Von Rät Shivus

Schmunzelnd sitzt der Dreh-Ferdl in seinem Stammlokal beim „Schicker im Tal“ und rechnet vergnügt nach, wieviel die „Tour“ heute nacht eingebracht hat. Da war also der Geldschrank in der Siegenfabrik, der wirklich und wahrhaftig trotz Hotverordnung und miesen Zeiten noch achthundert Mark in bar enthalten hatte. Unglaublich! „Das gibts nur einmal ...“, summt der Ferdl vor sich hin und freut sich riesig bei dem Gedanken an das gemütliche Gelage, das sich diesem großen Fang noch nebenan im Keller des Kommerzienrats Rießinger anschloß. Da kommen zwei ernste Herren in korrektem Zivil herein, schauen so verdächtig um sich, treten zum Ferdl an den Tisch, klopfen ihm, wie er gerade sein Gesicht hinter dem Maßkrug versteckt will, auf die Schulter und bitten ihn höflich und dringend, mal „mitzukommen“.

Und auf dem Polizeipräsidium, wie sie da dem Ferdl eine gelernte Fliehe „Nießfrauenmilch“ aus dem Rießinger Weinkeller vorhalten mit fünf ausgezeichneten Fingerabdrücken, Marke „Ferdl“, drauf, da steigt dem armen Sünder eine Ahnung auf von einer riesigen Dummheit, die er im urfidelen Rausch gemacht hat: er hat nämlich den Handschuh ausgezogen, weil er dann das Klatschen besser hatten konnte. Und der Kriminalkommissar zeigt überlegen auf den Fingerabdruck, vergleicht ihn mit dem des Ferdl, den er von früher her in seinem Album getreulich aufbewahrt und summt vergnügt ob des seinen Fanges: „Das gibts nur einmal ...“

*

Der Alois Boldinger, genannt „Tannbauer“, steht seit Jahren mit einer gewissen Behörde in grimmiger Fehde. Immer soll er zahlen, und, — „der Teixel solls holen“ —, er braucht doch sein Geld zu andern Zwecken. Geht eh schon schlecht genug, die Wirtschaft. Und wie sie ihn eben so ein bissel zwicken und zwacken mit Gerichtsvollzieher und so weiter, da setzt er sich hin und schreibt an diese Behörde einen „gelalgenen“ Brief, in dem es von „Gemeinheit“ und „Niedertrachtigkeit“ nur so wimmelt. Und, wenn man den Alois Boldinger, genannt „Tannbauer“, glauben will, dann ist in dieser Behörde kein einziger anständiger Mensch. Unterschreiben aber tut er den Schrieb nicht, wird sich hüten, der Alois.

Und nach etlichen Tagen, da kommt der Herr Wachtmeister mit seinem dienstlichen Gesicht und hat noch einen Herrn bei sich. Und der Alois muß da was schreiben, ob er will oder nicht. Und dann vergleicht der fremde Herr seine Schrift mit der auf dem Briefe an die besagte Behörde und meint ganz sachlich: so was, wie diese Schrift, „Das gibts nur einmal ...“

*

Moritz Lungenschleim aus Przemysl hat einen großen Kummer und eine kleine Stellung als vierter Buchhalter an der Zentralbank. Wenn er den Kummer nicht hätte, der nämlich in seiner riesigen und wirklich nicht ganz einwandfrei schönen Nase besteht, dann wäre er, so glaubt er, schon längst erster Buchhalter oder gar Direktor. Weil ihm aber besagte Nase mit ihren ungeheueren Dimensionen auf dem Wege zum Direktorposten unumgänglich im Wege steht, so unterschlägt er bei günstiger Gelegenheit 120 000 Mark in guten Scheinen, setzt sich, noch ehe der „Fall“ entdeckt werden kann, in ein fahrplanmäßiges Flugzeug, und schaut verwundert aus dem Kabinenfenster, wie er bei der Landung auf dem Wiener Flugplatz Aspern zwei schon von weitem erkennbare Kriminalbeamte, aufs Rollfeld zukommen sieht. Wie dann auf der Polizei seine Personalien einwandfrei an hand eines Filmkoilds festgestellt sind, da meint der Kommissar kopfschüttelnd: Wie können Sie es nur wagen, mit so einer Nasen ..... so etwas, wie diese Nasen. „Das gibts nur einmal ...“

Nach Wunsch

„Verzeihung! Sind Sie die Dame, die sich nach dem Inserat mit „kleinem Beamten“ zu verheiraten wünscht?“

*

Der Sohn

Besucher: „Ihr Vater sieht aber sehr vornehm aus, mit seinen grauen Haaren!“

Der Sohn: „Jawohl! Und die hat er nur mit zu verdanken!“ (Rebelspalter)

*

Die Perle

„Also gut, Lina, Sie sind engagiert. Sie bekommen dreißig Mark monatlich und heben einmal in der Woche Ausgang! Hoffentlich werden Sie recht lange bleiben!“

„Na, gnädige Frau, darauf können Sie sich verlassen! Vor vier Uhr morgens komme ich nicht nach Hause!“ (London Opinion)

*

Aus Genf

„Weißt du das Neueste von der Abrüstungskonferenz? A ist weg!“

„A ???“

„Ja, und zurückgeblieben ist eine Brüstungskonferenz!“ (Rebelspalter)

*

Der erste Frühlingsspaziergang,

und warum sich die Frieda einen Hamburger Zimmermann als Begleiter erwählt hat.

Im Büro

Chef (zum neuen Angestellten): „Hören Sie mal, Herr Müller, unser Kassierer ist krank geworden. Ich würde Sie nun gern mal zur Bank schicken, um Geld zu holen. Wenn ich nur wüßte, ob ich mich schon auf Sie verlassen könnte!“

„Wie hoch ist denn der Betrag?“ (Herold)

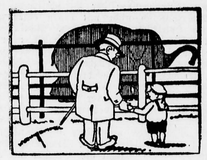
*

Das Hindernis

Wahrsagerin: „Ihre Karten liegen sehr glücklich, meine Dame! Sie werden einen reichen, großzügigen, schönen Mann bekommen!“

Besucherin: „Oh wie herrlich! Aber steht vielleicht auch in den Karten, wie ich meinen jetzigen loswerde?“ (Herold)

*



Im Zoo

„Kati, sind das die Tiere, die man ins Mücken macht?“

*

Klassische Bildung

„Dieses Fräulein Altendorf muß doch viel älter sein, als sie zugibt!“

„Woraus schließt du denn das?“

„Ich habe sie neulich gefragt, ob sie Aesops Fabeln schon kenne, und da gab sie mir zur Antwort, daß sie sie gleich nach Erscheinen gelesen habe!“ (Wasting Steam)

*

Der Schotte im Blumenladen

„Ich möchte drei Nelken haben!“

„Sehr gern — wünschen Sie eine starkduftende Sorte?“

„Sind die teurer als andere?“

„Ja, allerdings!“

„Dann geben Sie mir lieber die anderen — meine Frau hat nämlich einen Schnupfen!“ (Pages Gaies)

*

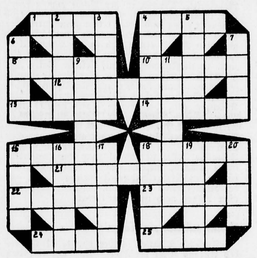
Unverkennbar

„Du kennst doch den Petersen, was ist das eigentlich für ein Mensch?“

„Das kann ich dir leicht beschreiben: Wenn zwei Herren an der Straßenecke ins Gespräch

Fortsetzung auf Seite 13

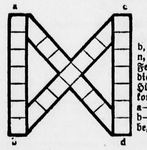
Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Stadt in der Provinz Sachsen, 7. Fanatiker, 8. Artilleriegrad, 10. Fluß in Asien, 11. Baumfrucht, 12. Verbindungsstift, 13. Stadt in Niederösterreich, 16. Papageienart, 17. Fluß in Kurland, 18. Zusammenbruch.

Senkrecht: 1. Geldstückverbindung, 2. Fluß zur Donau, 3. Ivang, Artikel, 4. Nahrungsmittel, 5. Ort in Hessen-Nassau und der Schweiz, 6. Stadt in Thüringen, 9. Stadt in Westfalen, 10. Vornamo einer Filmdiva, 14. Stadt in Italien, 16. Titel.

Füllaufgabe.



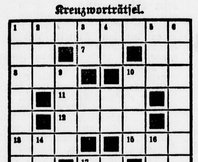
Mit den Buchstaben a, a, a, a, b, b, c, e, e, e, e, e, e, f, g, h, m, n, n, n, r, r, s, s, t, t, u, u, u, u sind die Felder der Figur so zu besetzen, daß die senkrechten Reihen a—b eine Hühnergattung, c—d einen Liederkomponisten und die Diagonalen a—d den Schluß des Karnevals, b—c einen Kanton der Schweiz bezeichnen.

Logogryph.

Dora, Iden, Rede, Rampe, Eis, Reuß, Thorn, Lama, Waffen, Breda, Garten, Pence, Hetze, Armee.

Mit Ausnahme eines ist auch jedem der obigen Wörter durch Umänderung eines Buchstabens ein neues Wort zu bilden, so daß die fortgelassenen und die neu hinzugefügten Buchstaben, letztere rückwärts gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Stadt in der Provinz Sachsen, 7. Fanatiker, 8. Artilleriegrad, 10. Fluß in Asien, 11. Baumfrucht, 12. Verbindungsstift, 13. Stadt in Niederösterreich, 16. Papageienart, 17. Fluß in Kurland, 18. Zusammenbruch.

Senkrecht: 1. Geldstückverbindung, 2. Fluß zur Donau, 3. Ivang, Artikel, 4. Nahrungsmittel, 5. Ort in Hessen-Nassau und der Schweiz, 6. Stadt in Thüringen, 9. Stadt in Westfalen, 10. Vornamo einer Filmdiva, 14. Stadt in Italien, 16. Titel.

Füllaufgabe.

Mit den Buchstaben a, a, a, a, b, b, c, e, e, e, e, e, e, f, g, h, m, n, n, n, r, r, s, s, t, t, u, u, u, u sind die Felder der Figur so zu besetzen, daß die senkrechten Reihen a—b eine Hühnergattung, c—d einen Liederkomponisten und die Diagonalen a—d den Schluß des Karnevals, b—c einen Kanton der Schweiz bezeichnen.

Logogryph.

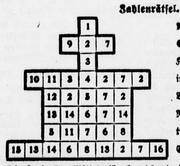
Dora, Iden, Rede, Rampe, Eis, Reuß, Thorn, Lama, Waffen, Breda, Garten, Pence, Hetze, Armee.

Mit Ausnahme eines ist auch jedem der obigen Wörter durch Umänderung eines Buchstabens ein neues Wort zu bilden, so daß die fortgelassenen und die neu hinzugefügten Buchstaben, letztere rückwärts gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Ballrätsel
ges. gesch.

Auf jedem Ball befindet sich ein Wort (6 Buchstaben) mit folgender Bedeutung: 1. Radelager, 2. vulkanischer Berg, 3. Baum, 4. Leibesübung, 5. Möllerlehre, 6. afrikanisches Säugetier, 7. Flugzeugführer. Die nicht sichtbaren Buchstaben ergeben hintereinander gelesen ein Volksstück von Anzengruber.

Fabienrätsel.



	Rote
	Gattin des Aegir
	Konsonant
	italienische Landschaft
	Bäche in Arabien
	Nebenfluß der Aller
	tierischer Stützstoff
	Erz

Die senkrechte Mittelreihe bezeichnet ein Fest.

Vereinigung.

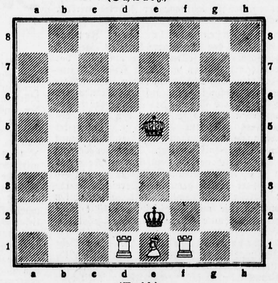
Mohr, Pfahl, Brot, Eis, Bürger, Apostel, Band, Jod.

Jedem der angeführten Wörter ist eins der nachstehenden Wörter anzuhängen, so daß acht Doppelwörter entstehen, deren vorletzte Buchstaben einen weiblichen Vornamen nennen. — Berge, Eid, Flechte, Geschichte, Rübe, Silber, Teig, Wurm.

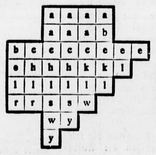
Schachaufgabe.

Von B. von Dehn in Riga.
(„Die Schwalbe“ 1931)

(Schwarz.)

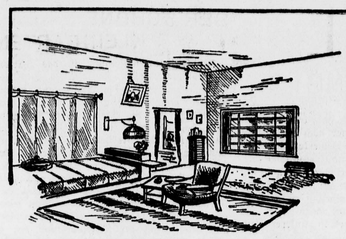


(Weiß.)
Matt in 3 Zügen.



Magische Figur.

Die Buchstaben in nebenstehender Figur sind so zu ordnen, daß die vier sich kreuzenden Buchstabenreihen gleichlautend sind und folgendes bezeichnen: 1. einen Zugvogel, 2. eine Stadt in Liberia, 3. einen Teil des Tierfußes, 4. eine Universitätsstadt.



HEIM UND HOF

Gartenmöbel aus Birkenästen

Von Wilhelm Blohm

An dieser Stelle wurde schon einmal eine Anleitung zum Selbstanfertigen von Gartenmöbeln aus geraden Leisten und Brettern gebracht. Viel leichter ist es, Gartenmöbel aus Rundhölzern zu bauen. Birkenholz z. B. läßt sich sehr leicht sägen und nageln. Es behält die Rinde und die Gartenmöbel aus diesem Holz sehen immer gut aus. Man verarbeitet die Äste, so krumm oder gerade sie gewachsen sind und vermeidet das Biegen.

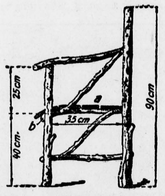


Abbildung 1
Querschnitt des Armlehnstuhles

An die Arbeit! Wir wollen einen Armlehnstuhl bauen, was nach Abbildung 1 und 2 jedem Bastler sehr leicht gelingen muß. Zunächst werden die beiden Seitenteile hergestellt. Dabei ist nur nötig, das Holz für die Sitzfläche etwas einzulassen. Sind beide Seiten fertig, dann werden sie 50 cm weit voneinander entfernt aufgestellt und schnell durch ein paar Leisten und Brettchen miteinander verbunden. Jetzt können passende Äste für die Beine ausgesucht und angenagelt werden. Natsam ist es, für die Kniehehe einen glatten, halbrunden starken Ast (Abbildung 1b) anzubringen, auf

Abbildung 2
Ansicht des Armlehnstuhles

Platte wird nur aufgelegt, wird zwar sossen die unteren Querhölzer desselben hinter die Beinen (Abbildung 3 a und b). Daß hat den Vorteil, daß man die Platte bei schlechtem Wetter abheben kann. Die schön geschwungenen, unten verbleiben Tisch- und Stuhlbeine sind junge, fest am Boden abgehauene Birken. Die schönsten kommen Äste liefern gutes Material für Verbindungsstücke und Rückenlehne des Gartensitzstuhles.

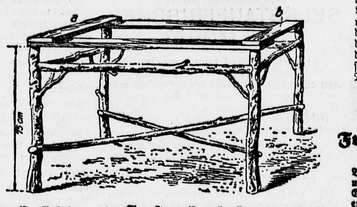


Abbildung 3
Ansicht des Gartentisches

den das vorderste Sitzbrett übergreift. Steht das Gebäude fichet, so legt man einige Brettchen als Sitzfläche ein und setzt einen Hilfsmann darauf, um die gewünschte Form durch verschiedenes Probesitzen herauszufinden. Die Hölzer für den Sitz werden mit 4,5- bis 5zölligen Nägeln eingeschlagen, die Querhölzer erhalten Nägel je nach ihrer Stärke. Frisches Holz nagelt sich sehr leicht; dünnere Äste spalten ab und zu, um das zu verhüten, nagelt man erst einen Längeren Ast an und schneidet ihn hernach passend ab. Mit der linken Hand hält man das Beil gegen den Ast, um dadurch einen sicheren Schlag zu haben.

Eine Bank wird ähnlich gebaut wie ein Stuhl. Die Sitzfläche stellt man wohl am besten aus Brettern her. Bei Anfertigung der Rückenlehne kann der Erbauer seinen künstlerischen Sinn in zweckmäßiger Anordnung des Holzes betätigen. — Auch ein Tisch ist leicht gebaut. Bei der Abbildung 3 habe ich nur den Unterbau angegeben, um das Bild nicht zu verwirren. Die Eine Frage ist noch offen. Soll man die Streben gußeisen- oder aufnageln? Aus der Abbildung 1 ist deutlich zu ersehen, daß ich beide Methoden angewandt habe. Je nachdem, ob ein Aufnageln hinderlich sein könnte (z. B. bei der Armlehne) oder ob größere Haltbarkeit erzielt werden soll, muß zwischen- oder aufgenagelt werden. Bei der Beinverstellung werden die Äste einfach aufgenagelt. Das hält beffer.

Eiweißfuttermittel für Schweine

Von Diplomlandwirt Hans Herzog

Jeder Schweinezüchter und -mäster weiß, daß die Erzeugung von Fleisch, Milch oder Fett bei seinen Schweinen im engsten Zusammenhang mit der Zusammensetzung des verabreichten Futters steht. Demnach ist auch bekannt, daß zur Erzeugung von Fleisch und Milch erheblich mehr Eiweißstoffe erforderlich sind als der beim Fett und daß auch bei der Fettbildung das Schweine das Eiweißstoffe eine große Rolle spielen. Das hat die Praxis schon lange bewiesen. Denn würde man Schweine nur mit gedämpften Kartoffeln mästen, so würde die Gewichtszunahme sehr gering sein, obgleich die Tiere vollkommen genug Stärke, die zur Fetterzeugung erforderlich ist, erhalten. Es fehlt also etwas im Futter. Gibt man nun diesen Tieren zu den gedämpften Kartoffeln Getreideschrot und Eiweißstoffe im richtigen Verhältnis zueinander, so läßt sich die Gewichtszunahme ganz erheblich steigern. Ja, man kann sogar — die erforderliche Futterzusammenstellung vorausgesetzt — beim ausgewachsenen Schwein neben dem Fettzuwachs Fleisch erzeugen, das sich zwischen die Fettschichten schiebt (durchwachsener Speck). Zu beachten ist hierbei allerdings, daß Fleisch Eiweiß ist und trotzdem eine Sonderstellung einnimmt, da es sich nur durch Eiweiß erzeugen läßt. Das sieht man am besten beim Ferkel, dessen Wachstum zunächst ja nur aus Fleischzuwachs besteht und in den ersten Lebenswochen nur durch die Sauenmilch und später hinzukommend durch das Beifutter hervorgerufen wird. Hierbei richtet sich das Wachstum (Fleischzuwachs) ohne Rücksicht auf alle anderen reichlich vorhandenen Nährstoffe nur nach der Eiweißmenge, die für den Magen bekömmlich bzw. verwertbar ist und vielfach in zu geringer Menge verabreicht wird. Erhalten nämlich Ferkel nicht genügend Eiweiß, sei es durch die Sauenmilch oder durch das Beifutter an Ferkel, so läßt sich das später weder beim Wachstum noch bei der Gewichtszunahme während der Mast ganz nachholen. Derartige Tiere wachsen langsam und mästen sich schwer. Die gewünschte Rente bleibt also aus.

Kurz zusammengefaßt kann man also über die Eiweißverfütterung an Schweine sagen, daß — zunächst ganz abgesehen von der Bekömmlichkeit der einzelnen Eiweißfuttermittel — die tragenden Sauen sehr wenig Eiweiß benötigen, da sie während ihrer Trächtigkeit täglich 100 bis höchstens 150 g Ferkeleiweiß im Mutterleib erzeugen und daneben nur ihren Körper zu erhalten haben. Dagegen benötigen die säugenden Sauen je nach Ferkelzahl erheblich Mengen Eiweiß, da in manche säugende Sau im höchstfalle zeitweise mitunter täglich 3 kg Ferkelzuwachs — also schier Fleisch — nur durch die Muttermilch zu erzeugen hat (z. B. eine Sau mit vierzehn Ferkeln, von denen jedes pyrren im Durchschnitt 200 g täglich zunimmt = 2800 g insgesamt je Tag). Bekommt also die säugende Sau zu wenig Eiweiß, so wird sie gezwungen, Eiweiß aus der Körpersubstanz zu nehmen, das heißt, sie magert ab. Jedoch hat die Praxis gelehrt, daß säugende Sauen bei Verabreichung von ausreichenden und richtig zusammengestellten Eiweißfutter während ihrer Säugeperiode wenig Gewichtsverlust aufzuweisen. Bei der Beifütterung säugender Ferkel sowie bei der Fütterung der Absatzferkel ist dem erheblichen Fleischzuwachs, der also jetzt nicht mehr nur durch die Sauenmilch erfolgt, prozentual Rechnung zu tragen. Schließlich sind bei den Mastfertigen tägliche Gaben von 200 bis 300 g Eiweißfutter ausreichend.

Bei den Eiweißfuttermitteln sind tierische und pflanzliche zu unterscheiden. Beide kommen für unser Hausschwein in Frage. Denn, betrachtet man die Lebensweise des Wildschweines, so ekkennt man, daß es sich von Kerfen, Larven, Gewürm, gefallenem Wild (tierischem Eiweiß) und von allen Hülsenfrüchten (pflanzlichem Eiweiß) ernährt. Dabei wäre es vielfach nicht angebracht, die Lebensweise des Wildschweines vollkommen auf unser Hausschwein zu übertragen, weil ja doch das Wildschwein in der Natur instinktiv das richtige und bekömmliche Verhältnis beider Eiweißarten innehält, während das Hausschwein sie mit dem Futter, was es bekommt, zufrieden sein muß. Jedoch hilft der Weidegang den Eiweißhaushalt herzustellen, da man bei weidenden Sauen das Fressen von Mäusen, Engerlingen usw. beobachtet hat. Zwar ist dies als Ausgleich zu bezeichnen, aber im allgemeinen ist er doch eng begrenzt. Ferner hilft sich das Wildschwein instinktiv zum Beispiel bei Unregelmäßigkeiten in der Verdauung selbst, indem es in diesem Falle begierig Schlamm frißt, was sich übrigens auch bei unserem Hausschwein gut bewährt. Im großen und ganzen ist über die Wirkung als Arznei von manchen gern gefressenen Futterstoffen noch vieles unklar, denn wie kommt es zum Beispiel, daß das Wildschwein, auch die tragende Bache, Eicheln wunderbar vertragen kann, während beim Hausschwein Eichelfütterung Verstopfung hervorruft und tragende Sauen regelmäßig danach verferkeln. Das läßt sich doch nur so erklären, daß das Wildschwein neben den Eicheln durch andere Futterstoffe einen Verdauungs- und somit Bekömmlichkeitsausgleich schafft, den wir eben aus Unkenntnis unseren Tieren nicht immer reichen können.

Die wichtigsten tierischen Eiweißfuttermittel sind die Fisch-, Fleisch-, Blut- und Knochenmehle. Beim Fischmehl ist zu beachten, aus welchem Rohstoff (also ob Magen- oder Fettfisch) es besteht. Heringsmehl (Fettfisch) soll als solches nur als Fischfuttermehl und bei Vermischungen sollen die Tiere Fischmehle angegeben werden. Das Walfischmehl fällt nicht unter die Fischmehle, sondern soll im Handel als Walliermehl bezeichnet werden. Beim Fleischmehl sollen nicht mehr als 13 Prozent phosphorsaurer Kalk enthalten sein. Enthält es mehr, kann man es als „Fleisch- und Knochenmehl“ und hat es über 32 Prozent phosphorsauren Kalk als „Knochenmehl“ gehandelt werden. Hierbei sei noch erwähnt, daß der phosphorsaure Kalk im Knochenmehl vom Schneimenmagen schwer verarbeitet wird, was bei dem der Fischmehle nicht der Fall ist. Das Fischmehl, welches aus Magerfischen (Dorsch, Merlan, Schellfisch, Klare hergestellt wird, eignet sich für den Schweinemagen besser als das Fischmehl aus Fettfischen (Hering und Heilbutt). Durch Verfütterung von Fischmehl aus Fettfischen wird beim Schwein Speck sowie Fleisch tranig und weicher als aus Magerfischen. Bodauerlicherweise haben die im Handel befindlichen Fischmehle, welche aus Magerfischen hergestellt sind, den großen Nachteil, daß sie ausländisches Produkt sind (Norwegen, England).

Als pflanzliches Eiweiß, das dem Schweinemagen gut bekömmlich ist und das tierische Eiweiß äußerst günstig ergänzt, steht, wie allgemein bekannt, junger Rotklee und Serradella als Grünfutter an erster Stelle. Auch die entbitterte Lupine wird vielfach neben tierischem Eiweiß an Schweine verfüttert. Jedoch scheint bei den heutigen Entbitterungsverfahren trotz Zuhilfenahme chemischer Methoden von dem leicht löslichen Protein der Lupinen ein großer Teil verloren zu gehen, denn die Praxis hat gelehrt, daß frische entbitterte Lupinen, welche ohne jeden bitteren Beigeschmack zuckerartig schmecken, bis zu 2 kg von ausgewachsenen Schweinen gut vertragen werden. Andererseits ist aber auch beobachtet worden, daß entbitterte Lupinen neben tierischem Eiweiß sich mit diesem oder jenem Eiweißfutter, insbesondere bei Ferkeln und säugenden Sauen nicht immer gut vertragen und Verdauungsstörungen hervorrufen sollen. — Ferner ist noch die Sojabohne als pflanzliches Eiweiß zu nennen, das als Sojaschrot, -mehl oder -kuchenmehl verfüttert wird. Hiervon kann, wie es sich in der Praxis immer wieder bestätigt, das Schwein nur geringe Mengen vertragen, so daß bei Verfütterung von Sojaschrot an Ferkel größte Vorsicht geboten ist. Allerdings verlockt der niedrige Preis das Sojaschrotes sehr, es in größeren Mengen an Schweine zu verfüttern. Jedoch bekommen die Tiere danach häufig starken Durchfall, der die Gewichtszunahme herabdrückt, so daß es sehr zweifelhaft erscheint, ob es eine wirkliche Rente abwirft.

Frage und Antwort / Ein Ratgeber für jedermann

Frage: Topfpflanzen sind stark mit Blattläusen behaftet. Trotz verschiedener Bemühungen sind die Läuse nicht zu vertilgen. Geben Sie ein Mittel an, wie die Blattläuse erfolgreich zu bekämpfen sind. A. E. in G.

Antwort: Grüne Blattläuse werden mit einprozentigem Parasitol oder Evodin mittels einer feinen Nebeldrause bespritzt. Schwarze Läuse müssen mit zwei- bis dreiprozentigen Lösungen bespritzt werden. Zu erhalten sind die Mittel in jeder Drogerie oder besseren Samenhandlung. Die Spritzungen müssen nach acht bis vierzehn Tagen wiederholt werden. Zur Vorbeuge spritzen Sie die Pflanzen im trockenen Zimmer täglich einige Male mit abgestandenem Regen- oder Flußwasser. Rs.

Frage: Wie reinigt man Nickelgefäße, das schon längere Zeit unbenutzt geblieben ist, schnell und schadlos? R. G. in L.

Antwort: Nickelgefäße darf nie mit einer Bürste oder gar mit Bitzblank behandelt werden. Man gebrauche beim Reinigen weiche Tücher und Seifenwasser, dann spülen, abtrocknen und nachputzen mit einem Brei aus Spiritus und Schlämmkreide. Nickelkannen, die innen braun geworden sind, werden durch Sodawasser wieder sauber. Beschlagene Nickelsachen reibt man mit Benzin ab und putzt mit Wiener Kalk nach. Geldgewordene Nickelgegenstände bekommen durch folgendes Verfahren wieder neuen Glanz: Man taucht den Gegenstand einige Sekunden in eine Mischung von 2 Teilen Schwefelsäure auf 100 Teile Wettgeist. (Vorsichtig mischen! Schwefelsäure langsam einmessen oder in der Drogerie mischen lassen!) Mit kaltem Wasser nachspülen und mit einem weichen Lappen trockenreiben. R.

Frage: Schweine leiden an Husten. Dieser zeigte sich im vergangenen Herbst zuerst bei Ferkeln im Alter von drei Wochen und übertrug sich dann auf den ganzen Bestand. Auch Tiere, welche aus einem fremden Stall hinzugekauft wurden, haben den Husten bekommen. Der Stall ist warm und gut gelüftet. Die Fütterung besteht aus Kartoffeln, Schrot (von Roggen und Gerste), etwas Futterkalk und wöchentlich einmal einige Tropfen Dorschlebertran. Bei den letzten geschlachteten Schweinen war die Lunge einwandfrei. Kann ich die Zuchtsau weiter zur Zucht verwenden? Wie ist diesem Uebel abzuhelfen? E. G. in H.

Antwort: Tritt in einem Bestande Husten auf, so ist stets die Gefahr des Vorhandenseins der Schweineseuche gegeben. Daraus, daß sich der Husten über den ganzen Bestand verbreitet hat, ist zu schließen, daß eine Ansteckungsgefahr vorliegt. Im Gegensatz hierzu steht aber die Beobachtung, daß das letzte Schlachtschwein eine völlig einwandfreie Lunge hatte. Die Ursachen der Schweineseuche sind: schmerzhafter, trockener Husten, welcher später in Hitzeln übergeht, Teilnahmlosigkeit, Mattigkeit, starke Abmagerung und vielfach Bildung von Hautkrusten. Sind diese Erscheinungen nicht vorhanden, so hat der Husten wahrscheinlich eine andere Ursache; welche aber in Frage kommt, ist sehr schwer zu sagen. Vielleicht ist doch Zugluft im Stalle vorhanden. Möglich kann es ferner sein, daß die Einstreu nicht einwandfrei ist und Stoffe enthält, welche einen Hustenreiz geben. Vielleicht wird auch das Futter zu heiß verabreicht. Hiernach stellt sich ebenfalls Husten ein. Wir empfehlen Ihnen, Ihre Tiere genau zu beobachten, um festzustellen, ob eine der vorgenannten Ursachen vorliegt. Falls Sie in der Lage sind, Ihren Schweinen möglichst viel freien Auslauf zu gewähren, können sie die Zuchtsauen unbedenklich weiter für die Zucht benutzen. Dr. Bn.

Frage: Beinschwäche bei einer Dogge. Meine sieben Wochen alte deutsche Dogge knickt, wenn sie längere Zeit in der Stube läuft, mit den Vorderfüßen O-beinartig zusammen. Liegt das an zu gutem Futter? Ich füttere Kuhmilch, Kartoffeln, auch etwas eingeweichtes Brot. P. Sch. in N.

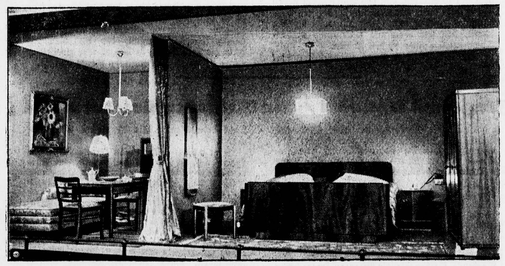
Antwort: Die Beinschwäche Ihrer Dogge ist nicht auf zu gutes, sondern auf zu schlechtes Futter zurückzuführen. Junge Hunde, besonders die schnellwachsenden Doggen, brauchen Fleisch und Rohknochen. Kartoffeln sind nur ein unnützer Ballast und verursachen den sogenannten Kartoffelbauch. Mit Hafergrütze gekochte Hammelköpfe sind zu empfehlen. Sollten Sie sich nicht genügend Fleisch verschaffen können, so müssen Sie niemal am Tage dem Futter etwas Vitakalk zusetzen. Hundekuchen sind ebenfalls ein gutes Futtermittel. Bet.

DER NEUE WOHNSTIL

RAUM IST IN DER KLEINSTEN — WOHNUNG

Die Zeit, in der man unsere Möbel so groß und schwer als möglich baute, mit Zierat und Schnörkel beladen, und darauf noch Nippes türmte, soviel gerade Platz hatte, ist vorüber. Die lebende Generation bevorzugt die Sachlichkeit auch in ihrem Heim. Die Forderungen sind es, die man heute an ein Möbelstück stellt: es soll seinen Zweck auf beste Weise erfüllen, es soll ein Mindestmaß an Bedienung erfordern, und es soll sich mit dem geringsten Raum begnügen. Freilich ist diese Entwicklung nicht ganz freiwillig erfolgt. Auch sie steht unter dem Zwang der Verhältnisse, die weitgehende Sparsamkeit überall erfordern. Dies äußert sich schon beim Wohnungsbau. Um Raum und Material zu sparen, werden die Wohnungen durchweg kleiner gebaut als früher. Die Hausfrau, deren Hauptbeschäftigung früher die Bekämpfung des Staubes mit Hilfe von Mischtuch und Wedel war, ist heute in vielen Fällen selbst berufstätig. Aus diesem Grunde war es notwendig, zunächst einmal alle unnützen Staubfänger aus der Wohnung zu verbannen. Auf der anderen Seite durfte aber auch die Sachlichkeit nicht so weit gehen, daß der Eindruck der Unbehaglichkeit entstand. Schließlich sollte die neue Wohnung trotz der beschränkten Raumverhältnisse nichts an Bequemlichkeit vermissen lassen. Also recht vielfältige, zum Teil einander widersprechende Forderungen. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß sich die neuzeitliche Innenarchitektur dieser Aufgabe — ein Gang durch eine zurzeit stattfindende Möbel- und Einrichtungsschau in Berlin beweist dies am besten — mit viel Geschick entledigt hat.

Man darf von Glück sagen, daß die extremste Richtung, die sich in Verfolg dieser Bestrebungen herausgebildet hatte und eine Heilang recht stark hervortrat, heute in einem gewissen Maße als überwunden anzusehen ist. Gemeint ist jene Art der Wohnungseinrichtung, die das Mobiliar als Teil des Hausinventars erscheinen ließ, und wo man Schrank, Tisch und Bett in der Wand verschwinden lassen konnte. Es mochte sicher sehr praktisch sein, zum Umzug keinen Möbelwagen mehr, sondern nur noch einige Reisekörbe zu benötigen. Aber behaglich war es gewiß nicht. Die heutige Wohnkultur wandelt auf weniger revolutionären Bahnen.



Neuzeitliche 1½-Zimmerwohnung, bestehend aus Schlaf- und Wohnzimmer

Bei aller Zweckmäßigkeit läßt sie auch dem persönlichen Geschmack des Wohnungsinhabers weiten Spielraum.

Das hervorstechende Merkmal der heutigen Wohnkultur ist das Bestreben, einen Raum mehreren Zwecken dienstbar zu machen. Dies führt zu den verschiedenartigsten kombinierten Lösungen, wie Wohn-Schlafzimmern, Wohn-Eßzimmern, Wohnküchen usw. Eiserner Bestand all dieser Einrichtungen ist das neuzeitliche Kombinationsmöbel, ein reiner Verwandlungskünstler. Eiserner Bestandteil ist auch die „Couch", (gesprochen „Kautsch"). So häßlich dieses Wort, das allen Umtaufversuchen bisher trotzte, in einem deutschen Ohr erklingt, so mannigfach ist die Verwendungsmöglichkeit des Möbels. Tagsüber bietet es eine prächtige Gelegenheit, sich zu „aalen", sofern man die Zeit dazu hat, nachts verwandelt es sich in ein Bett und es gibt sogar eine Konstruktion, die man wie ein Taschenmesser zusammenklappt, und dann entsteht ein Klubsessel. Etwas Aehnliches wie die Couch will das Schrankbett. **Wenn der Wecker die Schläfer aus den Federn gerasselt hat, wird es hochgeklappt und verschwindet in einem Schrank.** Der Zweck aller dieser Konstruktionen ist, das Bett zu „tarnen". **Tagsüber dient der Raum als Wohnzimmer, als Salon, am Abend verwandelt er sich durch wenige Handgriffe in ein Schlafzimmer und durch diesen Kunstgriff wird erreicht, daß selbst die kleinste Wohnung höchsten Ansprüchen gerecht wird.**

Ein wesentlicher Unterschied gegen früher zeigt sich auch in der Art, wie man die Wohnungen einteilt. Bisher entfiel der wichtigste Raum, das Wohnzimmer, auf den Luxusteil der Wohnung. Heute ist das anders geworden. Das Wohnzimmer ist zum Mittelpunkt des Hauses geworden, es ist der Raum, in dem sich die Familie am meisten aufhält, und dementsprechend ist auch seine Größe bemessen. Es ist nicht mehr der Raum, der nur bei besonderen Gelegenheiten betreten wird, sondern es ist der Raum, in dem sich das Familienleben abspielt.

Ein neuer Möbelstil unter gleichzeitiger Verwendung von Stahl und Holz.

Auch die Einrichtung hat sich diesem Wandel angepaßt. Die Zeiten, wo das Wohnzimmer mit Plüschmöbeln vollgestopft war, sind vorbei. Heute ist das Wohnzimmer ein Raum, der Licht, Luft und Sonne hereinläßt, der Bequemlichkeit und Behaglichkeit ausstrahlt, und der Gelegenheit gibt, sich zu entspannen und auszuruhen. Die Möbel sind leicht und zierlich, sie sind nicht mehr an die Wand gerückt, sondern stehen frei im Raum, und sie sind so gewählt, daß sie sich dem Raum anpassen und nicht mehr, wie früher, den Raum beherrschen.

Auch die Farbe hat sich gewandelt. Die dunklen Farben sind verschwunden, und an ihre Stelle sind helle, freundliche Farben getreten, die dem Raum Licht und Luft geben. Auch die Stoffe, die für Vorhänge, Polstermöbel und Bezüge verwendet werden, sind hell und freundlich. Sie sind meist einfarbig, oder sie haben nur ganz kleine Muster, die sich kaum von der Grundfarbe abheben.

Das Eßzimmer hat sich ebenfalls gewandelt. Es ist nicht mehr der Raum, der nur zu den Mahlzeiten betreten wird, sondern es ist ein Raum, der auch zu anderen Zwecken benutzt wird. Auch hier ist das Bestreben, Raum zu sparen, deutlich zu erkennen. Die Anrichte ist verschwunden, und an ihre Stelle ist ein Büfett getreten, das sich in die Wand einfügt. Auch der Tisch ist nicht mehr der große, schwere Tisch, sondern ein leichter, zierlicher Tisch, der sich leicht zusammenklappen läßt, wenn er nicht gebraucht wird. Die Stühle sind leicht und bequem, und sie lassen sich ebenfalls zusammenklappen.

Das Schlafzimmer hat sich am wenigsten gewandelt. Es ist auch heute noch der Raum, der am meisten Ruhe und Behaglichkeit ausstrahlt. Die Möbel sind leicht und zierlich, und sie sind so gewählt, daß sie sich dem Raum anpassen und nicht mehr, wie früher, den Raum beherrschen. Auch die Farben sind hell und freundlich. Sie sind meist einfarbig, oder sie haben nur ganz kleine Muster, die sich kaum von der Grundfarbe abheben.

Das Kinderzimmer ist der Raum, der am meisten Licht und Luft hereinläßt. Die Möbel sind leicht und zierlich, und sie sind so gewählt, daß sie sich dem Raum anpassen und nicht mehr, wie früher, den Raum beherrschen. Auch die Farben sind hell und freundlich. Sie sind meist einfarbig, oder sie haben nur ganz kleine Muster, die sich kaum von der Grundfarbe abheben.

Das Badezimmer ist der Raum, der am meisten Licht und Luft hereinläßt. Die Möbel sind leicht und zierlich, und sie sind so gewählt, daß sie sich dem Raum anpassen und nicht mehr, wie früher, den Raum beherrschen. Auch die Farben sind hell und freundlich. Sie sind meist einfarbig, oder sie haben nur ganz kleine Muster, die sich kaum von der Grundfarbe abheben.

Das Arbeitszimmer ist der Raum, der am meisten Licht und Luft hereinläßt. Die Möbel sind leicht und zierlich, und sie sind so gewählt, daß sie sich dem Raum anpassen und nicht mehr, wie früher, den Raum beherrschen. Auch die Farben sind hell und freundlich. Sie sind meist einfarbig, oder sie haben nur ganz kleine Muster, die sich kaum von der Grundfarbe abheben.

Das Gästezimmer ist der Raum, der am meisten Licht und Luft hereinläßt. Die Möbel sind leicht und zierlich, und sie sind so gewählt, daß sie sich dem Raum anpassen und nicht mehr, wie früher, den Raum beherrschen. Auch die Farben sind hell und freundlich. Sie sind meist einfarbig, oder sie haben nur ganz kleine Muster, die sich kaum von der Grundfarbe abheben.

Das Dienstmädchen

RUNDFUNK

Rundfunk-Vortragsfolge Leipzig (259,3) Zwischensender: Dresden (319)

Gleichbleibendes Wertags-Programm. 6.30: Turnstunde. — anschl. Frühkonzert. ● 10, 15.35, 17.50: Wirtschaftsnachrichten (So. nur 10 u. 15.45). ● 10.05: Wetter, Bericht, Tagesor. ● 10.10: Was die Zeitung bringt. ● 11: Werbenachrichten. ● 12: Konzert. ● 13: Wetter, Wasserstände, Zeit, Presse. — anschl.: Konzert. ● 17.30: Wetter, Zeit. ● 17.50: Wirtschaftsnachrichten. ● ca. 22—22.30: Nachrichten.

Sonntag, 3. April.

6.45: Funkgymnastik.
7.00: Hamburg: Frühkonzert.
8.00: Landwirtschaftsrat Schomerus: Das Pflanzen der Obstbäume.
8.20: Frühkonzert. Organist: Georg Winkler.
8.50: Hörbericht aus dem Rokokosaal der Heidecksburg.
9.10: Eine Sonntagsmusik im Rokokosaal des Schlosses Heidecksburg zur Schiller-Goethe-Zeit. Kammerorchester der Schwarzburger Landeskapelle. Madrigalchor der Rudolstädter Singakademie.
10.00: Einführung in die Bach-Kantate.
10.30: Dr. Jahn: Zum 250. Todestag des spanischen Malers Murillo.
11.00: Vorlesung aus Helmuth Ungers Robert Koch-Roman: Heiler der Menschheit.
11.30: Bach-Kantate: Am Abend aber desselbigen Sabbattages.
12.15: Mittagskonzert des Sinfonieorchesters.
14.00: Wetter und Zeit. — anschl.: Was wir bringen.
14.20: Esperanto.
14.40: Dr. Koch: Zu Prof. Dr. H. A. Korffs 50. Geburtstag.
15.00: Kurkonzert. Lieder von Brahms. Volkschor Merseburg.
15.30: Der erste Schultag. Eine Textfolge von Hilde Eisenhauer.
16.00: Wer spielt mit? Mitw.: C. Bartuzat (Flöte), F. Sammler (Klavier).
16.30: König Lear. Eine Szenenreihe aus Shakespeares Trauerspiel, bearbeitet von Dr. Kuhnath.
18.00: Beliebte Opernmelodien. Ausf.: Sinfonieorchester.
19.30: Karl Rabe: Ueber den Dächern von Shanghai.
20.00: Aus Operetten von Oskar Straus. Ausf.: Sinfonieorchester. Claire Gerhardt-Schultheß (Sopran), F. Wolf (Tenor).
22.05: Nachrichtendienst.
Anschl. Tanzmusik des Emde-Tanzsportorchesters.

Montag, 4. April.

14.00: H. Brodmann: Erwerbslose und Privatversicherungsverträge.
14.15: Arthur Heinz Lehmann liest eigene kleine Prosa.
14.30: Kunstberichte.
15.00: Mitteilungen des Deutschen Landwirtschaftsrates.
15.10: Dr. Maner, Margarete Bener: Was muß die Hausfrau vom Fleisch wissen?
16.00: Unterhaltungskonzert des Sinfonieorchesters.
18.00: Stunde der Neuerscheinungen.
18.30: Weltliteratur in Lebensläufen. Dr. Feiler: Giacomo Leopardi.
18.50: Dr. Kohl: Warum anonyme Briefe?
19.00: Stadtgartenmeister Jentzsch u. W. Schneider: Der Gärtner.
19.30: Funkrobeschreiben des Deutschen Stenographenbundes.
19.50: Tagestragen der Wirtschaft.
20.00: Sinfoniekonzert des Leipziger Sinfonieorchesters. Solistin: Gerda Rette (Klavier).
21.30: Zaubersprüche, Zaubertränke. Ein Zirkel magischer Dichtungen, geboten von Anne Rhees.
Anschl. Unterhaltungsmusik des Emde-Orchesters.

Dienstag, 5. April.

10.45: Dipl.-Gartenbauinspektor Schmidt: Gartenrundfunk 1. April.
14.00: Aus der Welt des Erwerbslosen.
16.00: Prof. Dr. Unger: Die soziale Stellung der Musiker zu Handns Zeit.
16.30: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters. Solist: W. Breisch (Flöte).
19.05: Studienrat Lehmann: Der Jugendliche und seine Weltanschauung.
19.30: Französisch.
19.50: Einführung in Joseph Handns Oratorium: Die Schöpfung.
19.05: Wien: Die Schöpfung. Oratorium von Joseph Handn.
Anschl. Tanz- und Unterhaltungsmusik auf Schallplatten.

Mittwoch, 6. April.

8.15: Dienst der Hausfrau. Pflege und Reinigen von Linoleum.
14.00: Annemarie Hering: Die Frau heilt sich um.
14.30: M. Wagner: Aus dem Reichtum der Kindersprache.
16.00: Darf Kapitän bei uns bleiben? Ein Jugend-Hörspiel von E. Hallmann. — Hela Bahndorf erzählt Geschichten.
16.45: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
18.10: Prof. Dr. Litt: Volksbildung und Weltanschauung.
18.35: Italienisch.
18.55: Wir geben Auskunft . . .
19.05: Dr. Hamin: Die Kapitalbasis der mitteldeutschen Industrie.
19.30: Militärkonzert.
21.00: Zeitbericht.
21.10: Abenteuer in der toten Mühle. Hörspiel von H. v. Hülsen.
22.00: Irene de Noiret singt deutsche Chansons. Am Flügel: Th. Blumer.
Anschl. Tanzmusik auf Schallplatten.

Donnerstag, 7. April.

14.00: Priv.-Doz. Dr. Behm: Arbeitslosigkeit und Kreditgestaltung.
14.30: Filme der Woche.
15.00: Dr. Wiese: Wandel im Wasserlas.
16.00: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
18.00: Prof. Dr. Martini: Erotische Krankheiten.
18.15: Steuerrundfunk.
18.30: Spanisch.
18.50: Wir geben Auskunft . . .
19.00: Konzertime (Schallplatten).
20.00: Kulturarbeit und Arbeiterkultur. Ein Gespräch, verfaßt von Prof. Dr. Hermberg.
20.30: Stunde des Mitteldeutschen Rundfunks. Orpheus 1930—31. Hörspiel von R. Seitz. Musik von Paul Dessau. — Literatur. — Klaviermusik.

Freitag, 8. April.

14.30: Kunstberichte.
15.15: Gertrud v. Bredow: Landfrauengedanken zur Siedlungsfrage.
16.00: Dipl.-Gartenbauinspektor Schmidt: Vegetationskalender für April.
16.30: Konzert des Sinfonieorchesters.
17.30: Mittelschaftliche Umschau.
18.05: Kunstmaler Kaufmann u. W. Schweigert: Humor des Pinsels und der Feder.
18.25: Englisch.
18.50: Wir geben Auskunft . . .
19.00: W. Schumann: Soziologie — Hauptwissenschaft der Gegenwart?
19.30: Dresdner Konzert des Sinfonieorchesters.
21.00: Tagesfragen der Wirtschaft.
21.10: Märchen eines Lebens. Textfolge von Gina Petruschka aus Märchen u. Aufzeichnungen von H. Chr. Andersen.
Anschl. Kammermusik für Bläser. Ausf.: Weimarer Bläservereinigung.

Sonnabend, 9. April.

14.30: Kinderstunde: Spielen und Basteln.
15.15: R. W. Blümich: Funkschach.
16.00: Funkberatung.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
18.00: Landwirtschaftsrat Gabler u. Amtsgerichtsrat Dr. Maner: Nachbarliche Gebäligkeiten.
18.30: Deutsch. Dr. Kunath: Die literarischen Formen einer Erzählung.
18.50: Gegenwartslexikon.
19.00: Min.-Rat Dr. Schroeder: Das neue deutsche Strafverfahrensrecht.
19.30: Chorkonzert der Dresdner Liedertafel.
20.00: Die geschiedene Frau. Operette von Leo Fall.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Kurt Blachmann.

Rundfunk-Vortragsfolge Frankfurt a. M. (390) Zwischensender: Kassel (246).

Gleichbleibendes Wertags-Programm. 6.15: Wetter, Gymnastik. ● 6.45: Gymnastik. ● 7.15: Wetter — anschl.: Frühkonzert. ● 7.55: Wasserstand. ● 11.50: Zeit, Wirtschaftsmeldungen, Wetter. ● 12: Konzert. ● 12.50: Nachrichten. ● 12.55: Bauern-Zeitzeichen. ● 13: Konzert. ● 14: Nachrichten. ● 14.10: Werbekonzert. ● 14.55: Gießener Wetterbericht. ● 15.05: Zeit, Wirtschaftsmeldungen. ● 16.55, 18.15: Wirtschaftsmeldungen. ● 19.15: Zeit, Programm, Wetter, Wirtschaftsmeldungen.

Sonntag, 3. April.

7.00: Hamburger Hafenkonzert.
8.15: Katholische Morgenfeier.
9.15: Stunde des Chorgesangs. Ausf.: Bayerischer Gesangverein e.V. Wiesbaden. Leitung: Hans Bassing.
10.00: Einführungsvortrag in Wagners „Götterdämmerung", 1. Akt von H. Rosbaud. Mitw.: Funkorchester.
11.00: Eisenstadt: Anläßlich des Haydn-Jubiläums. Nelson-Messe, von Josef Handn.
12.00: Wien: Unterhaltungskonzert des Wiener Sinfonieorchesters.
13.00: Köln, Konzert.
14.00: Zehnminutendienst der Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.10: Luise Saurmann u. eine Landfrau: Aus der Tätigkeit einer landwirtschaftlichen Haushaltungsschule.
Anschl. Gartenbauinspektor Diemer: Was muß der Landwirt von Frostlage, Bodenmüdigkeit und Schädlingsbekämpfung im Gemüsebau wissen?
15.00: Stunde der Jugend. Bunte Stunde. Mitw.: Funkorchester.
16.00: Freiburg: Nachmittagskonzert. Allerlei aus dem Orient. — Ausf.: Freiburger Konzertorchester. Maria Bertazzoni (Sopran).
18.00: Dr. phil. Wehner: Camon de Balcra, Irlands Ministerpräsident.
18.25: Dreißig bunte Minuten.
19.20: Wetter für die Landwirtschaft.
Anschl Sportnachrichten.
19.30: Dr.-Ing.-Ploetner: Ein bunter Abend.
20.45: Götterdämmerung. Dritter Tag des Bühnenfestspiels: Der Ring des Nibelungen von Richard Wagner.
22.20: Nachrichten. Zeit, Programmänderungen, Sport.
22.45: Berlin: Tanzmusik der Kapelle Billy Barton.

Montag, 4. April.

15.20: Frau Dr. von Zahn-Harnack: Die Frau gehört ins Haus.
17.00: München: Nachmittagskonzert. Werke von Offenbach, Joh. Strauß, Waldteufel, Debussy u. a.
18.25: Vortrag von Prof. Künkel.
18.50: Englisch.
19.00: Berlin: Funkprobeschreiben des Deutschen Stenographenbundes.
19.50: Grillparzer. Zu seinem 60. Geburtstag.
20.30: Heidelberg: Unterhaltungskonzert.
21.30: Karlsruhe: Arthur Kusterer-Stunde. Marga Janson-Scharbau (Sopran), A. Kusterer (Klavier).
22.00: Naturschutzpark der Mundarten.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik.

Dienstag, 5. April.

15.20: Hausfrauen-Nachmittag.
17.00: Köln: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Solisten: W. und Mimi Schulze-Prisca (Violine).
18.25: A. A. Sarcher: Meine erste Begegnung mit Goethe.
19.05: Wien: Die Schöpfung. Oratorium von Joseph Handn.
22.00: Im Caringer Arbeitslager. Bericht.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Tanzmusik des Tanzensembles der Stuttgarter Philharmonie.

Mittwoch, 6. April.

15.15: Stunde der Jugend: Hans Baschy liest aus seinem Buchgartenbuch. — Briefe Siebenbürger Kinder an eine Schule im Wetterwald.
17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Werke von Mozart, Schubert, Lorzing, Joh. Strauß, Lanner. Mitw.: Charlotte Mallenburg (Sopran), D. Seyfert (Flügel).
18.25: Clemens Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl im Bürgerlogel. Von Dr. Löwenthal.
18.50: Oberreg.-Rat Wade: Zur Lärmbekämpfung.
19.30: Konzert des Funkorchesters. Solisten: Gisela Derpsch (Sopran), Rose Stein (Harfe), J. Gelfius (Flöte), E. J. Kahn (Klavier).
21.00: Liebe im Lärm. Ein kleines Funkspiel von R. Domion. — Musik von B. Eichhorn.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.

Donnerstag, 7. April.

15.30: Stunde der Jugend.
17.00: München: Nachmittagskonzert. Werke von Mozart, Beethoven, R. Strauß, Lehar, Blon.
18.25: Zeitfragen.
18.50: Europäische Gespräche. Deutschland — Ungarn.
19.30: H. Hoshand: Musikalische Grundbegriffe. Ihr Wesen und ihre Bedeutung.
20.00: Konzert des Funkorchesters. Solist: A. Tibursky (Flöte).
21.00: Griechla. Hörspiel von Maxim Gorki.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nähr: Nachtmusik.

Freitag, 8. April.

17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Werke von Grieg, Goldmark, Lehar, Morena u. a.
18.25: Landtagsdirektor Dr. Eisenmann: Die Stellung des Staatsoberhauptes in Deutschland und im Ausland.
18.50: Nur keine Angst, das Leben lebt weiter! Gespräch über die bildnerischen Kräfte im Menschen zwischen H. Schäfer-Simmern und B. Loven.
19.30: Friedrich Theodor Vischer: Bei uns zu Lande.
19.45: Aktueller Dienst bei Vorliegen besonderer Ereignisse.
20.00: Sinfonie-Unterhaltungskonzert. Werke von Lorzing, Neger, Meyerbeer, Konzal u. a.
21.00: Zb. Brandt: Wiesbaden.
21.15: Symphoniekonzert (Russische Musik des Philharm. Orchesters Stuttgart. Solist: H. Beli (Klavier).
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Joseph Handn: Klaviermusik. Ausf.: E. J. Kahn.
23.10: Tanzmusik. Ausgeführt von einem Ensemble. F. Haud (Saxophon).

Samstag, 9. April.

10.20: Schulfunk: Erzählerstunde auf dem Herzogenhorn. Schallplatten von Feldberg i. Schwarzwald.
15.30: Stunde der Jugend.
16.30: Schallplattenkonzert.
17.00: Baden-Baden: Konzert des Städt. Orchesters. Werke von Beethoven, Glud-Mottl, Svendsen, Debussy, Weber. Mitt. u. a.
18.25: L. Sternberg: Regionale Kulturbewegung und Reichsreform (Rheinfranken).
19.50: Dr. Kuchott: Vom Kulturtheater zu — was?
19.30: Nobelpreisträger. Wladislaw Reymont. Einführung: A. Eggebrecht. Leseproben: Bb. Matlen.
20.20: München: Musikalischer Funkexpreß. Ausf.: Funkorchester.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Mannheim: Nachtmusik.

Rundfunk-Vortragsfolge Deutsche Welle (1635)

Deutsche Welle. Gleichbleibendes Wertags-Programm. 6.25: Wetter für die Landwirtschaft. ● 6.30: Gymnastik ● ca. 6.50: Frühkonzert. ● 10.35, 13.30: Nachrichten. ● 12: Wetter für den Landwirt. — anschl.: Konzert u. Wiederholung des Wetterberichts. ● 12.55: Bauern-Zeit ● 14: Konzert. ● 15.30: Wetter, Börse. ● 18.55: Wetter für den Landwirt.

Deutsche Welle: Sonntag, 3. April.

6.45: Funkgymnastik.
7.00: Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
8.15: Wochenrückblick auf die Marktlage.
8.25: Oberlandstallmeister Gatermann: Heutiger Stand der deutschen Pferdezucht.
8.55: Morgenfeier — anschl.: Glockengeläut.
10.05: Wettervorhersage.
11.00: Gerhard Pohl liest aus eigenen Werken.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Am Abend aber desselbigen Sabbattages.
12.1: Ausschnitt vom 10. Evangelischen Reichssellertag.
12.30: Matinee zugunsten der Berliner Kapellmeister-Union e. V.
14.00: Dr. Paquet: Heilquellen am Rhein.
14.25: Ob.-Stud.-Rat Wunderlich: Das Leben der Deutschen in Südwest-Afrika.
14.50: Rote Graber liest: Das Gleichnis der Weberin, von Paula Grogzer.
15.15: Hamburg: Mandolinenkonzert des Mandolinen-Quartetts „Amberger".
16.00: Pastor Dr. Engelmann: Bericht zum Winterhilfswerk der Deutschen Liga.
16.15: Hörbericht vom Kottbuser Frühjahrsmarkt.
17.00: Unterhaltungsmusik. Bernard Dessen mit ehemaligen Mitgliedern des Orchesters der Staatsoper Berlin.
18.20: Dr. Dr. h. c. Spiero: Völkerschaftstypen in der Weltliteratur. Dysseus.
19.00: Richard Strauß. Ausf.: Ehrh von Palziander (Eloline) und R. Schmidt (Flügel). Rita Weise (Sopran). Am Flügel: G. Beck.
19.50: sportnachrichten.
20.00: Rose Rose erzählt Schnurren.
20.30: Aus Operetten. Berliner Funkorchester.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.15: Breslau: Ufa-Stars helfen im Kampf gegen die Not. Conference: F. Grünbaum.
Anschl. Tanz-Musik. Kapelle Billy Barton.

Deutsche Welle: Montag, 4. April.

14.45: Kinderstunde. Kinderzeitung.
15.40: M. Roth: Vor und nach dem Abitur.
16.00: Rettor Höft: Schallattenuerminderung durch Selbsthilfe.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Landeshauptst Dr. Tyr: Die stehen die französischen Jungwähler dieses Jahres zu Deutschland?
18.00: 12. Jud: Mulleren mit anschaulichen Partnern.
18.30: Spanisch für Anfänger.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.30: Kundfunkprobeschreiben des Deutschen Stenographenbundes, Dresden.
19.50: Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Leipzig: Sinfoniekonzert des Sinfonie-Orchesters
21.30: Leipzig: Zauberssprüche, Zaubertränke. Ein Zirkel magischer Dichtungen.
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik. Kapelle Herbert F. Henning.

Deutsche Welle: Dienstag, 5. April.

15.00: Kinderstunde Märchen und Geschichten.
15.45: Künstlerische Handarbeiten. Die Auftapplatte für den Zeowagen.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: D. v. Wilmsla-Buchberg: Pioniere und Abenteurer der Wirtschaft.
18.00: Prof. Dr. Mersmann: Wir hauen Melodien.
18.25: Prof. Dr. Schaeder: Die großen Religionen des Orients und das Abendland.
Anschl Wetter für die Landwirtschaft.
18.50: Englisch für Fortgeschrittene.
19.05: Wien: Die Schöpfung. Oratorium von Joseph Handn.
22.00: N. Hahnloser: Bei den Mitronnen in Neudabelsberg.
22.25: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten
Anschl. Hamburg: Duvertüren und Fantasien. Rorea-Orchester.

Deutsche Welle: Mittwoch, 6. April.

14.45: Kinderstunde: Unseresher Hörspiel von E. Hofmann.
15.45: Anna Dreniz: Wünsche der Haustieren an den Einzelhandel.
16.00: Hilfsschulleher Vogt: Die Hilfsschule meldet sich zum Wort.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Reg.-Rat a. D. Mahlmann: Siedlung auf neuen Wegen.
18.00: Goethe und das deutsche Lied. N. Sydrro, W. Blachowsky (Klavier). Dr. Michaelis.
18.30: C. Meissner: Wilhelm Busch als bildender Künstler.
19.00: A. Meurer: Moderne Beamtenjugend.
19.30: A. Frowein: Wie sucht das Unternehmertum die Wirtschaftskrise zu überwinden?
19.55: Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Hamburg: Die Leipziger Lerche. Singspiel von Siegfried Scheffler.
22.00: Dr. Räucher: Politische Zeitungsschau.
22.15: Wetter, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Abendunterhaltung.

Deutsche Welle: Donnerstag, 7. April.

15.00: Kinderstunde: Alle Vögel sind schon da.
15.45: Meta Brix: Die Frau im eigenen Laden.
16.00: Lehrer Buras: Das Heimatmärchen in der Heimatkunde der Landschule.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: H. Wahlff: Der Odenwald, ein unbekanntes Gebirge.
18.00: H. E. Riebenlahn: Leichte neue Klaviermusik.
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene.
19.00: R. Mirbt: Die Verantwortung der Persönlichkeit in Sowjet-Rußland.
19.30: Stunde des Landwirts: Hackfruchtbau.
19.55: Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Leipzig: Unterhaltungskonzert des Emde-Orchesters.
20.30: Leipzig: Erobrea 1930—31. Hörspiel von R. Seitz. Musik von P. Dessau.
21.10: Tages- und Sportnachrichten.
21.20: Hamburg: Vierhundert Millionen durchbrechen die Mauer. Ein Stück China als kulturhistorische Hörfolge.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Oscar Joost.

Deutsche Welle: Freitag, 8. April.

15.00: Jungmädchenstunde. Die Kunstgewerblerin.
15.40: Jugendstunde. Frauen fliegen.
16.00: Ob.-Reg.-Rat Dr. Herold: Die Begutachtung von Filmen auf ihren künstlerischen Wert.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Stammler: Das Mittelalter und wir.
18.00: Marie Luise König und H. Schulze-Ritter: Verschollene deutsche Musik aus der Zeit Bachs.
19.30: Dr. Goldstein: Der Konflikt zwischen der eisenerzgewinnenden und eisenverbrauchenden Industrie.
19.00: Wissenschaftl. Vortrag f. Jedermänner.
19.30: Ob.-Reg.-Rat Dr. Engelhardt: Erwerbslosigkeit und Erwachsenenbildung.
19.55: Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Unterhaltungsmusik. Kapelle Ilja Livschakoff.
20.30: Warschau: Europäisches Konzert. Das Philharmonische Orchester
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanz-Musik. Kapelle Juan Llossas.

Deutsche Welle: Sonnabend, 9. April.

9.30: Stunde der Unterhaltung.
14.50: Kinderbastelstunde. Wir machen einen Besuch bei Familie Tändlig.
15.45: Dr. Clill van Aubel: Planwolle Verbrauchswirtschaft.
16.00: Dr. Vöbel: Vom unbekannten Darwin.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Bornlein: Gesundheitsgemäße Lebensweise.
17.50: Ob.-Ing. Watts: Viertelstunde Funktechnik.
18.05: Dr. Günther: Deutsch für Deutsche.
18.30: Dr. Kantorowicz: Der Hund als Hausgenosse.
19.00: Englisch für Anfänger.
19.30: Dr. Mrede: Vaterländische Rhrale oder Tat?
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.10: München: Musikalischer Funkexpreß. Bunter Abend.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik. Kapelle Adalbert Lutter.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang / Blatt Nr. 2 — Sonntag, 10. April 1932 — Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Die Hitzekur

„Schaff" mi den verdammten Rheuma aus die Knochen!", schrei ich den Doktor an. Denn das rih und zerrte wieder einmal ganz barbarisch. „Je, oll Fründ", seggt de und kiert platt (dat makt hei immer so): „den sollse woll behollen möten. Aewerst, wenn't Fröhjohr kümmt, denn kasse di in de warme Sünn setten!"

Sprichts, pfeift seinem Dackel, klettert ins Auto und rattert mit sanfter Kurve zum Hof hinaus.

Mich in die warme Sonne setzen, — ein nettes Rezept. Ein wirklich hübsches Rezept. Ein billiges Rezept. Nichts dagegen zu sagen. Einen billigeren Rat könnte mir auch die Krankenkasse nicht geben.

Es ist nur: wo man augenblicklich die warme Frühlingssonne hernimmt? Es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß man abwartet, bis sie kommt. Einmal muß sie kommen. Das ist bisher immer so gewesen.

Einstweilen prasseln die Regenschauer ans Fenster. „Schön Wetter für späten Roggen, wenn einer welchen gesät hat", — denkt man mit Möller Voß aus der „Franzosentid". Dann zieht der Frost so schön aus der Erde.

Der Rheuma hingegen, wenn er aus den Knochen ziehen soll, verlangt Wärme. Also muß Mutter den Ofen einheizen. Je wärmer es auf der Ofenbank wird, desto kräftiger zieht das Reißen aus den Gliedern. Bald kann man den Arm wieder rühren. Bald schon wieder so weit, daß man die Zeitung heranziehen kann und sie aufschlagen.

Was schreiben sie? „Donau-Föderation" — „Defizit in Amerika" — „Tardieu fährt nach England" — „Warnung vor dem Zollwahn" —? Je ja: „Is ja alles nich wohr!", schimpfte die selige Großmutter immer, nachdem sie das Blättchen vom ersten Buchstaben bis zum letzten zu Ende gelesen hatte, und dann feuerte sie die Zeitung grimmig in die Ofenecke.

„Aber da steht etwas. Hat ein „Dr. med." geschrieben: „Man weiß, daß man Bazillen am schnellsten und wirksamsten durch „Auskochen" tötet. Wie schön wäre es, wenn wir bei einer Infektionskrankheit eine Viertelstunde im kochenden Wasser verbringen könnten. Wir wären sie dann los. Leider würden wir selbst in gekochtem Zustande aus dem Topfe gezogen werden. — Aber wäre es nicht denkbar, daß wir Menschen einen um ein oder zwei Grade höhere Hitze vertragen, als die Bazillen? Dann wäre uns über das meiste Erdenleid bald hinweggeholfen. Zum mindesten über alle diejenigen Krankheiten, die durch das Wüten der Bazillen im Körper verursacht werden. Bis etwa 41 Grad bringen wir es doch. Fast alle Bazillen sterben ab, wenn der Körper eine Temperatur von 40 bis 41 Grad erreicht. — Bekannt ist die Malariatheorie des Wiener Professors Wagner Jauregg bei Paralyse.

In Deutschland befaßt sich Professor Schliephake in Jena mit der Hitzebehandlung . . .

Man bringt den Patienten zum Schmoren, teils durch Hochfrequenzströme, teils durch heiße Wasser und durch Gebläse mit heißer Luft. Es sind durchgängig über sehr gute Erfolge zu berichten".

***

VOR DEM PFLUG — Radierung von Prof. A. Eckener — Bavaria-Verlag, Gauting vor München

„Un das freut ein' denn ja auch", sagen sie im Hambörgschen in solchen Fällen. Mit anderen Worten: so etwas ließ sich, wenn man den Rheuma in den Knochen hat, sehr angenehm. Das wußte schon Onkel Präßig. Er ging in seine Kaltwasserkur: „Nicht, weil ich glaube, daß mir das was hilft. Aber fühlt Du, Karl: der Wasserdoktor hat auch den verfluchten Podagra in seine Knochen, und das kettelt mi denn, daß so ein gelehrter Mann dieselbige Krankheit hat".

Aber während ich so auf der Ofenbank site, mich wärme und mich freue auf die Zeiten, wenn ich wieder vor dem Hause unter dem großen Birnbaum in der warmen Sonne sitzen und meinen Rheuma ausheilen kann, — während dem muß ich mit einem mal lachen.

Denn mir geht das so durch den Sinn: was sich die Gelehrten Doktoren in Wien und in Jena ausgedacht haben, — das ist so weit nich kher. Denn darüber weiß ich Bescheid.

Denn so hört mal:

***

Von meinen Urgroßeltern her kenne ich aus einer Fuhrmannswirtschaft. Sie lag dort unten im Badischen, am Fuße des Schwarzwaldes, — an der Straße, die von Spanien, Frankreich und die Schweiz durchs badische Musterländle hinunter nach dem Hessischen zieht. Die „Bergstraße" nennt man sie. Eine Wegstunde von unserem Hause steht ein Gedenkstein, auf dem es heißt, daß hier „Erwin Steinbach geboren" worden sei, der Erbauer des Straßburger Münsters. Angesichts dessen Goethe, wie er schrieb, die größte Erschütterung seines Lebens erlebt habe. Eine halbe Wegstunde weiter war Alban Stolz zu Hause, der die „Mixtur gegen Todesangst" geschrieben hat, den „Kalender für Zeit und Ewigkeit", das „Vater unser", die „Nachtigall Gottes", den derben „Wacholdergeist", und alles, was bisher über die rücksichtslose Gewissenserforschung geschrieben worden ist. Und wieder eine Wegstunde weiter war der Hansjakob zu Hause, zu dem wir als Studentleln fröhlich-revolutionäre Wallfahrten gemacht haben. Und nicht weit davon ist der Kaiserstuhl. Ist Breisach. Ist Freiburg und Schefsels Hohentwiel mit Radolfzell und St. Gallen.

Die Fuhrleute, die damals zu meinen Urgroßeltern kamen, — das waren nicht blohe Pferdeknechte. Heute nennt man solche Leute wie sie damals in den Planwagen übers Land fuhren und den Warenverkehr zwischen den Ländern vermittelten, „Prokuristen", oder „Handelsbevollmächtigte". Sie wußten in der Welt draußen besser Bescheid, als heutigentags mancher Minister. Aller Frachtund Güterverkehr vollzog sich damals auf der Landstraße; nicht nur der von einer Stadt zur anderen, — auch der zwischen den Ländern und Völkern. Aber darüber später einmal etwas.

Ein „Ausspann" von damals, der mußte Platz haben. Der unserige hatte ihn. In den Ställen konnten sechzig Pferde stehen, und es war keine Gefahr, daß sie sich bissen oder sich schlugen. Und im Hof war ein Brunnentrog, der dafür bekannt war, daß mehr als vierzig Pferde zu gleicher Zeit daraus tränken konnten.

Von diesem Brunnentrog habe ich als Studentlein in der Dorfchronik Geschichten ausfindig gemacht. Der Großvater hatte sie geschrieben.

Denn anno 1813 waren bei uns die Russen gewesen. Wüste Kerle müssen es gewesen sein. Der Ahn berichtete von ihnen: mitten im ärgsten Winter hätten die russischen Sappeure mit ihren Pionierbeilen, mit denen sie bald darauf hinter Napoleon her die Brücke über den Rhein schlugen, — mit diesen Beilen hätten sie in unserem Brunnentrog das armsdicke Eis niedergeschlagen, seien splitterfasennackt in das Wasser gehopft, hätten sichs drinnen wohl sein lassen, hätten sich nachher im Schnee gewälzt, und hernach habe die Urgroßmutter im Kachelofen müssen ein Höllenfeuer machen, — die Kerle, in ihre Schafspelze gehüllt, hätten sich oben auf den Ofen und dicht um ihn herum gelegt, „allwo noch etlicher Platz ist gewesen", und die Hitze im Ofen habe ihnen nicht stark genug sein können, „also daß von ihnen die Brühe ist die Wände herunter getroffen". Nachher aber, vermeldet der Ahn, sei ihnen närrisch wohl gewesen; sie seien „herumgesprungen, als wie die Meerkatzen im Lande India."

Ich hatte beim Landholzfahren helfen sollen, während ich damals in der alten Chronica las, und es ist mir auch nit gut bekommen, daß ich mich davon hatte drücken wollen, — weil ich es noch nicht recht heraus hatte, wie man mit langen Stämmen in eine enge Wegbiegung hineinfährt und wieder herauskommt. Im Mathematikheft hatte ichs genau aufzeichnen können, wie die „optimale Kurve" sein muß; aber wenn ichs praktisch tun sollte, dann mußte der Seppl die Vorspann-Pferde abstränzen und sie am äußeren Hinterrad anspannen. Genau in der Nähe dabei zu sein, um zuzusehen, wie es gemacht wird, das war für mich nit ratsam; — wo ich ging und stand, — immer bekam ich eins hinter die „Ohren. Dabei hatte ich in der Mathematik eine Eins nach Hause gebracht, und den Tacitus konnte ich fließend daher übersetzen, wie einer.

Aber während ich damals, es ist bald vierzig Jahre her, in der Hinterstube des großväterlichen Gemeindeamtes die alte Dorfchronik durchstöberte, war der Pfarrer gekommen. Hatte sich zu mir auf die Bank gesetzt und hatte meine Niederschriften übergelesen. Dann war er über den Hof des Pfarrhauses gegangen, und hatte mit einem Arm voll Hefte und Bücher gebracht. Darin stand zu lesen, daß das, was die Russen anno 13 in unserem Brunnentrog und auf unserem Kachelofen getan hatten, durchaus nichts Seltsames war: das sei da unten herum, in Erzerum, Transkaukasien und Persien, schon vor Christi Geburt ein alter Volksbrauch gewesen und sei es auch heute noch, — in den fernsten und entlegensten Gegenden des Orients sei es überall der Brauch, daß die Leute solche Schwitzkuren machten. Das gehöre bei ihnen zur Lebensgewohnheit, wie Essen und Trinken, wie Heiraten und Sterben. Sie wüßten es nicht anders, als daß sie sich alle paar Tage in Leißen Bädern zusammenständen, und sich einer Hitze- oder Schmor-Kur unterzögen. Sie hätten durch ihr primitives Gefühl herausgefunden, daß ihnen das gut bekomme. Warum, aus welcherlei

Heimkehr vom Felde / Von Adolf August Kassau

Nun hinter dunkle Wälder sank das hehre Licht,
Das Glut und Kraft des Lebens in die Welt ergossen.
Ergeben neigt der Tag sein müdes Angesicht,
Vom Strahlenkranz der Abendröte mild umflossen.
Das letzte Lerchenlied verstirbt im Grün der Saat.
Es steht der Pflug; vollbracht ist dieses Tages Tat.

Kommt, meine wachren Tiere, Hausgenossen mir
Und treue Helfer in viel harten Arbeitsstunden!
Vom Wandern auf und ab ermüdet seid auch ihr
Und nun wie ich vom Ackerdienste heut' entbunden.
Das Krähenpaar, das uns gefolgt in guter Ruh',
Hüpft an und zieht dem Heim im fernen Walde zu.

Nur du, mein Acker, rastest nicht auch in der Nacht.
Es treiben stetig deine lieferborgnen Kräfte,
Zu rätselvollem Wirken immer neu entfacht,
Durch Milliarden Adern frische Lebenssäfte,
Und während Mensch und Tier der Schlaf gefesselt hält,
Baust rüstig weiter du an deiner Wanderwelt.

Da hallt vom Turm der Glocken Feierabendlied
Und lendet den Blick hinauf zum Schöpfer und Erhalter.
Ein andachtvolles Sinnen durch die Herzen zieht:
Wir sind nur Saatausstreuer, er ist Fruchtgestalter.
All unser Leben, unser Tun in Erdenhaft
Ist nichtig, wenn ihm fehlt des Höchsten Segenskraft.

Schon tankelt über unserm Dörfchen Sternenschein,
Von fernen Gotteswelten lichtbeschwingte Kunde.
Die Gärten duften lenzlich, schwingend steht der Hain.
Zum liebumhegten Herde lockt die Feierstunde.
Bald liegen wir, zu tiefem Schlafe ausgestreckt,
Bis uns der neue Tag zu neuem Schaffen weckt.

medizinischen Gründen das so sei, das müßten sie natürlich nicht. Aber daß ihnen das gut bekomme, das müßten sie schon seit langen Jahrhunderten, — und deshalb hätten sie diese Volksgebräuche: ihre Körper auf künstliche Weise zu erhitzen, — und damit ihre Krankheitsstoffe auszuschwitzen.

***

Als Studentlein, das vom Ehrgeiz besessen war, die Menschen zu heilen, (erstlich ging es ihm nur um den Körper, aber bald darauf kam es dahinter, daß der Geist wichtiger sei, und daß weit mehr Menschen schlimmer an den Seelen krank seien, als am Leibe,) als solches Studentlein überlegte man sich, angesichts solcher Forschungsergebnisse:

Also hat die Großmutter doch recht, wenn sie bei jeder Krankheit mit Lindenblütentee heranrückt, oder mit Fliedertee. — Aber auch der Großvater muß recht haben, der in solchen Krankheitsfällen sagt: „Ach was! Tee. — Hier: einen Grog mußt du trinken, — egal ob mit Rum oder Cognac. Aber steif. Nicht zuviel Wasser." Die Mutter muß recht haben, die sagt: „Heiße Milch, so heiß und soviel, wie du kannst. Dann aber eine kalte Packung. Ein nasses Leinentuch, von oben bis zu den Zehen, und eine Wolldecke darüber." Währenddem die Tante etwas Entsprechendes weiß von Aspirin und Antifebrin oder Antipyrin, und die Nichte auf Prima erzählt etwas von J. G. Farben.

Unsere ärztliche Wissenschaft und Weisheit ist heute sehr weit. Staunenerregend weit. Das Leben glaubt man, verlängern zu können; alte Menschen wieder jung machen, glaubt man zu können.

Aber die Krankheitsstoffe aus dem Körper treiben, — dazu müssen auch die hochmodernsten Aerzte zu denselben Methoden und Mitteln greifen, die von den primitivsten und niedrigsten Völkern schon vor fünftausend Jahren angewandt worden sind.

Schwitzen und schmoren, — das hilft. Das verbrennt die Krankheitskeime im Körper und macht gesund. — Falls mans aushält und richtig macht.

Schwitzen und schmoren — das gilt auch für die Völker und die Nationen. — Auch für sie ist nichts nützlicher, als daß sie durch eine ordentliche Schwitzkur den Unrat im Körper ausscheiden.

Schwitzen und schmoren, — das ist allerdings nicht leicht. Man muß sehr viel Geduld und Selbstüberwindung besitzen. Für Ungeduldige ist es nichts. Sie strampeln sich bloß und holen sich die Lungenentzündung dabei.

Wir Deutsche, als Volk und Nation, sind augenblicklich am Schwitzen und Schmoren. Halten wir durch, dann kommt für uns der frohe Augenblick, wo wir unter die erfrischende Brause gehen können und Atem schöpfen, ganz aus der untersten Tiefe, und uns freuen, daß wir es überstanden haben.

Strampeln wir aber, und versuchen, während wir dicht halten müßten in der Schwitzpackung, es uns leichter zu machen, dann dauert es nur Augenblicke, und wir werden böse Stiche in der Lunge fühlen und im Rücken. Dann wird unser Fieber steigen auf 41 und darüber, — und wenn der Doktor nachher kommt, um nachzusehen, wird er lediglich den Totenschein auszustellen haben.

Soviel kommt darauf an, daß man in der Schwitzpackung still hält.

Die Wesenspröde Goethes

Eine Untersuchung der modernen Krüppelpsychologie

von Hans Würzl, Direktor des Oskar-Helene-Heims, Forschungs- und Fortbildungsanstalt für die Krüppelfürsorge in Preußen und im Deutschen Reich

Goethe zeigt manchmal anstelle seiner Liebenswürdigkeit und väterlichen Güte besonders Fremden gegenüber eine unangenehme Härte und Steifheit, an der auch Männer wie Arndt, Börne, Mendelssohn und Menzel Anstoß nahmen. Man verstand sie nicht. Hier gibt nun ein ausgezeichneter Forscher — dem wir die Fundamentierung der modernen Krüppelpsychologie und Krüppelpädagogik verdanken — zum ersten Mal für diese und verwandte Erscheinungen eine Erklärung.

Bettina erzählte einst im Gespräch mit Goethe von einem Bericht seiner Mutter Aja: „Einmal stand jemand am Fenster Deiner Mutter, da Du eben über die Straße herkamst mit mehreren anderen Knaben; sie bemerkten, daß Du sehr gravitätisch einherschrittest, und hielten Dir vor, daß Du Dich mit Deinem Geradehalten sehr sonderbar von den anderen Knaben auszeichnetest. — Mit diesem mache ich den Anfang', sagtest Du, und später werd' ich mich mit noch allerlei auszeichnen."

Wußte Goethe selbst nicht, welches die Ursache dieser körperlichen Steifheit war, und daß der angebliche Hochmut seine Wurzel im Andeutungskrüppeltum seiner zu kurzbeinigen und darum übermäßig langrumpfig erscheinenden Gestalt hatte? Das Apollinische seiner Gesamtwirkung brauchte, wie im Fall des klumpfüßigen Lord Byron, von dieser Ansatzgebrechlichkeit nicht getroffen zu werden. Byron fürchtete bis zu seinem Lebensende jeden Blick auf seinen Klumpfuß. Seine stolze Haltung war zwanghafter Selbstschutz. Auch sein Hochmut war Seelennot, und waren nicht ebenfalls des scheintot auf die Welt gekommenen Goethe Haltungssteifheit. Die Russen, anno 1813 auf unserem Ofen, wußten das. Aus sich selber. Niemand hatte es sie gelehrt.

Ich, mit meinem Rheuma, setze mich in die Sonne und halte still. Jucken mag es meinetwegen, soviel es will.

Er hat sich (bloß weil es die Fräulein gern sehen) solche Posemains und Gebärden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur sähest! il marche à pas comtés comme un recteur suivi des quatre facultés."

Aber auch über den späten Goethe besitzen wir entsprechende Dokumente. Im Juli 1816 besichtigte Ernst Moritz Arndt in Köln gemeinsam mit dem Freiherrn von Stein und Goethe den Dom. Er sieht den „Heros Goethe": „Die stolze breite Stirn und die schönsten braunen Augen, die immer wie in einem Betrachten und Schauen begriffen, offen und sicher feststanden und auf jeden Gegenstehenden und Gegenschauenden trafen; . . . aber doch gewahrte ich, was mir in seiner Haltung schon früher aufgefallen war, ein kleines Mißverhältnis in der Gestalt des schönen Greises: wenn er stand, gewahrte, wer überhaupt dergleichen sehen kann, daß sein Leib eine gewisse Steifheit und gleichsam Unbeholfenheit hatte: seine Beine waren um sechs, sieben Zoll zu kurz. Ich habe mit Marmelade anbietet und einen gleich für einen Heiden und Sünder erklärt, weil man sich das Zeug nicht übers Gemüt streichen läßt. Hier spürt man die Jugend, die auf Fahrten über Land und Meer unsere liebe Erde neu kennen gelernt hat und neu lieben. Man sieht sogar sagen die Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde in den Weinberg Gottes hineinwachsen, als sehnten sie sich in all ihrer Stärke und in all ihrer Vergänglichkeit nach der Erlösung und nach dem Blühen in einem ewigen Frühling. Das möchte ich, daß zu allen Fenstern unserer Kirchen die Weinranken hereinschauten, daß alle muffige Luft von alten Sakristeien sich erneuerte im frischen Rebenduft und im Geruch der Scholle, daß alles, was auf dieser schönen Welt, in diesem nun wieder aufkeimenden Frühling sich als Bote Gottes an die Menschheit meldet, sich sozusagen mit der Kanzel stellte und immer nur von Auferstehung, von Hoffnung, von Schönheit, von Freude, von Liebe spräche! „Denn," so heißt es hier, „alles irdische Feuer wird einmal vergehen, das Feuer mit seiner Wärme und seiner brennenden Kraft, das Feuer der Sonnen und das Feuer der Meteorsteine. Allein wird bleiben das Feuer der ewigen Liebe, die aus dem Herzen Gottes kommt und nicht ruht, bis ihre Flammen zusammenschlagen mit der göttlichen Liebe für alle Ewigkeit."

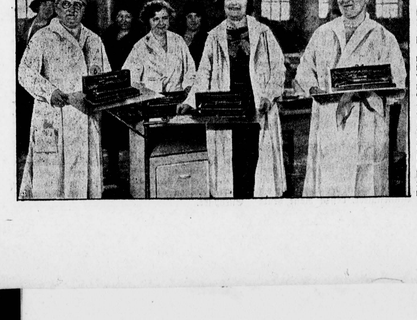
Wie es der Zufall so will, sitzt gerade unter dieser Schrift ein ander Büchlein, das im Verlag Deutscher Volkswirtschaftsdienst, Berlin W 35, herausgekommen ist. Es heißt: „Steine statt Brot!" Dr. Ferdinand Anders hat hier dem deutschen Volke eine „sachliche Streitschrift" über den Kommunismus geliefert. Tatsächlich haben wir in kurzen Kapiteln das Wesentliche über die bolschewistische Wirtschaft beisammen, die einen so gigantischen Aufrieb genommen hatte und nun allem Anschein nach an ihrer inneren Unmöglichkeit zusammenbricht.

Wäre der Bolschewismus eine wirkliche Ueberwindung des Monopolkapitalismus von heute, brächte er tatsächlich eine bessere Güterverteilung auf Erden, entbiete er auch nur eine noch so teuer erkaufte Hoffnung auf gerechteren Lohn, Anteil am Boden, glücklicheres Dasein, ich ruhte nicht, bis ich den wilden Mann belehrt und für das Christentum gewonnen hätte, und ich wäre morgen der eifrigste Apostel bei der Sache. Aber die Tatsachen sprechen eine eindeutige Sprache. Der Bolschewismus hilft nicht. Die „Neue Freie Presse" brachte erst vor ein paar Tagen einen höchst interessanten Beitrag aus Rußland, der alles das bestätigt, was ich so oft in den Plaudereien gesagt habe. Rußland ist bereits in die ganzen Schwierigkeiten des Kapitalismus unserer Tage verflochten. Es gibt eine Preiserhöhung etwa der Baumwollstoffe um über 200 Prozent, der Schuhe um 40, der Konfektion um 30 und 35 Prozent. Dabei mußten die Reallöhne gesenkt werden, eine Folge mangelnder Produktivität der Werke und der Arbeit. Man sieht sich genötigt, zu rationalisieren und Tausende von Arbeitern auf die Straße zu setzen. Der kluge Berichterstatter, der die Dinge unmittelbar beobachtet, schließt: „Es gilt nicht mehr Kulaken zu enteignen, der stürmische Antrieb eines weißglühenden Klassenkampfes ist nicht mehr vorhanden, es gibt keine wesentlichen Staatszuschüsse. Im Frühjahr muß es sich zeigen, ob die Kollektivisierung der Landwirtschaft den Möglichkeiten und der Psychologie der russischen Bauernmassen entspricht." Allerdings. Man darf hinzufügen, daß diese Entscheidung praktisch schon da ist. Der russische Bolschewismus steht vor einer total neuen Lage. Der Kollektivismus löst die Probleme nicht, die heute gelöst werden müssen. Ein Sowjetdeutschland wäre der allerschlechteste Weg zur Befreiung und Besserstellung der Massen. Ich warne vor jeder allzukünstlichen Wirtschaft. Ich warne vor der Diktatur des Staates über die Wirtschaft. Es gibt nur einen Weg, den zur Natur zurück, den des allmählichen Abbaus der Wirtschaftsbürokratie, der Monopole, der Konzerne, den der Heimkehr zur Weisheit des einfachen gesunden Menschenverstandes. Fast alle die Systeme der Neuzeit, einschließlich die christlichen, leiden an ihrer Herkunft vom grünen Tisch, an zu viel Fremdwörtern, am Schwelgen der Gedanken in leeren Raum. Gib mir Menschen, die etwas können, ganz können, eine Sache wirklich fertig machen können, die also alle Seiten einer Sache verstehen, und ich will Wunder mit ihnen wirken.

Nun ja, ich sollte etwas über den Wahlkampf sagen, und ich sage auch, daß man sein Gewissen aufrütteln und beim Kampfe zur Sicherung des Vaterlandes. Aber das ist sicher: Jeden, der in diesen Zeiten den Wahlkampf benutzt, um die armen Leute noch mehr zu verhetzen, jeden, der billige Prophezeiungen macht, die er nie erfüllen wird, jeden, der nicht über allen Zwistigkeiten immer die Idee des Ganzen sieht, den halte ich für einen Feind der Nation. Ist der kostspielige Wahlkampf in diesen Tagen überhaupt schon ein Ärgernis, so will ich wenigstens diesen Ärgernis beschränken und nicht das ganze Land in eine Idiotenanstalt verwandeln, in der jene herrschen, die sich am hysterischsten gebärden, die schreien und fechten und lärmen.

Generalfeldmarschall Graf v. Waldersee

Am 8. April jährt sich der Geburtstag des Generalfeldmarschalls Alfred Graf v. Waldersee, eines der bekanntesten Heerführer der alten Armee, zum 100. Male. Waldersees Name ist vor allem bekannt aus den Boxerkriegen in China, wo er den Oberbefehl über sämtliche europäische Truppen führte. Seiner schwierigen Aufgabe entledigte er sich mit großem Geschick. Waldersee war aber auch ein hervorragender Diplomat. Nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges wurde er als erster Geschäftsträger nach Paris entsandt, wo er mit außerordentlichem Takt die diplomatischen Beziehungen zu dem niedergeworfenen Frankreich wiederherstellte. Waldersee, der in Potsdam das Licht der Welt erblickte, starb am 5. 3. 1904 an den Folgen eines Leidens, das er sich in China zugezogen hatte.



Die besten Köchinnen Deutschlands

im Rahmen der Reichsgastwirtsmesse, die zur Zeit in Berlin stattfindet, wurde auch ein großes Wettkochen der Lehrlinnen veranstaltet, dessen Siegerinnen, die mit dem goldenen Quirl ausgezeichnet wurden, unser Bild zeigt. Von links nach rechts: Frau Schmidt, Frau Loach, Frau Nebenzahl, Frau Bachmann.

Der Mann im Monde

Vom Ewigen im Zeitlichen. — Steine statt Brot. — Der Wahlkampf und das Vaterland. — Vertrauen.

Machen wir den Anfang heute mit dem hübschen Büchlein, das Dr. Adam Gottron geschrieben und dem Adalbert von Neipperg O. S. B., der noch jugendliche Abt des wunderbar am Neckar gelegenen Klosters Neuburg, ein Vorwort mit auf den Weg gegeben hat. Was mich an dem Büchlein entzückt? Am Ende — ich bin einmal so — mehr die Ende als der Himmel. Nein, eigentlich, ach so, das Büchlein heißt „Vom Ewigen im Zeitlichen" und ist beim Kartellverlag in Freiburg herausgekommen — also eigentlich ist es die Verbindung von Erde und Himmel, die auf mich wirkt. So manches Religiöse läßt uns kalt, weil es auftritt wie ein oelber Gelehrter, der das Evangelium, das herrlich zwischen den Seen und Bergen Galiläas und Judäas hervorleuchtende, in eine Wüste mit abstrakten Skeletten verwandelt hat oder auch wie eine sentimentale Zuckerbäckerin, die flaue Marmelade anbietet und einen gleich für einen Heiden und Sünder erklärt, weil man sich das Zeug nicht übers Gemüt streichen läßt. Hier spürt man die Jugend, die auf Fahrten über Land und Meer unsere liebe Erde neu kennen gelernt hat und neu lieben. Man sieht sogar sagen die Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde in den Weinberg Gottes hineinwachsen, als sehnten sie sich in all ihrer Stärke und in all ihrer Vergänglichkeit nach der Erlösung und nach dem Blühen in einem ewigen Frühling. Das möchte ich, daß zu allen Fenstern unserer Kirchen die Weinranken hereinschauten, daß alle muffige Luft von alten Sakristeien sich erneuerte im frischen Rebenduft und im Geruch der Scholle, daß alles, was auf dieser schönen Welt, in diesem nun wieder aufkeimenden Frühling sich als Bote Gottes an die Menschheit meldet, sich sozusagen mit der Kanzel stellte und immer nur von Auferstehung, von Hoffnung, von Schönheit, von Freude, von Liebe spräche! „Denn," so heißt es hier, „alles irdische Feuer wird einmal vergehen, das Feuer mit seiner Wärme und seiner brennenden Kraft, das Feuer der Sonnen und das Feuer der Meteorsteine. Allein wird bleiben das Feuer der ewigen Liebe, die aus dem Herzen Gottes kommt und nicht ruht, bis ihre Flammen zusammenschlagen mit der göttlichen Liebe für alle Ewigkeit."

Wie es der Zufall so will, liegt gerade unter dieser Schrift ein ander Büchlein, das im Verlag Deutscher Volkswirtschaftsdienst, Berlin W 35, herausgekommen ist. Es heißt: „Steine statt Brot!" Dr. Ferdinand Anders hat hier dem deutschen Volke eine „sachliche Streitschrift" über den Kommunismus geliefert. Tatsächlich haben wir in kurzen Kapiteln das Wesentliche über die bolschewistische Wirtschaft beisammen, die einen so gigantischen Aufrieb genommen hatte und nun allem Anschein nach an ihrer inneren Unmöglichkeit zusammenbricht.

Wäre der Bolschewismus eine wirkliche Ueberwindung des Monopolkapitalismus von heute, brächte er tatsächlich eine bessere Güterverteilung auf Erden, entbiete er auch nur eine noch so teuer erkaufte Hoffnung auf gerechteren Lohn, Anteil am Boden, glücklicheres Dasein, ich ruhte nicht, bis ich den wilden Mann belehrt und für das Christentum gewonnen hätte, und ich wäre morgen der eifrigste Apostel bei der Sache. Aber die Tatsachen sprechen eine eindeutige Sprache. Der Bolschewismus hilft nicht. Die „Neue Freie Presse" brachte erst vor ein paar Tagen einen höchst interessanten Beitrag aus Rußland, der alles das bestätigt, was ich so oft in den Plaudereien gesagt habe. Rußland ist bereits in die ganzen Schwierigkeiten des Kapitalismus unserer Tage verflochten. Es gibt eine Preiserhöhung etwa der Baumwollstoffe um über 200 Prozent, der Schuhe um 40, der Konfektion um 30 und 35 Prozent. Dabei mußten die Reallöhne gesenkt werden, eine Folge mangelnder Produktivität der Werke und der Arbeit. Man sieht sich genötigt, zu rationalisieren und Tausende von Arbeitern auf die Straße zu setzen. Der kluge Berichterstatter, der die Dinge unmittelbar beobachtet, schließt: „Es gilt nicht mehr Kulaken zu enteignen, der stürmische Antrieb eines weißglühenden Klassenkampfes ist nicht mehr vorhanden, es gibt keine wesentlichen Staatszuschüsse. Im Frühjahr muß es sich zeigen, ob die Kollektivisierung der Landwirtschaft den Möglichkeiten und der Psychologie der russischen Bauernmassen entspricht." Allerdings. Man darf hinzufügen, daß diese Entscheidung praktisch schon da ist. Der russische Bolschewismus steht vor einer total neuen Lage. Der Kollektivismus löst die Probleme nicht, die heute gelöst werden müssen. Ein Sowjetdeutschland wäre der allerschlechteste Weg zur Befreiung und Besserstellung der Massen. Ich warne vor jeder allzukünstlichen Wirtschaft. Ich warne vor der Diktatur des Staates über die Wirtschaft. Es gibt nur einen Weg, den zur Natur zurück, den des allmählichen Abbaus der Wirtschaftsbürokratie, der Monopole, der Konzerne, den der Heimkehr zur Weisheit des einfachen gesunden Menschenverstandes. Fast alle die Systeme der Neuzeit, einschließlich die christlichen, leiden an ihrer Herkunft vom grünen Tisch, an zu viel Fremdwörtern, am Schwelgen der Gedanken in leeren Raum. Gib mir Menschen, die etwas können, ganz können, eine Sache wirklich fertig machen können, die also alle Seiten einer Sache verstehen, und ich will Wunder mit ihnen wirken.

Nun ja, ich sollte etwas über den Wahlkampf sagen, und ich sage auch, daß man sein Gewissen aufrütteln und beim Kampfe zur Sicherung des Vaterlandes. Aber das ist sicher: Jeden, der in diesen Zeiten den Wahlkampf benutzt, um die armen Leute noch mehr zu verhetzen, jeden, der billige Prophezeiungen macht, die er nie erfüllen wird, jeden, der nicht über allen Zwistigkeiten immer die Idee des Ganzen sieht, den halte ich für einen Feind der Nation. Ist der kostspielige Wahlkampf in diesen Tagen überhaupt schon ein Ärgernis, so will ich wenigstens diesen Ärgernis beschränken und nicht das ganze Land in eine Idiotenanstalt verwandeln, in der jene herrschen, die sich am hysterischsten gebärden, die schreien und fechten und lärmen.

So wütete der Wirbelsturm in Alabama

Erstes Bildtelegramm von den Verheerungen, die vor einigen Tagen ein Tornado in den Südstaaten der Nordamerikanischen Union anrichtete. Besonders schwer betroffen wurde der Staat Alabama und in diesem wieder die Stadt Northporth, aus der unsere Aufnahme stammt. Insgesamt forderte der Tornado weit über 200 Todesopfer und etwa 1000 Verletzte. Der Schaden beträgt viele Millionen Dollar.

daß uns die Welt für Tollhäusler hält, nicht aber für das, was wir wirklich sind, ein Volk der Vernunft, der Arbeit, des Vertrauens.

Nur nicht den Mut verlieren. Nur immer etwas unternehmen. Welch einen schönen Erfolg hatten die Berliner Katholiken mit ihrem „Schutzengelspiel", dem bekannten Stück von Max Mell. Neben anderen Großstadtblättern schrieb dazu die „Berliner Börsenzeitung": „Wer dem Werktag entrinken will, wen es einmal nach der Bühnenwelt religiöser Kunst drängt, der wallfahre nach dem Schiffbauerdamm", wo das Spiel im Komödienhaus gegeben wurde. Es war nicht leicht. Im Theaterleben verzweifelt doch alles. In einem Bericht sagen die Bahnbrecher, unter denen wir den Pfarrer Grosser und den Redakteur Bachmann besonders nennen müssen: „Ganze Drahtverhaue von äußeren Hindernissen und inneren Hemmungen versperrten den Weg. Wir sind ihn doch gegangen." So sollte das ganze deutsche Volk denken. Wo etwas zusammenbricht, da halten ein paar Ideallisten es am Ende doch noch. Sie setzen Seelenkräfte ein, die man im Hauptbuch der Wirtschaft nicht berechnen kann. Wie sagt doch Fritz von Ostini über Wilhelm Busch: Die hohe Kunst des bittern Kern des Lebens / Erkennen und es freudig doch bejahen / Der armen Menschheit ganzer Jammer fassen / Und dennoch lachen, lachen, hell und heil / . . . Das ist es.

Hopser

während des Wahlkampfes entsprungen und eingefangen

Von Peter Purzelbaum.

„. . . das eben, meine Herren, ist das Kuckuckei, das der Berliner Bär hintereinander in das Deutsche Nest gelegt hat."

„. . . und auch ich war einst ein Lehrjunge, der von seinem Lehrmeister bis zur totalen Verblödung geschlagen worden ist."

„. . . somit stelle ich fest, daß der jetzige Herr Innenminister ein Mann ist, dessen rechte Hand nicht weiß, was die linke redet."

„. . . denn ein wichtiger Zweig der Landwirtschaft ist die Aufzucht des Viehs, denn auch ich die Ehre angenommen habe."

„. . . möge sich hitte der verehrte Herr Vorredner an die Nase fassen damit er merkt, wo eigentlich seine Achillesferse sitzt."

„. . . und noch eins, meine Herren — wenn wir das Vieh schützen, dann schützen wir auch uns."

„. . . aber kein Loch ist so klein, durch das das Goldene Kalb nicht lächelnd hindurchkriecht."

„. . . auch erinnere ich mich noch genau, daß die Russische in Berlin bei der Geburt meines Vaters in dieser Hinsicht ganz andere gewesen sind."

„. . . und auf dem Lande nehmen die Finanzbeamten den Bauern das letzte zerrissene Hemd aus dem Munde."

Mark Twain's Wahlrede

Mitgeteilt von R. M.

I Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben in ihrer einhundertfünfzigjährigen Geschichte manchen harten Kampf um die Präsidentschaft ausgefochten, der an Spannung und Größe jenem Kampfe, der nun hinter uns liegt, in Nichts nachsteht. So standen sich einmal der Demokrat Cleveland — der dann gewählt wurde — und der Republikaner General Hawley als Präsidentschaftskandidaten gegenüber und beim tobte die Schlacht. Auch Mark Twain, das Landes großer Humorist, wurde gebeten, sich an ihr zu beteiligen, er tat dieses auch, aber in seiner Art und hielt auf einer Versammlung der Republikanischen Partei seine einzige, dafür aber um so gründendere Wahlrede, mit der er General Hawley vorstellte und für ihn eintrat.

Mark Twain sagte ganz kurz folgendes:

„General Hawley ist Mitglied der Kirchengemeinde von Hartford und Verfasser des bekannten Buches „Schöner Schnee". Er mag das leugnen, ich aber muß für ihn zeugen. Als Bürger achte ich ihn. Als persönlichen Freund schätze ich ihn. Als Nachbar, dessen Gemüsegarten unmittelbar an den meinigen grenzt — nun ja, als solchen beobachte ich ihn.

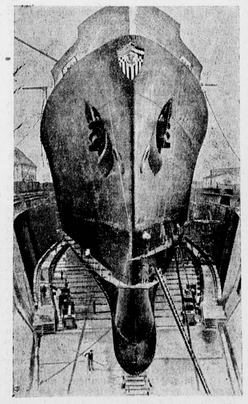
Er ist ein ehrlicher gerader Mann. So weichherzig und zärtlich sein Charakter, daß noch nie ein Bettler und Vagabund mit leeren Händen aus seinem Hause schied. Stets gab er diesen Leuten einen Empfehlungsbrief an mich mit. Nein, ehrlich und unbestechlich, das ist John Hawley!

In der Politik gleicht ein solcher Mann einer Parfümflasche in einer Leimfabrik: sie wird den Geslank verringern, aber nie beseitigen.

Zum Schluß lassen Sie mich sagen: Ich habe von General Hawley nicht mehr gesagt, als er von mir selbst sagen würde, und das, meine Herren, das ist General Hawley."

Auch alte Jungfern heiraten

Die Heiratsaussichten für die holde Weiblichkeit sind schlechter geworden, als sie vor dem Kriege waren, aber wenn jedes junge Mädchen, das Mitte der Zwanzig noch nicht unter die Haube gekommen ist, nun gleich meint, daß es „keinen mehr abkriege", so ist das noch übertriebener Pessimismus. Wie eine englische Statistik ermittelte, hat jede Biernndvierzigste von allen getrauten jungen Frauen das vierte Jahrzehnt erreicht, wenn nicht gar überschritten. Witwen, die vom ersten Male noch nicht genug haben, sind dabei nicht eingerechnet. Insgesamt wurden 1979 junge Frauen von mehr als 40 Lenzen gezählt. Das beliebteste Alter scheint um 22 Jahre herum zu liegen, wenngleich natürlich viele junge Mädchen auch noch früher heiraten.



Der Ozeanriese im Dock

Der Riesen-Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd, „Bremen", befindet sich zur Zeit im Dock, wo er einen neuen Bodenanstrich erhält. Nichts veranschaulicht besser die riesigen Ausmaße des Schiffes, als ein Vergleich mit den Arbeitern, die wie Ameisen wirken.

Politik der Woche

Donnerstag, 31. März

Das Reparationsagentenhaus der Vereinigten Staaten beschließt eine 1½prozentige Erhöhung der Körperschaftssteuer, eine Telegraphen- und Telefonabgabe und eine 5prozentige Erhöhung des Inlandportos.

Freitag, 1. April

Direktor Simaitis kündigt der Memelvolksregierung weitere Entlassungen deutscher Lehrer an und äußert sich sehr optimistisch über die kommenden Landtagswahlen.

Samstag, 2. April

Ministerpräsident Tardieu macht in der französischen Kammer Ausfälle gegen Hindenburg und Brüning; er spricht von der „Diktatur der Notverordnungen" und fragt, ob es nötig sei, „einen Marschall zum Präsidenten" zu machen.

Sonntag, 3. April

Der Burgfriede in Deutschland ist beendet, tausende von Versammlungen leiten die neue Wahlagitation ein. — Tardieu bespricht sich in London mit Mac Donald und Simon über die europäischen Probleme.

Montag, 4. April

Die englische Regierung veröffentlicht eine amtliche Erklärung über das Ergebnis der Ministerbesprechung, in dem es heißt „Nicht ein Land oder zwei Länder können die Probleme lösen, sondern alle Länder müssen zusammenarbeiten."

Dienstag, 5. April

Innenminister Severing übergibt der Oeffentlichkeit das bei der Polizeiaktion gegen die NSDAP beschlagnahmte Material und berichtet dem Reichsinnenminister über das Ergebnis der Untersuchungen.

Mittwoch, 6. April

Der Revisionsbericht über den Kreuziger-Konzern ergibt, daß große Bilanzfälschungen erfolgt sind. — Die christlich organisierte Arbeiterschaft schließt sich mit den katholischen Arbeitervereinen zur „Volksfront" zusammen.

Erlösung vom Fluch

Ungarische Legende, aufgezeichnet von Franz von György

Wie seit Tausenden und Abertausenden von Jahren rollen die Wogen des Meeres an den Strand, meistens fast gleichmäßig in langanrennenden und gegen Dünen und Felsen auch in sturmgepeitschten Bergen mit gierig antrommelnden und gegen Dünen und Felsen donnernden Kämmen.

Seit undenklichen Zeiten trotzen die Obstücs als Fischer der reichen, aber auch tückischen Wasserwüste ihr Brot ab. Die Obstücsmänner sind bis auf die, auf denen der Fluch ruht, große, breitschultrige, wetterfeste und fromme Menschen. Manches von ihnen blieb draußen, aber die Ueberlebenden geben den Kampf mutig auf; sie fürchten das Meer nicht, sie fürchten nur Gott.

Wie lange wohl mag der Glaube schon im Ort herrschen, daß ein Fluch auf ihnen ruht und Braut und Bräutigam sich nicht küssen dürfen? Das weiß wohl niemand mehr. Erst nach der Hochzeit dürfen die Liebenden dem Sehnen des Gemütes und dem Drängen des Blutes nachgeben. Wehe denen, die sich protzend über den alten Glauben hinwegsetzen oder der Leidenschaft erliegen! Ihr erstes Kind wird eine Mißgeburt sein, ein Menschlein mit schwachen und krummen Gliedern und gestörtem Geist!

Lebt nicht im eigenen Haus der Obstücs ein solches unglückliches Geschöpf, ein schwacher Mann mit Kinderarmen und Kinderbeinen und viel zu groß geratenem Kopf es ständige Erinnerung an die Sünde der Mutter, die drei Wochen vor der Hochzeit, in einer Stunde, in der sie die Kraft zum Widerstand und für Minuten die Erinnerung an den Fluch verlor, sich von ihrem Bräutigam küssen ließ? Wohl hatte sie danach Tag und Nacht gebetet und geweint und vor dem Kruzifix sich an die Brust geschlagen —, aber das Unglück war geschehen. Der Knabe kam zur Welt und lebt als Krüppel, anderen und sich selbst zur Last; er kann die Netze nicht flicken, er kann keine Fische tragen, und er kann kein Segel und kein Ruder führen; ja, man darf ihm nicht einmal ein Messer zum Ausschneiden der Fische in die Hand geben, denn er richtet damit nur Unheil an.

Die Fischer des Dorfes und ihre Frauen und Kinder wissen, warum der Knabe ein Krüppel wurde, und ihr Schweigen und Vorbeigehen und Vorbeiblicken an dem unglücklichen Geschöpf sind härter als Schimpf und Hohn.

Das zweite Kind der Obstücs ist ein Mädchen: Kurd. Als solle durch den Gegensatz die Strafe noch härter wirken, ist sie schlank gewachsen und schön, wie nur ein in frischer Luft, bei Arbeit und in natürlichen Lebensgewohnheiten aufgewachsenes Mädchen sein kann.

Einundzwanzig Jahre ist Kurd jetzt alt, und der starke und fromme Venden will sie heiraten, morgen schon, wenn der alte Obstücs und sein eigener Vater vom Fischfang zurückgekehrt sein werden.

Die Mutter Obstücs und die Tanten und Fischerfrauen heben Kurd vom Fluch und von seinem Folgen erzählt, wenn sie Netze flicken oder Linnen spannen. Seit Venden wirbt hat die Mutter Kurd oft auf ihr eigenes Unglück hingewiesen, und Kurd hat Tag für Tag den verkrüppelten Bruder vor sich gesehen und auch den Rat und die Bitten der Mutter befolgt. Nie ist sie allein mit Venden gewesen, doch heute, einen Tag vor der Hochzeit, ist sie zu Wendens alter Mutter gegangen, um mit ihr über die Feier zu reden. Da heller Tag und der Weg nicht weit ist, erlaubt Kurd, daß Venden sie durch die Felsen und Dünen begleitet.

Am Strand bleiben sie stehen und blicken über das weite, wogende Meer. Bald, in Stunden vielleicht schon, müssen die Segel der Boote der Väter auftauchen — und morgen wird Hochzeit sein — sie werden Mann und Frau sein fürs Leben! Die Sonne strahlt, die Wogen rollen und rauschen, die Möwen spielen, leise streicht der Wind an ihren Gesichtern vorbei, und Kurd und Venden sehen und fühlen, daß sie allein sind, daß ihr Blut zueinander drängt und daß sie sich lieben und lieben wollen bis ans Ende ihrer Tage.

Venden lehnt sich an einen Felsen, und Kurd steht nahe bei ihm; sie blicken übers Meer und wissen nicht, wie es gekommen ist: Als über ihnen eine Möwe schreit und sie erschreckt zusammenfahren, erkennen sie, daß sie sich umschlungen halten und küssen — —.

Verzweiflung erfaßt die fromme Kurd und den starken Venden; Kurd weint, und Venden versteift das Gesicht in brennender Reue in den Händen.

Indes sie klagen und voll Grauen über das endlose Meer starren, wartet Kurds Mutter, die Fischerfrau Obstücs. Die Vorbereitungen zur Hochzeit sind getroffen. Wo Kurd nur bleibt?

Frau Obstücs schaut aus. Vom Meer steigen Dunstschleier auf. Verwirrt wandert die Fischerfrau mit stockenden Schritten durch das festlich geschmückte Haus, und als sie den Sohn, den armen Krüppel mit dem viel zu großen Kopf und den kindlichen Gliedmaßen sieht, packt sie die Verzweiflung im Ahnen und Wissen, und sie wirft sich vor das Kruzifix, schlägt sich an die Brust und betet mit brennender Inbrunst, wie damals — —.

Als der Tag sich neigt, tauchen fern auf dem Meer die Segel der Boote der Väter auf. Da erwachen Kurd und Venden aus der Erstarrung der Verzweiflung. Sie blicken sich in die Augen und wandern Hand in Hand vor das Kruzifix, das geschützt zwischen den Felsen steht. Nebeneinander knien sie nieder und beten in heißer Inbrunst. Sie sprechen von ihrer reinen und innigen Liebe zueinander, von ihrer menschlichen Schwäche und der großen Güte und Liebe des Erlösers zu den Schwachen und Sündigen; sie geloben, ein Leben der Pflicht und Treue zu führen und bereit zu sein, sich selbst für die hingegeben, mit denen sie leben und die da kommen sollen.

Erst am Morgen erheben sie sich, müde von der durchwachten Nacht, aber gestärkt vom Vertrauen auf die göttliche Gnade.

Still und würdig verläuft die Hochzeit. Kurd und Venden arbeiten und erfüllen ihre Pflichten, ein jeder an seinem Posten. Später gebiert Kurd Zwillinge — Knaben; sie wachsen auf zu starken und tüchtigen Menschen.

Seit jener Nacht ist der Fluch vom Dorf genommen. In seiner Fischer kommen mehr Krüppel zur Welt; die Mädchen wachsen zu tüchtigen und heiteren Frauen heran, und die Knaben entwickeln sich zu starken und gläubigen Männern, die den Kampf mit dem Meer und dem Leben aufnehmen — — — und bestehen.

Die vorstehende kleine Erzählung wurde von er Ungarischen Akademie der Wissenschaften und Künste preisgekrönt. Hans Lehr hat sie ins Deutsche übertragen.

Aus fernen Zonen

Gefiederte Sonderlinge

Neuseelands unbekannte Wunderwelt — Einsiedler und Nachtwandler — Ein Vogel, der Messer stiehlt — Ein Vogel dirigiert sein Orchester

Die ferne Wunderwelt Neuseelands ist dem Europäer fast völlig unbekannt. Abseits der großen Straße des Weltverkehrs und der Globetrotter gelegen, hat sie sich lange unberührt erhalten, und während sich die übrige Welt seit dem Kriege durch die starke Zunahme der geographischen Literatur- und Reisefeuilletons fast bis in die letzten Winkel hinein erschließen hat, verbindet sich mit dem Namen dieses Antipoden kaum eine Vorstellung . . . Und dabei war es ein deutscher Forscher, der Oesterreicher Andreas Reischek, der, ganz auf sich selbst gestellt, die wundervolle „fliehende Welt" der unberührten Natur Neuseelands und seiner Ureinwohner, der Maori, durchforscht hat. Jetzt jährt sich sein Todestag zum 30. Male, wenn wohl Anlaß genug sein dürfte, sich dieses leider fast vergessenen genialen Naturforschers zu erinnern; sein Buch „Sterbende Welt", bei Brockhaus erschienen, gehört zu den schönsten Werken unserer großen geographischen Literatur. „Der Aufenthalt im Urmaori-Land", schreibt Reischek, „war mein tiefstes Erlebnis auf Neuseeland. Ich hatte hier nicht nur Einblick in eine dem Untergange geweihte edle Rassenkultur eines Naturvolkes gewonnen, sondern auch die heimische Tierwelt, die hier noch in paradiesischer Sorglosigkeit in ausgedehnten Urwäldern hauste, so genau studieren können, wie dies vor und nach mir wohl Wenigen beschieden gewesen ist.

Ein Sonderling unter den Vögeln Neuseelands ist der Kiwi, von dem mir vier Arten bekannt sind. Der Kiwi ist ein Strauß von der Größe eines großen Haushuhns, von gedrungenem Körperbau, mit kräftigen, krallenbewehrten Füßen, einem langen, säbelartig gekrümmten Schnabel, an dessen Ende vorzüglich entwickelte Riechorgane sitzen, mit ganz verkümmerten, kaum sichtbaren Flügelrudimenten und bedeckt mit haarähnlichen braunen oder graubraunen Federn. Als Einsiedler, ungesellig, streift der Kiwi fast das ganze Jahr durch die Wälder. Bei Tag schläft er in meist unter Bäumen angelegten Höhlen; nach Sonnenuntergang kommt er hervor, um Nahrung zu suchen. Bedächtig schreitet er im Dunkel auf ausgetretenen Wildpfaden, den Kopf auf Erde gesenkt, so daß sein Riechorgan knapp über die Erde hinstreift. Diese Pfade werden von den Kiwi mit großer Sorgfalt angelegt und täglich von Ästen, Steinen usw. gesäubert; sie sind etwa 30 Zentimeter breit. Die Wälder, in denen Kiwi hausen, sehen wie von Miniaturtriebsystemen geädert aus. Nur für die kurze Zeit der Paarung wird der Sonderling in seiner Höhle verbracht, und Nacht für Nacht geht das Paar gemeinsam auf Nahrungssuche. Wenn das Weibchen sein Ei gelegt hat, übernimmt das Männchen das Geschäft des Brütens, während das Weibchen allein in einer benachbarten Höhle schläft. Die Jungen sind bald selbständig, und die Eltern kümmern sich wenig um sie; ich sah niemals Kiwi ihre Jungen verteidigen.

Ein in seinen Lebensgewohnheiten dem Kiwi ähnlicher, ebenso absonderlicher neuseeländer ist der große grüne Erd- oder Eulenpapagei, der Kakapo der Maori. Diese Vögel haben ein mehr eulen- als papageienähnliches Aussehen, sie sind ebenso arbeitsscheu als der Kiwi, und auch sie können nicht fliegen; ihr Brustkorb ist flach, und die Flügel sind verkümmert. Sie leben noch einsamer als die Schnepfenstrauße, sie sind unter allen Vögeln die ungeselligsten. Wie die Kiwi sind auch die Kakapo Nachtwandler. Tagsüber schlafen sie in Höhlen, und „der Mond ist ihre Sonne!"

Der dritte im Bunde der Sturifen ist das Maoriduhn oder Weka der Maori. Ich beobachtete sechs bereits bekannte Arten und entdeckte eine sicherlich bisher unbekannte auf der Stewartinsel. Diese Rallen sind Halbnachtvögel. In Größe und Aussehen ist die Riesenralle dem Kiwi ähnlich, sie kann aber fliegen und bevorzugt Sümpfe, Seen und Flußufer als Aufenthaltsort. Ihre Zutraulichkeit, ja Zudringlichkeit, und ihre diebische Veranlagung habe ich oft in wenig erfreulicher Weise erfahren. Ich beobachtete viel die Maorihühner, die so zutraulich waren, daß sie ohne weiteres in meine Hütte kamen und sich von mir Futter neben sie legten oder es stahlen. Im Dunkelwerden besuchte mich jeden Morgen und Abend eine Weka und holte ihr Futterdeputat. Als ich diesen Lagerplatz auf einer zweiten Expedition wieder aufsuchte, kam sie meinem größten Erstaunen meine alte Freundin wieder zu mir heltelt. Weniger erfreulich waren mir ihre diebischen Eigenschaften. Als ich einmal im Freien auf einem Baumstrunk mein Mittagsmahl ausgebreitet hatte, sah ich einen schönen Falken vorüberfliegen und verfolgte ihn. Bei meiner Rückkehr fand ich den „Tisch" leer; Butterbrot und Messer hatte mir eine Weka gestohlen. Wenn sie sich verfolgt wußten, waren sie von erstaunlicher Schlauheit; meinen Cäsar foppten sie oft stundenlang durch Wälder, indem sie in einer Höhle verschwanden und, während Cäsar grub, bei einer anderen Oeffnung herauskrochen. Sehr dann Cäsar die Verfolgung fort, so liefen sie im Zickzack um Baumstämme wie beim Fangenspielen.

Ein absonderlicher Vogel ist auch der heilige Huia der Maori, dessen schwarze, am Rande weiß gebänderte Schwanzfedern als höchstes Häuptlingsauszeichen von den Maori im Paar getragen wurden. Das Sonderbare an diesem Vogel ist, daß die Natur Männchen und Weibchen unzertrennbar aneinander gefettet hat. Das Männchen hat nämlich einen kräftigen, kurzen, keilförmigen Schnabel, mit dem es, wie ein Specht, Löcher in Rinde und Baumstamm hackt; der Schnabel des Weibchens dagegen ist lang, dünn und gebogen und befähigt es, die Würmer aus den vorgebohrten Löchern wie mit einer Pinzette herauszuziehen. Die gefundene Nahrung wird ehrlich geteilt. Beide Gatten sind also gezwungen, in glücklicher Ehe zu leben, wenn sie nicht verhungern wollen.

Der zarteste und wundersamste unter den Sängern der neuseeländischen Vogelwelt ist der Glockenvogel, der schon sehr selten und nur noch auf kleineren Inseln zu finden war. Auf der Hauptinsel beobachtete ich einzelnd diesen süßesten Sänger des Urwaldes. Nahe meiner Missionalmenhütte inmitten der einsamen Insel konzertierten jeden Morgen und Abend zehn bis zwanzig dieser bunten Vögel. Es war ein regelrechtes Konzert. Ein auf dem höchsten Aste sitzender Vogel gab durch einen schnalzenden Schlag mit dem Schnabel das Zeichen zum Beginn, dann setzte unisono der Chor ein, der wieder durch einen Schlag des Kapellmeisters zum Pausieren gebracht wurde.

Das Mädchen der Landschaft Ripen

Eine bäuerliche Industrie auf Jütland / Von Peter Lee

Wer weiß, daß im südwestlichen Zipfel von Jütland, in der Landschaft Ripen, eine Industrie im Vorbergrund, d. h. ferne der Welt, betrieben wird — von Bauernmädchen betrieben, die man in Dänemark und Schleswig-Holstein schlicht und selbstverständlich nur die „Töpfermädchen" nennt? Der Boden ihrer Heimat ist zum weitaus größten Teile von öder und im Sinne der Feldwirtschaft von wenig ertragender Beschaffenheit. Die sandige Heide vermag nur wenige zu ernähren und diese auch sie verkümmern und verbungern, wenn sich die Bauern eben nicht anderweit zu helfen gesorgt hätten.

Seit Jahrtausenden darf man sagen, wachsen aus diesem Boden allerhand „Nebenindustrien". Südlich von dem Städtchen Varde fängt die „Töpferzegend" an, welche nicht nur Dänemark, sondern auch die angrenzenden norddeutschen Landesgebiete mit jenen schwarzen Töpfen versieht, die zwar außerordentlich zerbrechlich sind, aber dafür einen hohen Grad von Feuerfestigkeit haben.

Man muß sich wundern, daß bei der ausgezeichneten Beschaffenheit des Tones nicht ähnliche Kunstwerke zustande gebracht werden, wie sie die englische Grafschaft Stafford mit den weltbekannten „Wottries" hervorbringt; denn auch in Staffordshire sind der Meister Wedgwood nicht vom Himmel, er hat viel Klugheit und Fähigkeit anwenden müssen, ehe es ihm (und seinen Nachfolgern) gelang, aus ursprünglich rohen und sehr geringen Anfängen die Fabrikation von Steingut zu hoher Blüte und zu den berühmten Kapien etruskischer Vasen zu bringen.

Und doch vergeht einem das Wundern, wenn man die primitiven Karawanen der jütländischen Töpferbauern sieht, die auf ihren Planwagen Tausende sorgfältig in Heidekraut verpackter Krüge und Töpfe „exportierend" und sie für Pfennige das Stück, bei der Kundschaft — zumeist kleinen Leuten — absetzen. Was ist schon daran zu verdienen! Und mit einem Male begreift man, daß die armen Tonbrenner von Varde ja nie im Leben auf einen grünen Zweig kommen können, weil sie nämlich noch nie den Gedanken erwogen haben, eine Veränderung der Formen oder an eine Verbesserung ihrer Fabrikationsmethoden zu denken. Aber gerade deshalb bleibt es unerklärlich, daß sich das Kapital großer Gläubiger oder Konzerninteressen bisher noch nicht auf Varde gerichtet haben. Der Ton ist nämlich vorzüglich, aus ihm macht man im unabänderlich vererbten Verfahren die Hideopfertöpfe, wie sie im Volksmund genannt werden, eben jene Heidetöpfe: macht sie genau so wie vor tausend oder zweitausend oder fünftausend Jahren.

Das ist seltsam, nicht wahr? Ist wie ein bischen Außer-der-Welt; denn heute, wo jeder Betrieb so rationell und gewinnbringend als möglich arbeiten muß — heute, heut man sich unglaublich, kann man doch einfach nicht mehr so pfiffländig sein wie vor tausend Jahren! Aber was will man schon? Die Tatsachen widerlegen alle Zweifel. Deutlich hat man bei Varde ein Hünengrab geöffnet. Und was darg es? Nun, natürlich nichts als eine Anzahl Graburnen und ähnliche Gefäße aus dem beidnischen Zeitalter: Fischerkrüge von genau derselben Formen, wie sie die schwarzen Töpfe zeigen, die noch heutigentags hergestellt werden: bewahrheitt aus dem nämlichen Material, dem blauschwarzen Ton der Landschaft Ripen.

Kurioje Entdeckung! Hier hat die Zeit den Pendal angehalten. Hier dringt der Lärm der Welt nicht ein. Hier arbeiteten die Mädchen und die Frauen mit den gleichen Handgriffen, als ob sie sie schon seit Gwigkeit angewandt hätten. (Und taten sie das nicht?) Das spielt sich so dumpf ab. Die Arbeit die primitive Kenntnis ihrer Arbeit, sieht ihnen allen im Blute. Es gehört keine besondere Kunstfertigkeit dazu, und ich glaube, wenn man die Grubedjaes hiebe, diese Arbeit mit geschlossenen Augen zu verrichten, sie brächten sie ohne die geringste Abweichung von der ererbten Form zuwege. So ein flinkes Töpfermädchen schafft die sechzig Töpfe am Tage. Sie sind wie die Tiere in der Tretmühle, sie haben keinen Tanz und keinen Gesang zu ihrem ihrigen Leben; denn die Mühle müssen sie auch manchmal zur Arbeit tun. Obendrein will der brückelige Ton — so gut er sonst ist — vor der Verarbeitung ein volles Jahr lang der Einwirkung der Witterung ausgesetzt sein, dann erst kann man ihn mit nackten Füßen zurechtkneten, indem man zeitweilig feinen, aereinigten Sand dazu gibt.

Das gebrauchsfertige Material wird sorgfältig einaeteilt. Die Töpferin läßt sich auf einem Schemel nieder, nimmt ein kleines Brett auf den Schoß und formt mit ihren geschickten Händen aus der Masse äußerst geschwind alle Gefäße, die sie machen will. Von der Drehscheibe, von sonstigen Werkzeugen ihrer städtischen Kollegen weiß sie nichts. Die Grubejaes ahnt nicht, daß es ganz andere Möglichkeiten und Methoden für sie gäbe, wenn sie sich mal hier, mal dort im Gewerbe umtuen würde. Aber sie weiß es nicht, und wenn sie es wüßte, hätte sie für die Lehrzeit keine Mittel. Und hätte sie die wider Erwarten, so würde sie von Neuerungen und Abfangereien nichts wissen wollen.

Haben die Gefäße die Form, die sie erhalten sollen, so unterliegen sie zunächst einem Trockenprozeß. Dann erst werden sie wieder zur Hand genommen und mit einem glatten weichen Stein sorgsam geedmet und poliert. Danach wandern sie über eine Grube, in der grobe Torfstücke glimmen. Auf Stangen gereiht, werden die Töpfe der Hitze mit der Oeffnung zugekehrt. Das jetzt beständig geschürte Feuer leckt an die inneren Wandungen bis zur Hartglut. Nach vorsichtigem Kühlvorgang ist das Geschirr reif für den Handelsplatz.

Das muß man nachts gesehen haben. Dann ist es, als brenne die Heide. Phantastischer Spuk bedrängt den Wanderer, der fremd und ahnungslos die Gegend durchstreift. Was seine Augen von weitem schon erblickt haben, ist — man findet keinen besseren Ausdruck dafür — eine verteufelte Romantik. Die zerlumpten Töpferinnen laufen herbeigehetzt mit langen Stecken zwischen um die doch aufloderndn Flammen, wenn Gefahr droht, daß Gefäße von den Stangen gleiten oder wenn die Grubejaes einen der rotglühenden Krüge gefischt herausfischen. Und wenn sich diesen Nachtgestalten auf der jütländischen Heide vollends herumziehende düstere Figeuner gesellen, Zigeunerinnen, die sich damit beschäftigen, die zarten Geschirre der größeren Haltbarkeit wegen mit einem Drahtnetz zu umspinnen, dann kann einer schon das Grausen lernen, das er Kalenedt hatte, sich von der Grundlosigkeit seiner Furcht zu vergewissern.

Wo zeigt sich Heimatsinn inniger und rührender als in den armseligen Niederlassungen Jütlands? Ich glaube, die Deutschen mit ihrer Landflucht und ewigen Auswandererunruhe könnten sich hier ein Beispiel nehmen.

Südafrika wird Wüste

Alarmrufe der Wissenschaft — Die gleiche Entwicklung wie in Nordafrika

Kapstadt, im Februar 1932.

Künftige Zeiten werden die Ratlosigkeit schwer begreifen, mit der die Menschen der Gegenwart der Arbeitslosigkeit gegenüberstanden. Sie werden den allzu bequemen Einwand, der technische Fortschritz habe die Arbeit des Menschen mehr und mehr überflüssig gemacht, nicht mehr so uneingeschränkt als Urlache gelten lassen, wie wir es gern tun. In der Tat gibt es ja auf der ganzen Welt noch immer Aufgaben genug, die den 1,8 Milliarden Menschen der gegenwärtigen Erdbevölkerung noch Arbeit und Brot auf lange Zeit hinaus geben könnten. Man braucht dabei noch nicht einmal an die Verwirklichung eines Riesenprojektes zu denken, wie es die vielerörterten Pläne Seegels mit dem Mittelmeer und der Sahara darstellen. Unmittelbare Gefahren sind an bannen und erfordern den Einsatz gewaltiger Aufwendungen an menschlicher Arbeitskraft, technischem Können und Hilfsmitteln.

Eine solche Gefahr ist die drohende Austrocknung Südafrikas und seine Verwandlung in eine Wüste. Europa hat selbst genug Sorgen und weiß daher nicht, was in diesem Teile der Welt mit einer erschreckenden Folgerichtigkeit vor sich geht: Südafrika entvölkert sich, die Landwirtschaft stirbt, Arbeitslosigkeit und Elend wachsen in der bedrohlichsten Weise, die Auswanderung der Weißen überwiegt bei weitem die Einwanderung. Die Ursache ist derselbe Prozeß, der bereits in weit zurückliegenden Zeiten in einem Teile der Welt mit einer erschreckenden Folgerichtigkeit vor sich gegangen ist. Südafrika trocknet aus.

Ein Geologe der „Rhodes-Universität" bereitet sich in einem außehenerregenden Buche über diese Probleme. Der dürre Erdteil ist an seinen Küsten von Bergketten eingefaßt. Die mit Feuchtigkeit gesättigten Seewinde verlieren ihren Wassergehalt an den Hängen; daher ist die Küste außerordentlich reich an Niederschlägen, aber für das Innere des Landes bleibt von der segenspendenden Feuchtigkeit nichts übrig. Die großen zentralen Hochflächen sind in Südafrika ausbreiteten, sind verschwunden, weil sie keinen Wasserzufluß haben. „Das Verhängnis naht", stellte 1923 eine amtliche Kommission in Kapstadt fest. Die Folge wird eine große südafrikanische Wüste sein, die völlig unbewohnbar sein wird."

Wie vollzog sich in Nordafrika diese Wandlung? In weit zurückliegender Zeit teilte eine Gebirgskette die heutige Wüste Sahara in zwei Teile. Jede der Hälften hatte ihren großen See, der Westen verfügte in der Senkung 60 Fuß über ein Binnenmeer, dessen Reste heute noch in den Oasen westlich von Timbuktu zu erkennen sind. Im Osten lag ein afrikanischer Kaspisee, von dem nur noch der Tschad übrig ist. Damals verlief der Niger in entgegengesetzter Richtung; er durchfloß das Adrar und mündete zwischen Kap Blanco und Kap Verde. Afrika ist eben erst langsam so geworden, wie wir es heute von der Landkarte her kennen. Die Flüsse in den Hüttengebieten haben das Hinterland ausgesogen und es allmählich austrocknen lassen. Die großen Seen zum Verschwinden brachten, deren Verdunstung einst die notwendige Menge von Niederschlägen sicherstellte.

Es fehlt nun nicht an großen Projekten, die diese Entwicklung verhindern wollen. So soll der Niger im Osten von Timbuktu gestaut werden, seinen Lauf zu ändern, die Wüste zu Land zu machen und wieder zu dem zu machen, was sie früher war: zu einem fruchtbaren Kulturland. Aehnliche Pläne im Flußgebiet des Tschad sind geplant und von der verständiger Seite als durchaus durchführbar bezeichnet worden.

Im Kentralafrika ist die Lage ebenfalls beunruhigend: die afrikanischen Geologen weisen immer wieder darauf hin. So kommen die Gewässer des Tanganjika-Sees nicht mehr dem Nil, sondern dem Kongo zugute; nach Ansicht der Geologen machen es die geologischen Verhältnisse dieses Gebietes nicht unwahrscheinlich, daß der Victoria-See einmal diesem Beispiel folgen wird — dann wird auch der Nil verschwunden sein.

In Südafrika geht die Entwicklung rascher. In verhältnismäßig junger Zeit sind dort zwei große Seen verschwunden: der Ngami und der noch ausgedehntere Makarikari. Es ist bereits ein großer Plan ausgearbeitet worden, der diese Seen wiederherzustellen unternimmt und aus der Wüste Kalahari das Kulturland macht, das sie noch vor 500 Jahren war, bis dann eine gewaltige Erderschütterung gewaltige Umwälzungen hervorrief. Damals entstanden auch die Victoria-Fälle auf dem Sambesi, und gleichzeitig änderte sich der Lauf der Flüsse, die sich in die genannten Seen ergossen, welche die Ausdehnung des Tanganjika und des Victoria-Nianza hatten. Aus diesen gewaltigen Reservoirs holte sich ein großer Fluß sein Wasser, der die Kalahari durchfloß und als ein Verläufer des Oranje anzusehen ist. Die Verdunstung der Seen und Wasserläufe verlorgte ein ausgedehntes Flußsystem in diesem Gebiet, und so war damals das Karoo fruchtbares Land, reich an Fischarten, denen zahlreiche Skelette eine deutliche Sprache sprechen. Die Tiere erlebten noch das Erscheinen der ersten Europäer.

Deutsches Gold

Bei den Schatzgräbern am Eisenberg

Nach Berichten aus Kassel sind im Gebiete des einstigen Fürstentums Waldeck neue Goldfunde gemacht worden. Ein Mitarbeiter hat das Dörfchen Goldhausen, wo zurzeit nach Gold gegraben wird, besucht. Seine Beobachtungen dürften umsomehr Interesse finden, als jetzt bekannt wird, daß auch im oberen Ebertal, und zwar bei Allendorf, Münchelrutengänger neue große Goldfelder festgestellt haben.

Wer hat bis heute, Hand aufs Herz, gewußt, daß es in Deutschland eine Ortschaft gibt, die sich stolz Goldhausen nennt, vielleicht hat man diesen Namen bei der Post einigen Prüflingen als besonders kompliqierte und verfängliche Frage vorgelegt; wenn sie im Lexikon der deutschen Postanstalten zur Beseid mußten, dann haben sie geantwortet, dieses Goldhausen liege 5 Kilometer hinter Corbach, dieses Corbach wieder sei 20 Kilometer westlich von dem niedlichen Arolsen, der ehemals Waldeckschen Residenz, das wiederum 40 Kilometer von Kassel ein gerufsames Dasein führt; ein reizendes Schloß, davor ein pikfeiner Park, und schnurstracks gegenüber ein stattlicher Kasernenhof, dahinter ein holpriges Hauptsträßchen mit fürstlichen Postseraten, die Denkmäler nicht zu vergessen, und die schönen Villen, die sich, säuberlich geordnet, ehrfürchtig um das stattliche Schloß gruppieren, das ist Arolsen.

Hier entsteht das neue Goldbergwerk
Die Baustelle für den neuen Schacht am Ausgang des Dorfes

Fahrt zum Eisenberg

Während also dieses Residenzchen von Serenissimustagen träumt, beginnt ein kleines Nest, gar nicht weit von dieser höfischen Atmosphäre entfernt, aufzuwachen: Goldhausen. Schon vor 400 Jahren haben einige findige Köpfe aus dem Goldvorkommen in der Eder, einem kleinen Flüßchen in der Nähe von Corbach, geschlossen, daß der Eisenberg goldhaltig sein müsse. Die Gier nach Gold hat damals viele nicht ruhen lassen, sie haben sich aufgemacht, um nach Gold zu graben, und der Staat hat sich dieses Goldberges angenommen. Einige Jahrzehnte hindurch dauerte auch das Goldfieber am Eisenberg an, der Ertrag, den man aus einem zwei Kilometer langen, fast 40 Meter tiefen Stollen gebolt hat, soll sich ganz respektabel gelohnt haben; oft 5000 Goldduksten jährlich, man nannte sie Eder-dukaten, sind das Ergebnis der Goldgräber von anno dazumal. Dann aber hörte das mühsame Schürfen nach Gold allmählich wie der auf, die Kohlen-, Erz- und Kupfergruben, nicht allzu weit entfernt, brachten besseren Ertrag. Einige Goldgräber blieben, geben den Traum vom Reichtum auf und wurden ehrsame Landwirte, die ihr kärgliches Brot doch lieber aus dem roten Boden an der Oberfläche des Eisenberges, statt mit den Kostbarkeiten tief im Innern verdienen wollten; aber zur Erinnerung an das Gold im Eisenberg nannte man dieses Dorf: Goldhausen.

Ein moralstiger, schmaler Feldweg führt von der Landstraße, die auf der Karte in der dritten Ordnung rangiert, nach Goldhausen. Die wenigen Häuser liegen an einem leicht bewaldeten Höhenzug angeklebt weit abgeschieden von dieser Welt. Man muß sich gehnmal durchfragen, bis man nach Goldhausen kommt, ein alter Bauer wird schließlich ins Auto geladen, soll den Weg zeigen zum Eisenberg. Ob wir zu den Goldgräbern wollten, meint er, ja, ja, jetzt sei alles verrückt nach diesem Eisenberg, und 30 Arbeiter würden droben schon schürfen, wahrhaftig, er habe das selbst gesehen. Und er könne sich, meint er, gut erinnern, daß sein Vater ihm früher das Märchen vom Gold im Eisenberg erzählt habe; er und andere Jungen seien dann in den alten Stollen geklettert, aber sie hätten kein Gold gefunden, nicht ein bißchen. Das sei doch alles wohl Schwindel mit dem Gold, die Amtspersonen sollten doch darauf nicht hereinfallen, sie sollten besser Erz graben. Erz habe er genug. Dann zeigt er uns auf der Höhe die wenigen Häuser von Goldhausen, wir setzen den alten Herrn behutsam wieder auf die Landstraße; als der Wagen anzieht, ruft und der Bauer nach: Er sollte se grabe, ta Gold, bestellt das emol de Herre drobe!"

100 Meter tief

Es regnet unaufhörlich, die Wege sind aufgeweicht, die Räder greifen nur mühsam die aufgeweichte Erde. Am Ortseingang von Goldhausen, im ersten Haus rechts ab finden wir den Bergassessor, der hier mit seinen Arbeitern nach Gold gräbt. In der Wohnküche einer Schmiede ist sein Hauptquartier; dicht daneben, es sieht wie ein Hausneubau aus, stehen zwei quadratische Betonmauern vor der Vollendung. Sie sollen die Waschinen bergen, die den neuen Schacht ausbohlen müssen; hier dicht am Dorf soll der erste Versuchsschacht gegraben werden. „Wir müssen 100 Meter tief gehen", meint der Assessor, denn bis zu 40 Meter haben die Alten schon gegraben und gründliche Arbeit getan.

Wenn wir erst 100 Meter tief unten sind, wird sich ja zeigen, ob sich der Goldbergbau überhaupt lohnt. Aus dem Umstand, daß einige hunderttausende investiert werden, um den Schacht anzulegen, können Sie schließen, daß wir immerhin an Hand der bisherigen Versuche sehr optimistisch sind." Vor uns weiß sich die Erdoberfläche ganz eigenartig, der Grund ist aufgewühlt, als ob früher mächtige Granaten hineingepfeffert worden seien; dieser Boden erinnert an Verdun und Reims, er sieht ein wenig unheimlich aus, wahrhaftig. Im nahegelegenen Wäldchen wieder das gleiche Bild: Granattrichter, mit Gras und Bäumen bewachsen, wohin man sieht. Hier haben die Alten im 16. Jahrhundert nach Gold gegraben, ein wenig naiv, wie man es damals noch nicht anders wußte, weil sie glaubten, das Gold zwischen den Steinen in Klumpen zu finden; wie viele Zeitgenossen, seien wir ehrlich, glauben das auch heute noch! Natürlich haben diese einzelnen Goldgräber mit ihrer Picke und ihrer Schaufel nichts gefunden, erst tiefer unten, bei systematischer Ausbeutung, lohnte sich der Ertrag.

Der Zweifel am Goldgehalt des Eisenberges hat bis heute angehalten; als der Bergassessor mit den ersten Arbeitern im Dorf eintraf, wurden die Männer von den Goldhausenern ausgelacht; man gab ihnen ganz unmißverständlich zu verstehen, daß sie nicht ganz beieinander seien, die feinen Herren in Kassel. ha, ha, ha. Zuerst hat man nun die Pingenzüge ganz genau abgegrenzt, hat den alten Stollen verfolgt, der sich, zum Teil noch ersichen, wie im Fieber nach Gold. Nun ist also der Goldrausch auch zu uns gekommen, und manchen hat es schon gepackt, vielen hat es der Eisenberg schon angetan; Goldhausens friedliche Weltabgeschiedenheit ist vorbei, die Höhe des Eisenbergs wird für die nächsten Monate nicht mehr zur Ruhe kommen. Während wir oben auf der Höhe stehen und mit gläubigen Augen bedächtig, vielleicht auch ein wenig verstohlen, in den alten, fast zerfallenen Goldschacht blicken, kommt ein schlicht gekleid.ter junger Mann auf uns zu; sein Anzug muß früher gut gesessen haben, jetzt sind es wohl nur noch klägliche Ueberreste einer besseren Zeit; er komme aus dem Ruhrgebiet, sagt er, sei ein Kaufmann, stellungslos und denke, hier seien gewiß ehrliche Menschen zu gebrauchen; man könne sich darauf verlassen, er werde nicht ein Körnchen Gold klauen, ganz gewiß nicht. Eine Stunde später meldet sich ein Bergmann aus Oberschlesien, er ist zu Fuß in diese Gegend gekommen, hat von den Goldgräbern gehört und will mit dabei sein. „So geht es jeden Tag", meint der Bergassessor. Hunderte von Briefen sind schon da und Hunderte von Bergarbeitern bieten sich täglich an, dringend und flehend. Der Goldrausch geht um."

Der Schmied, dessen Werkstatt neben dem neuen Schacht liegt, macht ein nachdenklich-fotales Gesicht.

„Nun, was ist denn?" fragt man ihn.

„Jetzt werde mer umlerne müsse."

„Na, was wollen Sie denn tun?"

„Goldschmied werd' ich werde müsse, net wahr?" meint er lächelnd . .

Nun denn. Auf Euer Wohl, Ihr Bewohner von Goldhausen!

Goldhausen, das ärmliche Dorf mit dem pomphaften Namen

Das zerklüftete Gelände rings um den Eisenberg
Diese Spuren haben die mittelalterlichen Goldsucher hinterlassen

Nun ist also ist Gold, richtiggehendes Gold aus deutscher Erde, da liegt es vor uns in der Hand eines Mannes, der es aus der Tiefe geholt hat; wie schwer, wie müsham, bei Gott, muß das Goldgraben sein.

Da drunten also im Eisenberg bei Corbach bei Arolsen bei Kassel liegt Gold, daran ist bei aller skeptischen Nachdenklichkeit kein Deut zu rütteln. Wie viele Menschen haben sich nach dieser leuchtenden Kostbarkeit schon zu Tode gehetzt, wieviel Menschenschicksale sind durch dieses gelbe verführerische Metall verdorben, vergangen, himmelhoch hinaufgetragen worden, abgrundtief gefallen; immer wieder endlos, unheimlich, unwiderstehlich graben die Menschen, unter Goldhausen bis hinauf zum Wald hinzieht. Dann kamen die ersten Versuche, vom alten Stollen aus weitergraben. Gestein aus Schiefer und Kieselkalk wurde zutage gebracht; fastungslos verblüfft sahen die Einwohner, daß durch einzelne Steinbrocken ganz feine, haardünne Aederchen zogen, daneben, wie Staubzucker auf dem Kuchen ganz winzige Pünktchen. Wir sehen einen solchen Stein genauer an, man muß scharf hinsehen, bis man diese Pünktchen, hell schimmernd, mit bloßem Auge erkennt: das also ist Gold, richtiggehendes Gold aus deutscher Erde, da liegt es vor uns in der Hand eines Mannes, der es aus der Tiefe geholt hat; wie schwer, wie müsham, bei Gott, muß das Goldgraben sein.

Da drunten also im Eisenberg bei Corbach bei Arolsen bei Kassel liegt Gold, daran ist bei aller skeptischen Nachdenklichkeit kein Deut zu rütteln. Wie viele Menschen haben sich nach dieser leuchtenden Kostbarkeit schon zu Tode gehetzt, wieviel Menschenschicksale sind durch dieses gelbe verführerische Metall verdorben, vergangen, himmelhoch hinaufgetragen worden, abgrundtief gefallen; immer wieder endlos, unheimlich, unwiderstehlich graben die Menschen, wie im Fieber nach Gold. Nun ist also der Goldrausch auch zu uns gekommen, und manchen hat es schon gepackt, vielen hat es der Eisenberg schon angetan; Goldhausens friedliche Weltabgeschiedenheit ist vorbei, die Höhe des Eisenbergs wird für die nächsten Monate nicht mehr zur Ruhe kommen. Während wir oben auf der Höhe stehen und mit gläubigen Augen bedächtig, vielleicht auch ein wenig verstohlen, in den alten, fast zerfallenen Goldschacht blicken, kommt ein schlicht gekleid.ter junger Mann auf uns zu; sein Anzug muß früher gut gesessen haben, jetzt sind es wohl nur noch klägliche Ueberreste einer besseren Zeit; er komme aus dem Ruhrgebiet, sagt er, sei ein Kaufmann, stellungslos und denke, hier seien gewiß ehrliche Menschen zu gebrauchen; man könne sich darauf verlassen, er werde nicht ein Körnchen Gold klauen, ganz gewiß nicht. Eine Stunde später meldet sich ein Bergmann aus Oberschlesien, er ist zu Fuß in diese Gegend gekommen, hat von den Goldgräbern gehört und will mit dabei sein. „So geht es jeden Tag", meint der Bergassessor. Hunderte von Briefen sind schon da und Hunderte von Bergarbeitern bieten sich täglich an, dringend und flehend. Der Goldrausch geht um."

Der Schmied, dessen Werkstatt neben dem neuen Schacht liegt, macht ein nachdenklich-fotales Gesicht.

„Nun, was ist denn?" fragt man ihn.

„Jetzt werde mer umlerne müsse."

„Na, was wollen Sie denn tun?"

„Goldschmied werd' ich werde müsse, net wahr?" meint er lächelnd . .

Nun denn. Auf Euer Wohl, Ihr Bewohner von Goldhausen!

Silber, das nicht mehr anläuft

Glanz und Farbe geben dem Silber seinen „Genußwert". Durch den Einfluß der Luft oder bei Berührung mit bestimmten Stoffen verliert es leicht seine Schönheiten und läuft an, d. h. es bildet sich braunes bis schwarzes Schwefelsilber. Seit einem Jahrzehnt ist man dem „Anlaufen" des Silbers nachgegangen und hat die verschiedensten Versuche angestellt.

Man kann diese in zwei Gruppen einteilen. Die erste umfaßt alle Versuche, durch geeignete Zusätze zum Silber das Metall gegen Schwefel immun zu machen, die zweite beschränkt sich darauf, die Oberfläche durch eine geeignete Behandlung zu schützen. Letztere Methode ist nur zeitlich wirksam, solange eben die Oberfläche nicht angegriffen ist.

Ein süddeutsches Forschungsinstitut für Edelmetalle hat ein neues Verfahren ausgearbeitet, das die Anforderungen der Anlaufbeständigkeit weitgehend erfüllt. Silberplatten, die viele Monate dem wechselnden Einflusse der Luft in einem Laboratorium ausgesetzt wurden, haben in ihrem nach dem neuen Verfahren eingebeizten Teil keine Veränderung erlitten, während der ungeschützte Teil lebhaft oxydierte. Bei Berührung mit heißem Wasser lösten sich oder sprangen Teile der Schutzschicht nicht ab. Da die zur Herstellung der Schutzschicht erforderlichen Flüssigkeiten unbrennbar und geruchlos sind, ergibt sich eine leichte Anwendung des Verfahrens in den Betrieben.

*

Pflanzen als Wetterpropheten

„Zurück zur Natur!" scheint die Losung des englischen Ackerbauministeriums zu sein, das, da von der amtlichen Wettervorhersage, Barometern, Regenmessern und dergleichen nur unbefriedigende Ergebnisse zu erhalten sind, demnächst verschiedene Pflanzen in den Dienst der Wettervoraussage zu stellen gedenkt. Es soll eine planmäßige Beobachtung verschiedener wildlebender Pflanzen, und zwar der Schneerose, des Schneeglöckchens, der Wilden Rose, des Schwarzdorns und des Gießblatts, durchgeführt werden. Es handelt sich, wie man sieht, um Pflanzen, die in den verschiedensten Jahreszeiten blühen. Das Ministerium verteilt das gesunden, kräftigen Stämmen der genannten Arten gezogene Exemplare an die verschiedenen einzelnen Beobachtungsstationen im Lande, wo die mannigfaltigsten Bedingungen hinsichtlich Boden, Klima, Feuchtigkeit usw. bestehen. Aus dem verschiedenen Verhalten hofft man dann wichtige Schlüsse ziehen zu können und interessanten Zusammenhängen mit anderen Pflanzen auf die Spur zu kommen, beispielsweise eine Bestätigung der in England unter den Bauern verbreiteten Ansicht zu erhalten, daß Hafer, der um die Zeit gesät wird, wo die Purpurpflaume zu blühen beginnt, besonders gute Erträge liefert und von den diese Getreideart häufig heimsuchenden Krankheiten frei bleibt.

Der Eingang zu dem früheren Goldbergwerk am Eisenberg, wo bereits im Mittelalter nach Gold geschürft wurde

Der siebente Tag – der erste Tag

Vom alttestamentlichen Sabbat zum neutestamentlichen Sonntag

„Am siebenten Tage ruhte Gott", — dieser Ruhetag Gottes lebt fort in der christlichen Sonntagsfeier. Und doch ist der Sonntag der erste Tag der Woche! Warum wurde aus dem „siebenten" der „erste Tag"? Auf diese interessante Frage suchen folgende Zeilen Antwort zu geben.

„Wer einen Tag auszeichnet, der zeichnet ihn um des Herren willen aus." (Röm. 14, 6.) Die Ruhe Gottes nach der Weltenschöpfung, von der die Genesis erzählt, hob diesen „siebenten Tag" bei den Israeliten als Tag äußerer Ruhe und innerer Besinnung der Seele hervor. Der Sabbat, wie ihn die Juden nannten, wurde der heilige Tag des Alten Bundes. Ein Gottesgebot ordnete für immer seine Heilighaltung an. Jesus Christus als der Stifter des Neuen Bundes hat sich als den Herrn des Sabbats bezeichnet (Mt. 12, 8). Er hat aber ebenfalls gesagt, daß er nicht gekommen sei das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen (Mt. 5, 17). Seine Gerechtigkeitslehre übertraf die der Schriftgelehrten und Pharisäer, und Bischof Ignatius von Antiochien an die Philadelphier zu Magnesia: „Wenn ihr zur Erneuerung der Hoffnung gelangt seid, so feiert nicht mehr den Sabbat, sondern heiliget den Tag des Herrn, den Auferstehungstag, den Fürsten und König der Tage, an welchem wir durch Christus und seinen Tod das Leben erhalten haben!"

Für die ersten Christen wurde diese „dies dominica", der „Herrentag", zum „Sonntag". Seine Feier galt der Erinnerung an alle Großtaten Gottes in Schöpfung und Erlösung, die in der glorreichen Auferstehung Christi ihren Höhepunkt erreicht haben. Der heilige Augustinus schreibt: „Der erste Tag nach dem Sabbat ist der, den die christliche Sitte mimmehr wegen der Auferstehung des Herrn Tag des Herrn nennt". (In Joannem Tr. 120.) „Der Herrentag hat den Vorzug vor dem Sabbat wegen des Glaubens an die Auferstehung des Herrn". (Ep. 36, 5, 12.) Für die Tiefe dieses frühchristlichen Sonntagsbegriffes möge ebenfalls Augustinus Zeuge sein. Er nennt den Sonntag einmal den „achten Tag", als Symbol des Beginnes einer neuen Welt. Die Zahl acht bedeutete in der den Heiligen eigenen Zahlensymbolik die Glückseligkeit und die ewige Ruhe, die der am achten Tag Auferstandene uns verdient hat. Augustinus schreibt: „Wenn du im Schöpfungsbericht von den sieben Tagen liest, so wirst du beim siebenten Tag keinen Abend erwähnt finden. Da er eine Ruhe ohne Ende bedeutet. Als der Mensch sündigte, hatte das ursprüngliche Leben keine Dauer mehr für ihn; die Ruhe am Ende aber wird ewig dauern und deshalb wird auch der achte Tag die ewige Seligkeit in sich festlegen. Denn jene ewige Ruhe setzt sich am achten Tage fort und endigt nicht an ihm, weil sie ja sonst nicht ewig wäre. Deshalb wird der achte Tag sein, was der erste war, und so das ursprüngliche Leben in sich nicht als vergangen, sondern als mit dem Stempel der Ewigkeit bekleidet erweisen!" (Ep. 55, 9, 17.)

Das Frühchristentum blieb aber bei einer rein gedanklichen Erinnerung an Christi Erlösungsgroßtat als Inhalt der Sonntagsfeier nicht stehen. Der Sonntag wurde von Anfang an durch die Feier der Liturgie ausgezeichnet. In dem feierlichen Opfer der Eucharistie wurde ja die große Erlösung des Neuen Bundes jedesmal von neuem Wirklichkeit. Der Auferstandene erschien an diesem Tage wieder seinen Getreuen und feierte mit ihnen österliche Auferstehung. Jeder Sonntag wurde so zu einem Osterfest im kleinen, von dem ständig die stärksten Impulse für das Christusleben der Gemeinde ausgingen. Papst Leo d. Gr. schreibt im 5. Jahrhundert: „Der erste Wochentag wurde durch die köstlichen Gnadengaben geweiht, die wir von der göttlichen Güte empfangen haben. Denn an diesem Tage hat die Welt ihren Anfang genommen, an diesem Tage ist durch die Auferstehung Christi der Tod vernichtet und das Leben hergestellt worden. An diesem Tage nahmen die Apostel von dem Herrn die Posaune, um allen Völkern das Evangelium zu verkünden, und empfingen das mit der ganzen Welt mitzuteilende Sakrament der Wiedergeburt. An diesem Tage hat der Herr die versammelten Apostel angehaucht mit den Worten: „Nehmet hin den heiligen Geist". An diesem Tage ist endlich der vom Herrn den Aposteln verheißene Geist angekommen. damit wir durch eine gewisse göttliche Vorschrift erkennen, wir sollten die Mysterien der priesterlichen Segnungen an diesem Tage feiern, an dem und die Gnadengaben gespendet worden". — Den Auferstehungsfeiern, hier von jenem ersten Ostermorgen ausstrahlte, läßt Ambrosius von Mailand über jeder christlichen Sonntagsfeier immer wieder von neuem aufgehen: „Der Tag des Herrn ist uns ehrwürdig und feierlich, weil an ihm der Heiland, gleich der aufgehenden Sonne, nachdem er die Finsternis der Hölle zerstreut, im Lichte der Auferstehung erglänzte. Deshalb wird auch dieser Tag Sonntag genannt, weil ihn Christus, die aufgegangene Sonne der Gerechtigkeit, erleuchtet". (Sermo 61.)

Wie bereits erwähnt ist der liturgische Name für den ersten Tag der Woche „dies dominica" = Herrentag. Der Name Sonntag hat in die Liturgie keinen Eingang gefunden. Die Tage nach dem Herrentag bis zum Samstag werden in der Liturgie als „feriae" bezeichnet: feria secunda = Montag, feria tertia = Dienstag, usw. Im Altertum bedeutete „feria" einen Ruhetag, an dem man sich der Arbeit enthielt. Die alten Römer nannten alle ihre Festtage „feriae". Die Christen behielten dieses Wort bei, und bezeichneten damit auch die Wochentage. Nicht weil man an ihnen sündig ruhte, sondern weil in den ersten christlichen Zeiten das Kirchenjahr mit dem Osterfeste anfing, das eine ganze Woche hindurch mit Gottesdienstfeier und Arbeitsruhe feierlich begangen wurde. Da jeder Sonntag dem Andenken an die Auferstehung des Herrn gewidmet und in dieser Hinsicht wie der Ostertag betrachtet wurde, so nannte man auch alle Wochentage im übrigen Jahre nach dem Beispiele der ersten Woche des Jahres „feriae".

Lassen wir wieder den Erlösungscharakter des Herrentages unsere Sonntagsfeier und Sonntagsruhe formen! In der Unruhe und der hastenden Geschäftigkeit der gegenwärtigen Tage muß der Sonntag wieder zu einem Christustage werden, an dem wir wieder die Feierstille des ewigen Sabbats leise ahnend erleben, wie der greise Augustinus, als er die letzten Seiten seiner „Bekenntnisse" schrieb: „Am siebenten Tage ruhtest du; und so werden auch wir einst nach unseren Werken in der Sabbatfeier des ewigen Lebens ausruhen. in dir, denn deine Ruhe bist du selbst!"

Herm. Franke.

Wenn Sie Tiere knipsen . . .

Das Brautpaar, das einen Pfau aufnehmen wollte. Wie entstehen die guten Tierbilder?

Von Paul Eipper

In fast jeder Nummer der illustrierten Zeitschriften fehlt die photographische Aufnahme irgendeines Tieres, und auch in vielen Filmen tritt — mehr oder weniger mitspielend — ein Vertreter des Tierreiches auf. Wir haben längst erkannt, daß Tiere deshalb dankbare Objekte für Kamera und Kurbelkasten sind, weil ihre Haltung meist anmutig, ihre Bewegungen immer schön und ungezwungen sind. Ein schreiendes Kranichvogel, ein springendes Reh, die geschmeidige Katze sind das Entzücken aller.

Ganz ähnlich wie die photographische Berichterstattung während des letzten Jahrzehntes an Geschmack und Kultur zugenommen und sich von einer gewissen Pose zurückgefunden hat zu der Natürlichkeit der ersten Daguerrotypien, hat sich auch die spezielle Tierphotographie zu einer großen Vollkommenheit entwickelt. Wer wirklich schöne, moderne Tierphotos betrachtet, wird den Unterschied im Künstlerischen ohne weiteres erkennen, denkt er an die posierenden Aufnahmen vom Anfang dieses Jahrhunderts, die deutlich den damaligen Grundsatz erkennen lassen: das ganze Tier, vier Beine, Kopf und Schwanz, alles muß auf die Platte! Alles so scharf wie möglich und gänzlich unbekümmert um Stellung, Lichteffekte, den Hintergrund und das Malerische.

Nun, es gibt heute überall gute und geschmackvolle Tierbilder zu sehen. Was liegt da näher, als daß jeder Amateurphotograph — und wer unter uns ist kein Amateurphotograph? — den Wunsch hat, selbst auch schöne Tierbilder zu erjagen. Die Sache kann ja gar nicht so schwer sein: man stellt sich im Zoo vor einen Käfig auf, schon kommt das Tier auf den schwarzen Kasten zugelaufen, bleibt geduldig stehen, alles sieht im „Sucher" wunderschön aus, der Verschluß macht „knips", und die Aufnahme ist fertig. Erst in der Dunkelkammer erkennt der innerlich schon triumphierende und auf seine Geschicklichkeit stolze Photograph die Bescherung: lauter Schatten, das Tier verwackelt, der Kopf nur zur Hälfte auf der Platte; dafür zieht sich ein gleichmäßig scharfes Netzwerk über die ganze, lichtempfindliche Fläche: das Maschengitter, das wirklich haarscharf eingestellt gewesen ist.

Also ganz so einfach ist die Jagd mit der Kamera auf wilde und zahme Tiere nicht; ja, ich will es nur verraten, ein wirklich gutes Tierphoto ist oft eine verteufelt schwierige Angelegenheit. Ich selbst kann nur über ganz klägliche Versuche berichten, die überdies schon Jahre zurückliegen. Aber ich bin voll meinen Tieren, fast täglichen Gängen durch Tiergärten, Zirkusställungen, Managen und Fangstationen viele hundertmal Tierphotographen begegnet, stand dann meist still ein paar Schritte abseits und habe die Augen aufgemacht.

*

Oft war es unsagbar komisch. Da stand eines schönen Sommerabends in einem Zoo ein junges Brautpaar vor der großen Volière, in der Pfauen, Perlhühner, große Schmuckraben und Fasanen gehalten werden. Plötzlich zieht die junge Dame aus ihrem Lederköfferchen einen Kodak, beschäftigt sich mit seiner Oeffnung und deutet auf den weißen Pfau. „Schnell, schnell", sagt sie zu ihrem Begleiter, „sieh das Stativ auseinander; ich will knipsen, er schlägt gerade ein Rad, wie schön, wie schön!" Das tat der Pfau wirklich, und darüber hinaus muß ich zu seiner Ehre sagen, daß er es mit großer Ausdauer tat. Eine Minute verging, zwei Minuten, dann, das Stativ stand endlich fest, drei Beinen, die Kamera war glücklich aufgeschraubt; das Brautpaar erstrebte durch einen längeren Dialog Uebereinstimmung wegen der Entfernung — und immer noch stolzierte der weiße Pfau mit seinem groß entfalteten Rad. Aber die junge Dame knipste noch lange nicht. Sie suchte in ihrem Koffer, fand ein sauber zusammengelegtes schwarzes Tuch, legte es über den Photokasten, bückte sich, und der Bräutigam breitet e die schwarze Stoffhülle zärtlich über den Kopf der aufgeregten Künstlerin. „Ausgezeichnet, wunderbar!" zirpte es unter dem Tuch, „schnell die Kassette Nr. 41" Noch immer stolzierte der Pfau. Als dann aber die Mattscheibe glücklich mit der Kassette vertauscht und die wahrhaft astronomische Berechnung mit zwei Belichtungstabellen irgendwie keine Nacht schlafen, wenn du unterwegs bist . . .

Straße am Morgen Kurt Jacob

ein unwahrscheinliches Resultat ergeben hatte, kam der große Moment des Knipsens. Das heißt, er sollte kommen. — Einen Augenblick vorher faltete der Pfau seine Schmuckfedern zusammen und ging langsam in die hinterste Ecke des Käfigs.

Das Brautpaar hat dann die gleichen Versuche am Nachbarkäfig unternommen, beim dunklen Pfau, und als es dort den gleichen Schiffbruch erlitt, kehrte es zum weißen Nachbarn zurück. Eine Stunde verging, aber nicht eine Belichtung kam zustande.

*

Der Photograph muß die Tugenden des Jägers besitzen: unermüdliche Geduld und die Gabe der blitzschnellen Umstellung. Dazu ein künstlerisches Gefühl für Ueberschneidung und Lichtverteilung; er muß von der schneidenden Buntheit der Natur, die sich auf seiner Mattscheibe widerspiegelt, sofort auf das Schwarz-Weiß der Photographie umdenken können; er darf nicht vergessen, daß manche Farbe ihre Hell-Dunkel-Werte auf der photographischen Platte sehr verändert, daß z. B. Rot in allen Schattierungen einfach schwarz wird.

Aber, wie entstehen nun gute Tierbilder? Der Tierphotograph trägt seine Spiegelreflexkamera am Lederriemen um den Hals, beobachtet fast nie das Tier unmittelbar, sondern immer sein Spiegelbild auf der Mattscheibe. Die linke Hand hat er dauernd an der Einstellschraube, um das Tier trotz der Bewegung so lange scharf zu halten, bis die ganze Situation ihm gefällt. Das hört sich sehr einfach an, ist aber in Wirklichkeit unendlich schwer; denn oft genügt eine Kopfbewegung des betreffenden Tieres und alles ist unklar. Die Güte einer Aufnahme ist von verschiedenen Kleinigkeiten abhängig. So muß z. B. oft im letzten Moment die Belichtungszeit geändert werden, wenn das Tier aus dem dämmerigen Käfig in eine sonnige Ecke läuft. Ein wenig Wetterglück muß der Tierphotograph auch haben: Aufnahmen im Innern der Käfige sind meistens schwierig, mit künstlichem Licht ist wenig zu machen, und Blitzlicht vertragen die Tiere überhaupt nicht. Ein gewisses Quantum persönlicher Mut gehört ebenfalls dazu, um beispielsweise mit schußfertiger Kamera ruhig zu warten, während neugierige Affen frech von hinten sich anschleichen und den Photographen an Kleidern und Beinen zupfen (Auf dem Stellinger Affenfelsen).

Ich habe oft festgestellt, daß die Tiere meist gerade das Gegenteil von dem tun, was der Photograph gern von ihnen haben möchte. Es hat auch keinen Zweck, mit Gewalt etwas zu erzwingen; denn der ganze Reiz liegt ja in der natürlichen Grazie der freien Tierbewegung.

Vielgestaltig sind die Gefahren und Aufregungen, und manche schöne Tieraufnahme käme nicht zustande, wären nicht in fast allen zoologischen Gärten hilfsbereite Märter.

Zu Hause in der Dunkelkammer geht dann die weitaus einfachere Arbeit des Entwickelns vor sich; auch hier gibt es mancherlei Kunstgriffe und Finessen, und es ist gut, wenn der Tierphotograph nicht nur Zeichnen und Optik beherrscht, sondern auch etwas von Chemie versteht. Zwar wird der gute Tierphotograph an seiner Platte retuschieren, höchstens die und da einen Staubflecken ausbessern. Aber es ist doch manchmal nötig, Wichtiges in einem Vergrößerungsbad hervorzuheben. Unwesentliches herauszuschwächen, und mit seinem, künstlerischem Gefühl kann man aus an sich langweiligen Aufnahmen fabelhafte Ausschnitte herausvergrößern, sich selbst und den illustrierten Zeitschriften zur Freude.

Frau Ingrid fährt Kalesche

Originalroman von Wilhelm Scheider

(1. Fortsetzung) (Nachdruck verboten!)

Er raucht und raucht, es ist eine fast feierliche Zeremonie und blickt den Rauchringeln nach.

Sein Lächeln verschwindet nicht. Die Zwillinge empfinden: das ist eine wichtige und entscheidende Stunde. Sven wird sie nicht beiligen. Nein, er wird die volle Wahrheit sagen.

Endlich spricht er. „Maskerade nennst du das, kleine Linda . . . jawohl, du hast den Zweck erraten. Und nun höre und staune: ich habe heute nacht überhaupt nicht geschlafen. Ich war unterwegs."

„Das haben wir sofort gesehen," wirft Linda hastig ein.

Sven lächelt unverändert. Pause. Die Zwillinge platzen vor Spannung.

„Ihr wollt wissen und hofft vielleicht auch ein Recht darauf — nun, da ihr mich ertappt — was ich in dieser Nacht getrieben habe. Es ist schwierig, auch das klarzumachen. Ich könnte ja eigentlich lügen . . . etwas erfinden. Aber ich will das nicht. Ich will tapfere Mädchen . . . unbedingt tapfere Mädchen, die der Wahrheit und dem Leben, wie es wirklich ist, ins Auge sehen können."

„Du warst in Gefahr?" fragte Linda atemlos.

Lundberg lehnt sich zurück. „Das Wort Gefahr gehört meinem Sprachschatz nicht an. Ihr wißt es . . ."

„Das ist Unsinn," braust Linda auf. „Wir wollen nicht, daß du dich in Gefahr begibst. Erzähle uns endlich, was das war, heute nacht . . ."

Lundberg führt Linda über die Mauge. „Ei, du kleiner Hitzkopf! Willst du dich gefälligst beruhigen? Es war nichts als eine kleine Detektivgeschichte, so eine Art Jagd. Und das Mild war ein Mensch, an den ich unbedingt etwas näher herankommen mußte. Sehr interessant. Dorthier verging die Nacht. Unter uns . . . ich habe wenig erreicht, bin keinen Schritt vorwärts gekommen. Man muß manchmal eine scheußliche Geduld entwickeln. Aber es war nicht das, was du als Gefahr bezeichnest, kleine Linda . . ."

Linda springt auf, sie ist ganz außer sich: „Mit solchen Andeutungen willst du uns abspeisen?"

Da lacht er leise. Und nun bemerken die Mädchen, wie sein Lächeln weicht, wie sich seine Augen verändern, sie sind plötzlich eisekalt und ganz hart. Sein Blick flieht zum Kabinenfenster, die Zigarette verglimmt zwischen den Fingern . . .

Endlich spricht er hart und entschlossen: „Ja, damit muß ich euch leider abspeisen. Ich kann euch wirklich nichts Näheres erzählen. Es ist eine alte Geschichte und hängt mit dem Geschäft zusammen, das ich hier in Hamburg abschließen will. Wundert euch bitte nicht, wenn ich auch noch die nächsten Nächte unterwegs sein werde. Ich muß an den Mann herankommen. Er weicht mir aus. Aber wenn ich etwas erreichen will, dann bekomme ich es. Das ist immer so gewesen. Ich war ein armer Teufel, als ich auswanderte, euer Großvater hatte, wie ihr wißt, geschäftlich Pech gehabt. Ich steckte mir ein Ziel, so reich zu werden, wie es mein Vater in seiner Glanzzeit war. Ich bin über das Ziel hinausgeschossen. Was ich will, erreiche ich."

Stille. Man hört Lindas heftigen Atem.

Dann steht Lundberg vor den Mädchen. Die Starre seines Gesichts löst sich auf.

„Hätte ich vielleicht doch lügen sollen?" fragte er.

„Nein, ihr hättet mich Abend für Abend in meiner Maskerade von Bord gehen sehen. Außerdem will ich, daß meine Zwillinge mir vertrauen und tapfere Herzen haben. Die Welt ist kein Garten Eden, sondern ein Schlachtfeld."

Jetzt nimmt Märta zum ersten Male das Wort. „Der Mann, mit dem du zusammenkommen willst und der dir ausweicht, ist wohl dein Konkurrent?" fragt sie in ihrer ruhigen und besonnenen Art.

„Du hast es erraten, kluge Märta," antwortete er. „Dein Vater ist Kaufmann. Es gibt eine Ware, nach der er sich sehnt. Und diese Ware will ihm der Mensch aus der Hand schlagen. Da bin ich auf dem Posten. Das kann ich nicht dulden, ich lasse mir nichts entreißen, noch lasse ich mich überlisten. Das vertrage ich nicht."

„Es ist also doch Gefahr dabei!" begehrt Linda auf. „Sven, du machst uns unglücklich. Bitte, bitte, laß uns weiterreisen. Wir werden keine Nacht schlafen, wenn du unterwegs bist . . ."

„Pfui," sagt Sven ärgerlich, „du bist feige, kleine Linda."

Damit küßt er seine Tochter Märta und wirft die Tür zu seiner Schlafkabine hinter sich zu.

Linda trommelt gegen die Tür, er öffnet nicht. Märta muß die weinende Schwester trösten.

IV.

Nacht über St. Pauli

Die Dämmerung sinkt über den Hafen, die Arbeit schläft ein. Aller Lärm ist nun tot. In dieser Stunde greift der Joanmaat zur Ziehharmonika. Überall blinken rote und grüne Lichter auf, huschen geisterhaft über den Strom. Am dunklen Abendhimmel schimmern die ersten Sterne . . .

Zu dieser Stunde lauern Stan und Eustace auf Sven Lundberg. Sie haben vom Sanatorium Urlaub erbeten und warten in einer Autodroschke. Der Chauffeur hat Weisung erhalten, einem gewissen weißen Wagen, dessen Schlußlicht deutlich zu sehen ist, augenblicklich zu folgen, falls sich dieser in Bewegung setzt.

Man befindet sich auf einer der vielen Kaistraßen des Hamburger Hafens, mitten im Freihafengebiet. Und der weiße Wagen steht vor dem Fallreep eines weißen schmucken Schiffes, einer großen Dampfjacht, der „Dybir".

Die jungen Leute sind in einiger Spannung, aus der sie jedoch bald erlöst werden. Gegen zehn Uhr setzt sich der weiße Wagen vor ihnen in Bewegung, die langsame Fahrt geht die lange Kolonne der Schuppen hinunter, dann kommt irgendwo an einer Brücke die Zollkontrolle des Freihafens.

Damit hat weder Stan noch Eustace gerechnet. Während der weiße Wagen nur kurz angehalten wird, werden die beiden jungen Leute in der Autodroschke einem förmlichen Verhör unterzogen. Nach Beendigung der Affäre ist der weiße Wagen außer Sicht.

Stan flucht gelinde, während Eustace sich erregt auf die Lippen beißt. Was ist zu tun?

Endlich entschließen sie sich, da sie nun einmal Urlaub erhalten haben, dem Vergnügungsviertel der Hafenstadt einen Besuch abzustatten. Sie haben im Sanatorium schon viel davon gehört. Wiedemann hat ihnen so allerhand Geschichten aufgetischt.

Der Rummel über St. Pauli beginnt.

Schon nach einer halben Stunde wissen sie, daß alles, was sich ihnen in einer straßenbellen Beleuchtung darbietet: dieser Mirbel greller Tanzlokale, Tingeltangel, Panoptiken, Hypnodromen, Kaffeehäuser, Restaurants, so selbst die zahlreichen Seemannskneipen, von deren Dächern fromme Mädchen Waffiirenfahnen herabwinken, nur Schein und Oberfläche bedeutet.

Dahinter liegt mehr . . .

Es gibt seltsame dunkle Nebengassen, die zum großen Teil hinunterlaufen. Dort findet man vielleicht das, was man sucht.

Sie schlendern, die Hände in den Hosentaschen, in der Art amerikanischer Seeleute und fallen nirgends auf. Ueberall dämmern elektrische Klaviere auf die Gasse hinaus. Ueberall sieht man Eckensteher, unheimliche Physiognomien. Aus Läden und offenen Fenstern dringt rötlich-gelbes Licht.

Eustace schnüffelt gleich einem witternden Raubtier. In seinen Augen liegt verhaltener Glanz. Stan bemerkt es und lächelt. Er kennt die Leidenschaft seines Freundes. Der lange Ire hat Jahre lang in Newyork und Philadelphia als Reporter aktiv an vielen Verbrecherjagden teilgenommen.

Auch ein immitten dieser engen Gassen gelegenes Tanzlokal gibt ihnen nicht das, was sie suchten. Alles Komödie: eine tobende Negerkapelle, dumpfrotes Licht, ineinandergeschobenes Chaos von geschminkten Mädchen und Matrosen aller Rassen, harmlosen Kulis, Negern, Japanern, Chinesen, Malayen.

Es wird Zeit, daß man endlich zum Kern vordringt . . .

Sie steht in der „Großen Freiheit".

Es ist schwül. In der Luft schwingt eine Wolke selsamster Gerüche. Lärm und Gelächter toben über die schmale Gasse. Matrosen, Dirnen, Arbeiter, Kleinbürger, Schüler, Studenten . . . Sportmützen, Melonen . . . bunte Apachentücher . . . so schiebt alles, eng aneinandergedrückt vorüber. Polizisten patrouillieren paarweise mit lauernden Blicken. Von den Dächern herab laufen Lichtreklamen nach unten bis an die ersten Stockwerke.

Diese Straße ähnelt Gassen in Hongkong oder dem Chinesenviertel Friscos, stellt Eustace befriedigt fest. Schon schwenken sie in eine dunkle Nebengasse ein.

„Rest," sagt Stan und spannt die Hand in der Hosentasche um die kleine Waffe, „hier scheint es mir endlich richtig zu sein."

Eine einzige Gaslaterne in der ganzen Straße. Vor den Türen zerlumpte Weiber. Doch an die beiden Amerikaner trauen sich weder Mann noch Frau heran. Endlich an einer Ecke tritt ein Strolch auf sie zu, schiebt sich aber vorbei, als er die prüfenden Augen MacLeans gewahrt.

Man biegt um die Ecke. Plötzlich wie aus der Erde gewachsen steht vor ihnen ein Zwerg.

„Hallo" knurrt Eustace.

Der Zwerg flüstert. Er spricht englisch. „Wollen die Gentlemen interessantes chinesisches Lokal?"

Den Amerikanern ist es schon recht.

Der Zwerg schreitet voran. Gassengewirr. Dann steht man vor einem baufälligen alten Hause. Alle Fenster liegen dunkel.

Eine weite Türöffnung. Der Zwerg läßt eine Taschenlampe aufblitzen. Und schon steht man im Hof. Auftragende kahle Ziegelmauern, wieder dunkle Fenster.

Doch nun eine riesengroße Ueberraschung für die beiden: auf dem Hof steht ein Wagen, ein Ungetüm im weißen Lack. Der schmale Lichtkegel der Taschenlaterne fällt gerade auf die Nummer.

Und diese amerikanische Nummer kennen sie: es ist diejenige des Wagens Sven Lundbergs.

Der Zwerg grinst: „Wie Sie sehen, Gentlemen, wir haben gute Gäste, nobles Publikum."

Endlich, im zweiten Stock des Hinterhauses, vor einer unauffälligen Tür, ist man zur Stelle. Der Zwerg klingelt. Ein hochgewachsener Mensch in Tscherkessenuniform und mit hängendem Schnurrbart öffnet und läßt die Amerikaner eintreten.

Man sieht zunächst nichts als die Diele eines bürgerlichen Hauses. Dann tritt man in das eigentliche Lokal ein. Die Ausstattung ist sehr komfortabel, im Stil der neuen Sachlichkeit. Gelbe, glatte Wände, kaltes, weißes Licht und Kugellampen, eine nickelglänzende Bar, ein Mixer in Hemdsärmeln. Sonst nur Klubsessel, blaulamten überzogen. Und kleine gedeckte Tische.

Gäste sind nicht einwandfrei, alles leer. Bis auf den Wirt: ein Mensch im Smoking, ein grinsender Mongole. Die beiden Amerikaner, die vor Jahren einer okkultistischen Expedition angehörten, verstehen sich auf gelbe Rassen: der Mann ist unzweifelhaft keiner. Die mongolische Invasion auf Sankt Pauli ist umgehend bekannt. Ueberall sieht man als Besitzer von Lokalen Angehörige der gelben Rassen. — Der Wirt verbeugt sich übertrieben tief. Er spricht Pigeon-Englisch.

Eustace und Stan fallen in Sessel und bestellen Whisky. Der Koreaner bedient persönlich.

„Gentleman von amerikanische Schiffe?" fragt er.

„Nein," antwortet Stan, „wir machen eine kleine Weltreise. Sind mit der „Melolute" im Hafen."

Diese Tatsache hat Stan in der Zeitung gelesen. Auf jeden Fall will er dem Wirte. der zahlungsfähige Gäste erwartet, klar machen, daß er es nicht mit einfachen Seeleuten zu tun hat. Nun muß doch endlich das Tor aufspringen . . . und Lundberg zum Vorschein kommen.

Der Koreaner fällt fast auf den Erdboden. „Ich anderes etwas für Gentlemen."

Er führt sie hinten hinaus über dunkle Treppen und Höfe. Irgendwo an einer Tür macht er Halt.

„Werden Gentlemei durch farbige Leute gestört?"

„Was für Rasse?"

„Chinesen. Aber auch Weiße."

Eustace pfeift durch die Zähne. „Also Opium?"

„Wollen Gentlemen Opium?"

Eustace gerät in Wut. „Nein, zum Teufel!"

Opiumhöhlen hat er genug gesehen in seinem Leben. Außerdem ist ihm ein opiumrauchender Lundberg völlig gleichgültig. Man lacht ihn in Newyork aus, wenn er eine solche Meldung drahtet.

„Kein Opium," beschwichtigt der Koreaner. „Ich bieten den Gentlemen Sensation. Gentlemen sollen sehr zufrieden sein."

Er pocht an die Tür, ein Chinese in Originaltracht öffnet. Kleiner Vorraum, dann eine andere Tür. Eustace und Stan haben das, was sich ihren Augen bietet, fast erraten. Doch sind sie trotzdem verblüfft über die Art, wie es hier aufgezogen ist.

Ein langgestreckter, aber nicht sehr heller Raum in Stahlblau. Die Seidentapete, der Deckenanstrich, die Lampenschirme aus Pergament, die tiefen Samtsessel, der mit Tuch ausgeschlagene Spieltisch, die Wandoffiziten . . . alles in Stahlblau. Desto greller wirkt der gelbe Lichtschein, der auf den blauen Spieltisch geworfen wird.

Fünfzig Menschen, eng gedrängt in diesem Raum. Alle belagern den Spieltisch, auf dem ein chinesisches Pferdchenspiel rotiert. Die Ausrufe des Croupiers erfolgen in französischer Sprache. Unter den fünfzig Menschen sind mindestens zwanzig Gelbe. Alle Mongolen sind elegant gekleidet, mehrere in Abendanzügen.

Die Europäer sind sehr verschieden: deutsche Kleinbürger, internationale Galgenvögel, angelsächsische Reisende, auf einem Bummel begriffen und hierher verschleppt. Alle beteiligen sich am Spiel. Es liegen erhebliche Sätze auf dem Tableaux.

Doch wo ist Lundberg? Er ist nicht zu sehen, nirgends. In diesem Augenblick klingt leise Musik auf. Sie öffnen die Tür neben sich und stehen in einem kreisrunden Raum, der ganz in Silber gehalten ist. Auf einem Podium eine Jazzkapelle. Mehrere Paare tanzen.

Auch hier ist Lundberg nicht zu finden. Man kehrt zum Spielsaal zurück, beteiligt sich mit kleinen Sätzen, um nicht aufzufallen. Schließlich haben sie genug, diese Gesellschaft bietet ihnen nichts Neues. Sie müssen Lundberg suchen . . .

Sie suchen herum. Sie kennen Lundberg recht gut. Zwar nicht persönlich, sondern nach Photos aus illustrierten Blättern. Sein Bild erscheint recht oft. Er ist ein Mann, der im Mittelpunkt der öffentlichen Meinung steht. Man hört viel von ihm. Sachlichkeit. Gelbe, glatte Wände, kaltes, weißes Licht und Kugellampen, eine nickelglänzende Bar, ein Mixer in Hemdsärmeln. Sonst nur Klubsessel, blaulamten überzogen. Und kleine gedeckte Tische.

Gäste sind nicht einwandfrei, alles leer. Bis auf den Wirt: ein Mensch im Smoking, ein grinsender Mongole. Die beiden Amerikaner, die vor Jahren einer okkultistischen Expedition angehörten, verstehen sich auf gelbe Rassen: der Mann ist unzweifelhaft keiner. Die mongolische Invasion auf Sankt Pauli ist umgehend bekannt. Ueberall sieht man als Besitzer von Lokalen Angehörige der gelben Rassen. — Der Wirt verbeugt sich übertrieben tief. Er spricht Pigeon-Englisch.

Eustace und Stan fallen in Sessel und bestellen Whisky. Der Koreaner bedient persönlich.

„Gentleman von amerikanische Schiffe?" fragt er.

„Nein," antwortet Stan, „wir machen eine kleine Weltreise. Sind mit der „Melolute" im Hafen."

Diese Tatsache hat Stan in der Zeitung gelesen. Auf jeden Fall will er dem Wirte. der zahlungsfähige Gäste erwartet, klar machen, daß er es nicht mit einfachen Seeleuten zu tun hat. Nun muß doch endlich das Tor aufspringen . . . und Lundberg zum Vorschein kommen.

Der Koreaner fällt fast auf den Erdboden. „Ich anderes etwas für Gentlemen."

Er führt sie hinten hinaus über dunkle Treppen und Höfe. Irgendwo an einer Tür macht er Halt.

„Werden Gentlemei durch farbige Leute gestört?"

„Was für Rasse?"

„Chinesen. Aber auch Weiße."

Eustace pfeift durch die Zähne. „Also Opium?"

„Wollen Gentlemen Opium?"

Eustace gerät in Wut. „Nein, zum Teufel!"

Opiumhöhlen hat er genug gesehen in seinem Leben. Außerdem ist ihm ein opiumrauchender Lundberg völlig gleichgültig.

Man lacht ihn in Newyork aus, wenn er eine solche Meldung drahtet.

„Kein Opium," beschwichtigt der Koreaner. „Ich bieten den Gentlemen Sensation. Gentlemen sollen sehr zufrieden sein."

Er pocht an die Tür, ein Chinese in Originaltracht öffnet. Kleiner Vorraum, dann eine andere Tür. Eustace und Stan haben das, was sich ihren Augen bietet, fast erraten. Doch sind sie trotzdem verblüfft über die Art, wie es hier aufgezogen ist.

Ein langgestreckter, aber nicht sehr heller Raum in Stahlblau. Die Seidentapete, der Deckenanstrich, die Lampenschirme aus Pergament, die tiefen Samtsessel, der mit Tuch ausgeschlagene Spieltisch, die Wandoffiziten . . . alles in Stahlblau. Desto greller wirkt der gelbe Lichtschein, der auf den blauen Spieltisch geworfen wird.

Fünfzig Menschen, eng gedrängt in diesem Raum. Alle belagern den Spieltisch, auf dem ein chinesisches Pferdchenspiel rotiert. Die Ausrufe des Croupiers erfolgen in französischer Sprache. Unter den fünfzig Menschen sind mindestens zwanzig Gelbe. Alle Mongolen sind elegant gekleidet, mehrere in Abendanzügen.

Die Europäer sind sehr verschieden: deutsche Kleinbürger, internationale Galgenvögel, angelsächsische Reisende, auf einem Bummel begriffen und hierher verschleppt. Alle beteiligen sich am Spiel. Es liegen erhebliche Sätze auf dem Tableaux.

Doch wo ist Lundberg? Er ist nicht zu sehen, nirgends. In diesem Augenblick klingt leise Musik auf. Sie öffnen die Tür neben sich und stehen in einem kreisrunden Raum, der ganz in Silber gehalten ist. Auf einem Podium eine Jazzkapelle. Mehrere Paare tanzen.

Auch hier ist Lundberg nicht zu finden. Man kehrt zum Spielsaal zurück, beteiligt sich mit kleinen Sätzen, um nicht aufzufallen. Schließlich haben sie genug, diese Gesellschaft bietet ihnen nichts Neues. Sie müssen Lundberg suchen . . .

Sie suchen herum. Sie kennen Lundberg recht gut. Zwar nicht persönlich, sondern nach Photos aus illustrierten Blättern. Sein Bild erscheint recht oft. Er ist ein Mann, der im Mittelpunkt der öffentlichen Meinung steht. Man hört viel von ihm. Er ist der Mann, den eine wilde Karriere in die Höhe schleuderte . . .

Auch die Zwillinge haben ihnen Photos vom Vater gezeigt. Sie haben die beiden Mädels in Miami kennengelernt. Märta ist sogefogen Berühmtheit, sie ist eine der kühnsten Sportfliegerinnen der Vereinigten Staaten. Es gelang ihr, irgendwo mehrere Brükken Expedition angehörten, verstehen sich auf ein kleines gerichtliches Nachspiel, aber Märta ist berühmt geworden.

Märta und Eustace schlossen sich in Miami aneinander an, es entwickelte sich eine kameradschaftliche Freundschaft, natürlich in allen Ehren.

Was will Lundberg in Hamburg? Sein Wagen wartet unten im Hof. Und trotzdem ist er nicht hier. Stan und Eustace werfen sich mißmutig in einen Sessel. In diesem Augenblick geht Lundberg an ihnen vorüber.

Sie erkennen ihn sofort, obgleich er einen seltsamen und recht abgeschabten Anzug trägt, der ihm viel zu weit ist. Er geht langsam um den Tisch herum, schlendert, anscheinend gelangweilt, durch den Raum, die Hände in den Hosentaschen. Er raucht eine kurze Pfeife.

Aber nun bemerken die Freunde, daß er doch nicht ohne Zweck durch den Raum geht. Sie bemerken, daß sein Blick am Antlitz eines Mannes haftet, sie sehen es sehr deutlich. Ein lauernder, abwartender

Manne ins volle Gesicht blicken kann . . . da sieht der kleine Graue auf.

Ein kurzer Blick: nichts als glimmender Hoh darin. Dann ist er wieder beim Spiel.

Lundberg kommt nochmals in der gleichen Haltung an Stan und Eustace vorüber. Dann verschwindet er in einer Tür.

Die beiden entdecken den Koreaner, der seine Gäste mustert. Sie rufen ihn heran. „Was ist das für ein Zimmer?"

Der Koreaner grinst geheimnisvoll. „Oh, nur auch ein Zimmer für Spiel, kleines Zimmer."

Eustace erhebt sich, öffnet leise die Tür, Stan schiebt sich hinterdrein.

Man ist verblüfft. Ein winziger Raum, grell beleuchtet, in Gelb. Ein einziger Mann sitzt an einem Tisch: Lundberg. Es ist ein Spieltisch, man sieht ein aufgebautes Schachspiel, nur wenige Figuren. Sonst ist der Raum leer.

Lundberg blickt ruhig auf. Eustace murmelt eine Entschuldigung und zieht sich sofort mit Stan zurück.

„Das war ziemlich unvorsichtig von dir, Eustace."

„Weiß ich. Eine Dummheit. Aber kann ich ahnen, daß er dort allein herumhockt? Das ist doch seltsam!" — Eustace ruft den Zigarettenboy heran, kauft eine Upmann-zigarre und gibt ein hohes Trinkgeld. Der Junge merkt sofort, daß man etwas von ihm wissen will. „Wer ist der Mann dort im Zimmer?" fragt Eustace leise.

„Hier hat niemand einen Namen, Sir," antwortet der Junge, der ein geläufiges Englisch spricht.

„Gut. Kommt der Mann häufig hierher! Was macht er hier?"

Er kommt seit zwei Tagen. Er spielt Schach. Aber immer allein, immer mit sich selber."

Stan reicht dem Jungen verstohlen eine neue Note. „Sie dürfen nichts verraten, hören Sie?"

Der Junge grinst verschmitzt.

„Hat der Mann mit irgend jemand hier im Saal gesprochen?" fragt Eustace.

„Ich habe nichts bemerkt."

„Und wer ist der dort? Der kleine Graue?"

„Oh, das ist ein großer Mann. Der hat viel Geld, sehr viel Geld, er spielt seit acht Tagen sehr hoch. Ein Amerikaner."

„Wissen Sie sonst nichts über ihn?"

„Nein."

Der Junge wird von einem Gast gerufen. Das Gespräch ist beendet.

Eustace drängt zum Aufbruch. Man will sich unten auf die Lauer legen. Nur mit großer Mühe finden sie den Hof wieder, auf dem der Wagen Lundbergs noch immer steht. Durch den dunklen schmalen Torweg muß Lundberg die Straße erreichen, das ist sicher. Ein anderer Ausweg ist nicht vorhanden. Also erweist es sich als notwendig, daß man einen Wagen auftreibt und draußen wartet. Mit großer Mühe findet man endlich ein Mietsauto.

Sie warten eine Stunde. Dann hören sie den Motor im Hofe surren. Der Chauffeur hat seine Instruktionen: er soll dem weißen Wagen folgen, wenn er erscheint, unbedingt folgen.

In diesem Augenblick taucht der Wagen Lundbergs im Torbogen auf, biegt rechts ab. Die Tore steht links vom Torweg.

Der weiße Wagen schießt die Gasse hinunter, die Tore der beiden jungen Leute hinterher.

Nun entdeckt Eustace zu seinem größten Erstaunen, daß auf dem Trittbrett des geschlossenen weißen Wagens ein Mensch hockt. Hollah, das ist eine Entdeckung! Es wird etwas geschehen, daran ist nicht mehr zu zweifeln.

Vielleicht der kleine Graue?

Jetzt kommt der weiße Wagen an einer Laterne vorüber. Und nun sieht Eustace und auch Stan, wie sich der kleine hockende Mensch bewegt und nach hinten blickt. Das folgende Auto scheint ihn zu beunruhigen. Der weiße Wagen fährt jetzt langsamer, das Auto der beiden schießt dichter heran. Eine neue Laterne. Und deutlich erkennen die Jungens den Mann: es ist ein Gelber, ein Mongole im schrägen Abendanzug. Natürlich kann er sich dieses Wagestück nur in einem menschenleeren Gassengewirr leisten.

Der weiße Wagen biegt um eine Ecke.

„Schneller!" ruft Eustace dem Chauffeur zu, „dicht heranfahren!"

Doch dieser hat sich anscheinend die Sache überlegt. Hier lauert Gefahr. Er kennt die Gegend, in der man sich befindet, von vielen Fahrten. Deshalb hält er sich, im Gegensatz zu Eustaces Befehl, vorsichtig zurück, fährt langsam. Als er auch um die Ecke biegt, hat der weiße Wagen einen großen Vorsprung erhalten.

In diesem Augenblick sehen Stan und Eustace deutlich, wie sich der kleine Gelbe auf dem Trittbrett vorn aufrichtet . . .

Etwas Helles blinkt in geschwungener Hand.

Und schon knallt ein Schuß.

Der weiße Wagen steht. Der Gelbe springt blitzschnell ab und verschwindet in einer der Häuser an der Gasse.

Die Tat ist geschehen . . .

Auch die Tore der beiden steht. Stan stürmt vor, Eustace folgt langsam: er überlegt, was zu tun ist. Natürlich ist es vollkommen zwecklos, dem Gelben in das Haus nachzufolgen.

Als Stan den weißen Wagen erreicht hat, erlebt er eine starke Verblüffung. Lundberg beugt sich aus dem Schlag heraus, starrt auf das Haustor, durch das der Mongole soeben verschwunden ist.

Der Anschlag des Gelben ist also mißlungen. So hat es den Anschein . . .

Als Lundberg den atemlosen Stan neben seinem Schlag sieht, lächelt er voller Gleichmut.

„Es ist nichts geschehen," sagte er leise. „Ich danke Ihnen, mein Herr!"

Dabei greift er in die Gänge, der weiße Wagen setzt sich in Bewegung und verschwindet . . ."

Nun ist auch Eustace herangekommen. Er nimmt Stans Arm, zieht den Kameraden in den Wagen. „Komm, es wird Zeit, daß wir hier verschwinden, alter Junge. Hoffentlich hat er sich dein Gesicht nicht eingeprägt."

Im Wagen gibt er ihm eine Belehrung. „Die auf alles zuflüchten," sagt er, „alles ruhig überlegen. Vor allen Dingen soll man vorsichtig sein, falls Schüsse fallen. Das ist eines der ersten Gebote!"

WAG'S

Von Theodor Fontane

Nun ist er endlich kommen doch
In grünem Knospenschuh:
„Er kam, er kam ja immer noch!"
Die Bäume nicken sich's zu.

Sie konnten ihn all erwarten kaum.
Nun treiben sie Schuß auf Schuß;
Im Garten der alte Apfelbaum:
Er sträubt sich, aber er muß.

Wohl zögert auch das alte Herz,
Und atmet noch nicht frei,
Es bangt und sorgt: „Es ist erst März
Und März ist noch nicht Mai."

O, schüttle ab den schweren Traum
Und die lange Winterruh.
Es wagt es der alte Apfelbaum.
Herze, wag's auch du!

Auf der Rückfahrt ins Sanatorium schlägt Eustace seinem Kameraden vor, morgen schon das Idyll auf der Uhlenhorst zu verlassen. „Wir suchen uns ein Privatquartier hier unten im Hafen. Wir sind ja gesundheitlich wieder vollkommen auf der Höhe. Bist du einverstanden?"

Stan stellt in der Rückfrage. Die Erregung der abenteuerlichen Jagd hat ihn stark mitgenommen.

Eustace lächelt. „Nun, du wirst es noch lernen. Stan, dies hier in Hamburg wird sich gerade gewaltig aufregen. Wir haben wieder Wind in den Segeln. Wer weiß, was Lundberg hier treibt. Aber wir werden schon dahinter kommen.

V.

Das Idyll auf der Elbe

Als die Sirene oben an Deck plötzlich losheult, reißen Stan und Eustace unten in der Schlafkoje der winzigen Kajüte die Augen auf. Zwei Pyjamas setzen sich kerzengerade in die Höhe.

„Der Kerl ist ein Halunke!" stellt Eustace fest.

„Wir sind einem Tyrannen in die Hände gefallen!" gibt Stan zu.

Die beiden sind sich also wieder einmal einig. Es ist unanständig vom Captain, sie um sieben Uhr zu wecken, wo er doch weiß, daß sie erst vor drei Stunden ihr Bett aufgesucht haben.

Seit gestern haufen sie gemeinsam auf dieser Barkasse im Hamburger Hafen, ein etwas ungewöhnlicher, aber immerhin reizvoller Unterschlupf. Bei der Zeitungslektüre sind sie auf folgendes Inserat gestoßen:

Vermiete meine große Barkasse „Christa", in Hafen liegend, als Hausboot für Wasser- und Naturfreunde. Kapitän Hartkopp. Zu erfragen Gastwirtschaft Witt, Davidstraße.

Sie mieteten sofort. Somit waren sie in der Lage, die Jacht „Ophir" intensiv zu beobachten. Und das lag ihnen besonders am Herzen.

Freilich hatten sie mit der Barkasse „Christa", einem großen, hübschen, gedeckten Kajütboot, auch Herrn Heinrich Hartkopp in Kauf nehmen müssen, den „Alunken" und „Tyrannen", der aber in Wirklichkeit nichts anderes war, als ein biederer, ausgedienter Seemann von einigen Sechzig, eine „abgetakelte Fregatte", der aus der Inflationszeit nichts anderes gerettet hatte als diese Barkasse, die nun im Sommer als Hausboot vermietet wurde. Gleichzeitig verdingte er sich als Kapitän und Steuermann.

Wenn Hein seine Schlingelinge schon um sieben Uhr durch Sirenengeheul weckte, dann war es nichts anderes als Empörung darüber, daß es Menschen gab, die bis in den hellen Morgen hinein in ihren Betten lagen und schliefen.

So sind also Eustace und Stan an diesem Morgen wach geworden. Kaum haben sie sich von ihrer Ueberraschung erholt, als es klopft.

Und herein tritt Karl Windhund, ein sechzehnjähriger Bengel, den der Kapitän als Steward der „Christa" angeheuert hat. Er kommt mit zwei Kübeln frischen Wassers. Da er eigentlich immer grinst, so tut er es auch heute . . .

Gegrungenermaßen steigen Stan und Eustace in ihre Gummiwannen. Karl gießt ihnen das kalte Wasser über den Rücken, trocknet und massiert . . . daraufhin sind sie eigentlich schon in milderer Stimmung.

In weißen Hosen und offenen Hemden kommen sie an Deck. Wie an jedem Tag brennt die Augustsonne aus wolkenlosem Himmel. Unter dem Sonnensegel des Vordersdecks ist der Frühstückstisch weiß und appetitlich gedeckt. Karl Windhund ist eine Perle.

Doch die Blicke der beiden jungen Leute gleiten zunächst über die sonnenglitzernde Wasserfläche. Dort drüben liegt die „Ophir", schneeweiß und schnittig, ein Kunstwerk in ihrer Art. Man hat die Kühnheit besessen, sich gerade gegenüber von Lundbergs Jacht zu vertäuen, auf dem jenseitigen Ufer des tief ins Land schneidenden Hafenarms.

Es wimmelt von Leben. Winden kreischen, Leichter schweben, Kranen rotieren, ein langer Schleppzug zieht langsam vorüber. Ozeandampfer aller Größen und aller Nationen liegen hier verankert oder an den Dückdalben. Gegen Horizont ragt eine Fünfmastbark, die einer ausstehenden Gattung angehört, in den Himmel. Im Dunst liegt die gezackte Silhouette des großartigen Welthafens.

Jetzt tritt Kapitän Hartkopp ihnen entgegen: verwitterter Holzschnittkopf mit kauber gepflegtem, silbrigem Kranzbart und wasserhellen Augen.

Kapitän Hartkopp berichtet sofort mit ruhigen Worten, unter denen allerdings der Aerger hervorklingt, daß sich gestern abend, gleich nachdem die beiden Herren die „Christa" verlassen hätten, sich etwas durchaus Unangenehmes begeben hätte.

Stan und Eustace erstarren.

Kapten Hartkopp entzündet seine Pfeife. „Tscha, Gentlemen . . . Karl saß an Bord. Und wenn der verflixte Bengel Mundharmonika spielt, dann hört er nichts und sieht nichts, dann kann das Schiff ruhig gerammt werden, er merkt es nicht. Ich selber hatte oben auf dem Kai einen alten Freund von mir gesehen und war minutenlang von Bord gegangen. Und denken Sie, Gentlemen, während dieser Zeit war ein Mann mit einem Ruderboot gekommen und an Deck gegangen . . ."

„Auf die „Christa"? fragt Stan unglaubig.

„Jawohl, auf die „Christa". Und denken Sie, Gentlemen, 's war 'n Chinese. Keiner mit 'nem Zopf, ne, 'n eleganter kleiner Kerl mit 'ner Hornbrille."

Die Unterhaltung wird zweisprachig geführt. Kapitän Hartkopp spricht hamburgisch-schen Jargon und die jungen Leute englisch. Aber die Parteien verstehen sich trotzdem ausgezeichnet.

„Wer hat ihn entdeckt?" fragt Eustace. „Ist es ihm vielleicht sogar gelungen, in die Kajüte einzudringen?"

„Ich hab' ihn entdeckt. Er stand schon an der Kajütentür, wollte sie gerade öffnen, als ich an Bord kam. „Was wollen Sie?" fragte ich den Gelben. Er starrte mich an, die Sache kam ihm sichtlich überraschend. Er hatte höchstwahrscheinlich vorher genau die Lage gepeilt. Und dann nahm er Reißaus. Gentlemen, husch . . . husch . . . war er verschwunden, schwang sich in seinen kleinen Appelkahn . . . und ab dafür . . . wie ein Akrobat war der kleine Kerl."

Eustace ist zornig. „Und? Was ist dann geschehen? Haben Sie nicht versucht, seiner habhaft zu werden?"

„Natürlich. Ich lief in die Kajüte, um meinen Revolver zu holen. Als ich wieder an Deck kam, hatte sich dieser rote Kasten, der Finnländer, der jetzt da drüben liegt und der gerade eingeschleppt wurde, zwischen die „Christa" und das Chinesenboot geschoben. Der Teufel soll mich holen, Gentlemen, ich habe Gift und Galle gespuckt."

Eustace schüttelt den Kopf. Stan ruft Karl Windhund heran. Und auch der gibt eine Schilderung des Vorgangs.

Dann setzt man sich an den Frühstückstisch. Doch will ihnen nichts munden. Schon nach fünf Minuten laufen sie unruhig über Deck. Schließlich bekommt Hartkopp den Befehl, mit der „Christa" eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen. Ziel Blankenese.

Während die Fahrt auf dem glitzernden Strom elbabwärts geht, besprechen die beiden Freunde die Lage.

Eine nette Entdeckung, daß sich nunmehr das Interesse von Lundbergs Gegnern auch auf Stan und Eustace erstreckt. Freilich kein Wunder, da man Lundberg seit drei Tagen auf Schritt und Tritt folgt. Dabei ist man eigentlich um nichts, aber auch um nichts vorwärts gekommen.

Alles noch ein Chaos. Lundberg führt jede Nacht in die Spielhölle des Koreaners, hockt immer allein im Nebenraum . . . und spielt mit sich selber Schach, eine Partie nach der anderen. Das muß irgendeinen verstecken Sinn haben. Der kleine Graue ist allerdings nicht wieder aufgetaucht.

Rätselhaft dieser Lundberg! Gestern hat eine kleine Schießerei in den Räumen des Klubs stattgefunden, im silbernen Raum, anscheinend eine Eifersuchtsszene. Die ganze Spielergesellschaft floh schon beim ersten Schuß durch das einsame Zimmer, in welchem Lundberg über seinen Figuren hockte, davon. Es war der Notausgang. Doch Lundberg ließ sich nicht in seinem Spiel stören, er hatte nicht einmal aufgeschaut, das hatten die Freunde staunend festgestellt. Zwei Könige, eine Dame, ein Turm und ein Läufer standen auf dem Brett.

Dann hatte man noch zwei Entdeckungen gemacht. Aber war man nicht dabei nur auf Vermutungen angewiesen? Lundberg hatte am Tage zuvor einem gewissen Manne einen Besuch abgestattet. Es handelte sich um einen Exporteur namens Dusendang. Und dieser Dusendang, stellte man fest . . . war Ingrid Hagedorns Onkel und Vermögensverwalter.

Stillstand. Das ist wie ein Ring, der sich schließt: Lundberg und Ingrid Hagedorn.

Und nun die zweite Entdeckung. Aber in diesem Fall glauben sie sich getäuscht zu haben. Gestern nachmittag hatten sie den Versuch unternommen, Ingrid Hagedorn einen Besuch zu machen. Ein Schwächeanfall! Einmal noch wollten sie Ingrid sehen, nur noch ein einziges Mal. Sie waren aber zu ihrem Erstaunen nicht angenommen worden. Es schmerzte tief. Aber sie würgten die Pein hinunter. Und auf wen stießen sie beim Verlassen der Villa am Harvestehuder Weg? In dem Augenblick, als sie das Tor hinter sich schlossen, sahen sie, daß sich ein Wagen, der vor dem Portal entschienend gewartet hatte, in Bewegung setzte! Eine offene Tatze. Und in diesem Wagen . . . saß der kleine Graue vom chinesischen Klub.

Aber das konnte nicht sein. Es war bestimmt eine Täuschung gewesen. Stan glaubte sich sicherheit den Grauen erkannt zu haben. Eustace hatte nur noch den Rücken des Mannes sehen können.

Wenn es tatsächlich der Graue gewesen war, dann hatte man eine große Entdeckung gemacht . . . Dann würde sich der Ring erweitern. Dann gehören außer Ingrid und Lundberg auch Lundbergs Gegner hinein. Dann wäre man einen großen Schritt vorwärts gekommen.

Blankenese, der hochgetürmte, lieblich Ort an der Elbe, mit seinen vielen roten Dächern kommt in Sicht. Man starrt schweigend hinüber.

Doch Eustace erkennt nichts. Seine Gedanken kreisen um den kleinen Chinesen. Als er endlich auftieht, bemerkt er, daß Stans Blick rätselhaft groß und verträumt ist. Stan lächelt. Es ist ein ganz unverständliches Lächeln, das Eustace an seinem Kameraden noch nie gesehen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Präsidentenwahlen in anderen Ländern

Von Herbert Hünecke

I Das deutsche Verfahren für die Wahl zum Reichspräsidenten ist wohl das einfachste und zweckentsprechendste, das es geben kann: Das ganze Volk gibt seine Stimme ab, und der Sieger im Kampf um die höchste Stellung im Reich darf mit ruhigem Gewissen behaupten, daß er vom Willen der Mehrheit der Staatsbürger getragen wird.

Bei unserem Nachbarn und Stammesbruder Oesterreich bestimmte ursprünglich die Verfassung eine andere Art der Wahl. Der Bundespräsident, der wie im Reich mindestens 35 Jahre alt sein muß, wurde von der Bundesversammlung — dem vereinigten Nationalrat und Bundesrat — in geheimer Wahl auf vier Jahre gewählt. Die Unzulänglichkeit dieses Verfahrens wurde bald erkannt, und das Bundesverfassungsgesetz vom 7. Dezember 1929, das dem Bundespräsidenten wesentlich erweiterte Rechte zusprach, bestimmt, daß auch das österreichische Staatsoberhaupt vom Volke unmittelbar gewählt wird. Die Wiederwahl des Bundespräsidenten ist nur einmal zulässig, während die deutsche Verfassung derartige Einschränkungen nicht kennt.

Die tschechoslowakische Verfassung bestimmt, daß der Staatspräsident von der Nationalversammlung mit Dreifünftelmehrheit auf sieben Jahre gewählt wird. Sofortige Wiederwahl ist wie in Oesterreich nur einmal zulässig. Die entsprechende Bestimmung lautet: „Niemand kann mehr als zweimal nacheinander gewählt werden. Wer durch zwei aufeinander folgende Wahlperioden Präsident war, kann nicht wieder gewählt werden, solange nicht seit Ablauf der letzten Periode sieben Jahre verstrichen sind." Dann wird aber für die Wahl Majorats, des Schöpfers des tschechoslowakischen Staates, ein Sonderrecht geschaffen: „Diese Bestimmung findet auf den ersten Präsidenten der Republik keine Anwendung." So nur war es möglich, daß Masaryk am 27. März 1927 mit 274 Stimmen gegen 54 von der Nationalversammlung zum dritten Mal zum Präsidenten gewählt werden konnte. Die Befugnisse des tschechoslowakischen Staatspräsidenten sind ziemlich weitgehend. Vor allem ist er unverantwortlich, kann also wegen keiner Handlung zur Rechenschaft gezogen werden.

Im Gegensatz zu ihm muß sich der polnische Staatspräsident mit der Stellung des obersten Repräsentanten zufrieden geben. Ihm steht keinerlei Mitwirkung bei der Gesetzgebung zu, er darf Verträge nur mit Genehmigung des polnischen Reichstages abschließen. Der wahre Herr Polens, Marschall Pilsudski, hat ja auch oft genug den Staatspräsidenten dessen eigene Bedeutungslosigkeit fühlen lassen. Das Volk selbst besitzt auf die Wahl dieses obersten Vertreters der Republik keinen unmittelbaren Einfluß, denn der Präsident des Freistaates wird von der Nationalversammlung mit absoluter Stimmenmehrheit auf sieben Jahre gewählt.

Das gleiche Verfahren wird bei der Wahl des lettischen Staatspräsidenten angewandt, von dem die Verfassung ein Mindestalter von vierzig Jahren fordert. Die Amtsperiode des Präsidenten erstreckt sich nur auf drei Jahre, und seine Wiederwahl ist lediglich einmal zulässig.

Für die Wahl seines litauischen Kollegen waren von der Verfassung ursprünglich die gleichen Bestimmungen getroffen worden. Die durch einen Verfassungsbruch am 26. Mai 1928 vom Staatspräsidenten selbst verfügten Aenderungen sehen aber eine siebenjährige Amtsperiode vor. Außerdem erweitern sie die Rechte des Staatspräsidenten in beträchtem Maße. Daß die Volksvertretung als fast ganz ausgeschaltet gelten kann. Den Geist des damaligen Verfassungsbruches atmet ja auch das rechtswidrige Vorgehen der Litauer gegen die Autonomie des Memellandes.

Estland kennt merkwürdigerweise keinen Staatspräsidenten. Dafür ist der Ministerpräsident — den Auftrag zur Regierungsbildung erteilt der Präsident der Staatsversammlung zu gleicher Zeit Staatsältester oder Reichsverweser. Seine Amtsperiode ist demnach auch unbestimmt und das estnische Staatsoberhaupt kann jeder Zeit durch eine Mißtrauenskundgebung der Staatsversammlung gestürzt werden.

Die Wahl des finnischen Präsidenten erfolgt auf dem Umweg durch Wahlmänner, ein Verfahren, wie es auch in den Vereinigten Staaten geübt wird. In Finnland wählt das Volk unmittelbar 300 Vertrauensmänner, und diese bestimmen durch einfache Mehrheit den Staatspräsidenten für eine Amtsdauer von sieben Jahren.

Frankreich kennt keinen unmittelbaren Einfluß des Volkes auf die Wahl des Staatspräsidenten. Dieser wird vielmehr von der Nationalversammlung — den zu diesem Zweck in Versailles vereinigten beiden Kammern — durch einfache Stimmenmehrheit auf sieben Jahre gewählt. Seiner sofortigen Wiederwahl steht nichts im Wege. Seine Rechte sind verhältnismäßig beschränkt. Er ist lediglich Vertreter der Republik nach außen und darf Gesetze beantragen. Sein Einspruchsrecht gegen Gesetze, die vom Parlament beschlossen werden, beschränkt sich auf die Forderung einer nochmaligen Beratung. Die Abgeordnetenkammer kann er nur mit Zustimmung des Senats auflösen, und die Vertagung des Parlaments steht ihm nur einmal während einer Sitzungsperiode und dann nur auf einen Monat zu. Aber selbst von diesen beiden bescheidenen Rechten hat kaum ein französischer Staatspräsident jemals Gebrauch gemacht. Alle saßen ihre vornehme Aufgabe darin, mich außen hin die Republik mit möglichst viel Würde zu vertreten.

Die längste Amtszeit unter allen europäischen republikanischen Staatsoberhäuptern sichert die Verfassung dem Syndikus von Andorra zu, dem Zwergstaat in den Pyrenäen. Dieser hohe Beamte wird von den 24 Mitgliedern des Generalrates auf Lebenszeit gewählt. Wahlberechtigt zum Generalrat sind nur die über 25 Jahre alten Familienoberhäupter.

Das Gegenstück zu dieser längsten Amtsdauer liefert die kleine, von den italienischen Provinzen Forli und Pesaro-Urbino eingeschlossene Republik San Marino. Dort wählt der aus sechzig Mitgliedern bestehende und alle vier Jahre erneute, bzw. zu einem Drittel ergänzte Große Rat alle sechs Monate zwei neue Regierende Kapitäne, die gemeinsam den Staat vertreten. Beide sind erst nach vier Jahren wieder wählbar. Auf diese Weise kann jeder vierte Parlamentarier in San Marino damit rechnen, daß er einmal Staatsoberhaupt wird. Ein Glück, daß es in Deutschland nicht eben so ist!

***

Grab eines Urwelttieres

Von Prof. Dr. K. Th. Preuß-Berlin
Direktor am Museum für Völkerkunde

1. In den Tonen der Pampas Argentiniens im Staat Buenos Aires wurden vor einiger Zeit Teile von Skeletten zweier gewaltiger tierischer Tiere ausgegraben, eines Megatherion americanus und das Becken eines Mastodon. Der Fundort ist der Rio Salado bzw. der Rio Quequen. — Die Gattung Megatherium gehört zu den Riesenfaultieren: ein plumpes Tier mit kurzem Kopf, äußerst starken, gedrungenen Füßen und breitem, mittellangem, starkem Schwanz. Wie die heutigen auf Bäumen lebenden kleinen Typen nährten sie sich von Pflanzen. Sie erreichten Elefantengröße. Erdmographisch interessant ist eine andere Gattung dieser Riesenfaultiere, der Grypotherion, von dem Ende des vorigen Jahrhunderts viele wohlerhaltene Reste der Haut, des Schädels und anderer Knochen besonders in der Höhle Ultima Esperanza im südwestlichen Patagonien zusammen mit menschlichen Artefakten gefunden wurden. Ja, ihr Entdecker R. Hauthal und mit ihm andere Forscher wollten sogar aus den Fundumständen schließen, daß die Tiere von den damaligen Bewohnern in der Höhle als Haustiere gehalten worden seien. Dies ist freilich angesichts der Nachtseelosigkeit der Indianer zurückzuweisen — es gab außer Hunden nur Zucht von Lama, Alpaka und Meerschweinchen in Peru und von Truthühnern in Mexiko. Jedenfalls aber muß sich diese Gattung der Riesenfaultiere, deren Verwandte schon in der Mitte des Tertiärs auftreten, bis in unsere Weltperiode gerettet haben.

Auch der Mastodon, der in Gestalt, Knochenbau und jedenfalls auch in der Lebensweise sehr dem Elefanten ähnelt, reicht bis in die jüngere Tertiärzeit zurück, findet aber im Diluvium sein Ende. Er war aber nicht wie die Riesenfaultierarten nur auf Amerika beschränkt, sondern seine Reste finden sich auch in Europa und in Indien. Der Mastodon giganteus aus dem Diluvium Nordamerikas erreichte eine Höhe von 4 Meter. Riesach sind die Forscher, die sich mit den vorweltlichen Bewohnern Amerikas beschäftigen, versucht gewesen, die Frage zu erörtern, ob nicht indianische Darstellungen von Tieren mit Rüssel doch auf ihre Bekanntschaft mit diesem Mastodon zurückzuführen seien. Man hat sie aber schließlich in jedem einzelnen Fall anders erklären können. Ich erwähne hier nur einen Fall von meinen eigenen Ausgrabungen nahe den Quellen des Magdalena in Kolumbien. Südamerika, wo eine der dort zahlreichen gigantischen Statuen aus Stein einen menschlichen Reiter mit Elefantenrüssel und sogar mit Stoßzähnen zeigt. Dieser sitzt breitbeinig auf dem Kopf einer genau so ausgestatteten Figur, nur daß hier der Rüssel fehlt, dafür aber seine Nase vorhanden ist. Hier erklärt sich der Rüssel wohl aus einer Mühe, die ich bei einem in der Nähe wohnenden Indianerstamm, den Uitoto, in ihrer Sprache aufschrieb. Danach kommt der Affe, der den Mond repräsentiert, aus den Rippen seines Vaters hervor und steigt (als Mondsichel) auf seinen Kopf (den Dunkelmond), um zu fressen — wie ja der jahreswende Mond immer als sehr gefräßig aufgefaßt wird. Auf dem Kopf des Elefantenreiters ist dementsprechend unterhalb der Augen eine Mondsichel angebracht. Die Stoßzähne sind die herausragenden Eckzähne, die die Figuren jener Stätte meistens tragen, der Rüssel entspricht der mythischen Gestalt der Mondsichel, während dem dunkeln Mond sinngemäß die Nase überhaupt fehlt. Nachdem aber neuerdings ein vollständiges Mastodon-Skelett etwa 12 Kilometer östlich Quito in Ecuador im Verein mit Gefäßscherben und Pfeilspitzen gefunden wurde, ist die oben angegebene Erklärung, die ich in meinem Buche „Monumentale vorgeschichtliche Kunst in Kolumbien" (Göttingen 1929, Seite 107) gegeben habe, besser dadurch zu ersetzen, daß es sich um die Darstellung eines Mastodon handelt. Dieser dürfte noch vor 15—1700 Jahren in Südamerika gelebt haben.

***

Wie lange stehen Sie vor einem Schaufenster?

Interessante statistische Feststellungen einer deutschen Hochschule. — Juwelenläden locken das schöne Geschlecht am meisten. — Mit „Ihm" zusammen interessiert „Sie" sich sogar für Zigarren und Tabak.

Von H. S. Auerbach

1. Die Frau, die gewöhnlich schärfer rechnet als der Mann, betrachtet schon deshalb die Gegenstände einer Auslage besonders genau, ehe sie sich zum Kauf entschließt. Oft dient der Aufenthalt vor dem Schaufenster ihr aber auch nur als Vorwand, um unauffällig zu warten, bis „Er" zum Stelldichein kommt. Auch für den Mann lassen sich unschwer zahlreiche Gründe aufzählen, die seinen Aufenthalt vor dem Laden begründen.

Weiter! Wenn Mann und Frau zusammen durch die Straßen bummeln, halten sie sich dann länger vor den Schaufenstern auf, als wenn jeder Teil für sich allein geht? Und welche Läden bevorzugt das schöne, welche hingegen das stärkere Geschlecht? Alle die hier gestellten Fragen scheinen höchst nebensächlich zu sein, immerhin waren sie dem Betriebswirtschaftlichen Forschungsinstitut für Konsumtionsversorgung in Köln wichtig genug, um sie zum Gegenstand einer auf streng wissenschaftlichen Grundlagen durchgeführten statistischen Untersuchung zu machen. Das Institut ist, gleich allen unseren Hochschulen, seit Jahren von wissensdurstigen jungen Leuten heiderlei Geschlechts überfüllt, verfügt mithin über genügend für die erwähnte Statistik geeignete Hilfskräfte. So daß, als kürzlich ein Professor seine Hörer und Hörerinnen aufforderte, sich mit einer Stoppuhr bewaffnet auf die Straße zu begeben und genau festzustellen, wie lange einzeln oder paarweise gehende Männer und Frauen sich bei der Betrachtung der Schaufenster aufhielten, in kurzer Zeit sehr reichliches Material zusammenkam. Nicht weniger als 9071 Fälle wurden beobachtet und unter sorgfältiger Aufzeichnung aller wissenswerten Einzelheiten zu Papier gebracht, die Ergebnisse dann gesammelt, gesichtet, mit einander verglichen und aus ihnen schließlich die Durchschnittswerte errechnet.

Man wird erwarten, daß im allgemeinen die Frau sich viel länger vor einem Schaufenster aufhält als der Mann. Dem ist aber keineswegs so; der Unterschied ist nur ganz gering: 17,6 gegenüber 17,3 Sekunden. Ein Paar dagegen pflegt 18,7 Sekunden auf die Betrachtung der Auslagen zu verwenden. Ganz anders wird die Sache indessen, wenn zwei Angehörige des weiblichen Geschlechts gemeinsam vor einem Schaufenster stehen bleiben. Im Durchschnitt dauert es dann rund 30 Sekunden, ehe sie sich zum Weitergehen entschließen.

Welche Schaufenster werden nun von der Frau und welche vom Manne bevorzugt? „Sie" läßt sich von den Juwelenläden am stärksten fesseln. Dort betrachtet sie durchschnittlich 28,7 Sekunden lang die glitzernden Herrlichkeiten. Den Mann hingegen zieht es mehr zu den Buchhandlungen, vor deren Läden er sich sogar noch länger als die Frau vor den Edelsteinen, aufhält, nämlich 29,6 Sekunden. Geht dagegen ein Paar zusammen aus, so erweist sich auch hier das „schwächere Geschlecht" als der stärkere Teil. „Sie" schleppt „Ihn" zu den Juwelierläden, und zusammen stehen sie vor deren Auslagen sogar länger als die Frau allein, nämlich 29,7 Sekunden. Und zwei Damen, die zusammen vor einem solchen Schaufenster stehen, können sich gar erst nach durchschnittlich 32,8 Sekunden losreißen.

In allen Fällen erzielen die Zigarrenläden den geringsten Durchschnitt, nämlich wenig über zehn Sekunden. Wobei aber die immerhin auffällige Beobachtung gemacht wurde, daß, wenn einmal Mann und Frau zusammen sich die Auslage eines Zigarrenhändlers betrachten, sie 16,6 Sekunden davor stehen bleiben.

„Viel überflüssige Arbeit", mag mancher im ersten Augenblick denken. Und doch handelt es sich um einen wenn auch kleinen, so doch nicht unwichtigen Teil der Arbeit des genannten Forschungsinstituts, durch die es die Psychologie des Käufers zu erforschen sucht, um so die Geschäftswelt in stand zu setzen, durch verständnisvolles Eingehen auf Wünsche und Neigungen des Publikums den Umsatz zu vergrößern und zum Wiederaufbau beizutragen.

Das brennende Messer

Stilblüten aus der technischen Literatur

1. Die deutsche Kraftfahrt kränkelt schwächlich auf dem dritten Teil der Autodichte von Deutschlands Nachbarn.

*

Diese ewigen Anfragen hängen mir wie ein rotes Tuch zum Halse heraus.

*

Die Entstaubungsanlage besteht nicht aus Ventilator, Rohren und Filter, sondern aus wissenschaftlichen Grundlagen.

*

Ein heute selbständig gewordenes Hüttenwerk in Oberschlesien wurde von seinem Sohne ins Leben gerufen, dem auch ein Walzwerk angegliedert war.

*

Uns brennt das Messer an der Kehle.

*

Die DVV. hat jetzt ein Gerät herausgebracht, das vierzig Stunden am Tage läuft.

*

Die Statistik versagt beim Kaiser-Wilhelm-Kanal den Zweck, den Verkehr festzustellen.

*

Auf jeden hinzugekommenen Menschen wurden anderthalb Wohnunnaen gebaut.

*

Auf der einen Seite des Wandertisches sitzen die Mädchen mit dem Gesicht nach vorn, auf der anderen Seite mit dem Gesicht nach hinten.

*

Nach diesen Ausführungen fällt der Vertrag wie ein neugeborenes Kind unter den Tisch.

Das rollende Tonfilmtheater

In Amerika hat eine große Filmgesellschaft dieses Transportauto bauen lassen, das in der Provinz umherfahren und Filme vorführen soll. Der Wagen besitzt eine vollständige Apparatur zur Vorführung von Tonfilmen sowie Schlaf- und Aufenthaltsräume für die Bedienung. Bei einem Gewicht von 19000 Pfund kann der Wagen eine Geschwindigkeit von fünf englischen Meilen entwickeln.

Eine Seite Kurzweil

Auf gleichem Breitengrad.

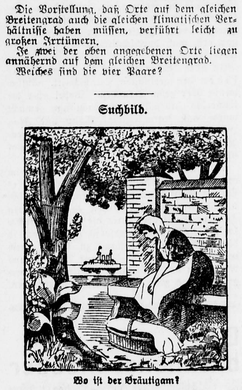
(Nachdruck verboten.)

Die Vorstellung, daß Orte auf dem gleichen Breitengrad auch die gleichen klimatischen Verhältnisse haben müssen, verführt leicht zu großen Irrtümern.

Je zwei der oben angegebenen Orte liegen annähernd auf dem gleichen Breitengrad.

Welches sind die vier Paare?

Suchbild.



Wo ist der Bräutigam?

Beim Zahnarzt

Nachdruck verboten

Manche Menschen gehen ganz gern zum Zahnarzt. Ich nicht. Manche Zahnärzte reden sehr viel. Meiner auch. Manche Menschen mögen das gern. Ich nicht. Aber zuhören muß man, weil man sich nicht wehren kann. Also ich auch.

Er bohrte und kam ziemlich gleichzeitig auf meinen Nerv und die Zustände in Südtirol. „Schauderhaft", sagte ich und riß wieder den Mund auf. Ich meinte meine Schmerzen, er meinte Tirol.

„Ja", sagte er temperamentvoll, „geradezu empörend! Es ist eine ungeheure Schmach! Ihre beiden Zähne sind ziemlich übel. — Tous müssen sie, sage ich: unbedingt Tous!"

„Beide gleich?" fuhr ich tief erschrocken hoch. Er sah mich befremdet an.

„Wieso — beide?"

„Beide Zähne?" fragte ich kleinlaut.

Da lachte er. Er hatte die Italiener gemeint! Und ich meine Zähne. Dann bohrte er hefteidest weiter.

„Mussolini — aha! Das ist sicher ihre empfindliche Stelle!"

„Mussolini?", wollte ich fragen, aber es wurde „rrrrrr" daraus. Mussolini ist ein Wort, das sich mit offenem Rachen sehr schwer aussprecht.

Er hatte aber wieder den Zahn gemeint. „Dieser Nationalheld Mussolini", redete er munter weiter und traf meinen Nerv mitten ins Herz, „ist ein heller Kopf; der hat Verstand — aber abnsich doch! — unsinnlich doch! —".

„Wer?" fragte ich vorsichtig.

„Der Zahn", sagte er vorwurfsvoll. „Sie waren ja auch im Sommer dort, gnädige Frau."

„Ach so!"

„Wie hat es Ihnen denn gefallen?"

„Errrrr!"

Er zahlte unentwegt auf der empfindlichen Stelle. Aber dann ließ er einen Augenblick locker.

„Wasser", schäzte ich, denn ich sehnte mich schon lange danach.

„Jeder sagt das", bestätigte er fröhlich und nahm mich beim Mickel, „jeder, der in Südtirol war, sagt: Das Wasser fehlt!"

„Mir", versuchte ich kim deutlich zu machen.

Er nickte zustimmend.

„Nicht mir Ihnen. Jedem! Wir hier an der Wasserkant —"

Ich aah es auf. Er stopfte mir den ganzen Mund voll Watte.

„Jetzt wird es freilich mit dem Reisen alle sein."

„Ach!"

„Kein Geld. Wer kann noch?"

„Errrrr!"

Die Watte rutschte langsam nach hinten. Wenn sie ihr Ziel erreicht hatte, mußte ich wahrscheinlich ersticken. Aber er sah das nicht ein.

„Die hohen Beamten kriegen viel zu viel", sagte er und breitete sich entsetzlich in meinem Munde aus. „Daran liegt es. Aha! Daran! Man muß dem Uebel beikommen an die Wurzel —"

„Den Beamten?"

„Aber nein! Dem Nebenzahn! Wahrscheinlich Wurzelentzündung. Wenn das so weiter geht, ist bald Schluß mit uns. Fertig sind wir —"

Da sprang ich erleichtert auf. „Ein Glück —"

Mir war es höllisch unverständlich, was ihn dabei so erschrecken konnte. Er fuhr wie besessen auf mich los, packte mich, drückte mich auf den Marterstuhl zurück.

„Wie können Sie sowas machen — mitten bei der Behandlung! Ich bitte Sie!"

Ich sah ihn betroffen an.

„Sie sagten doch, wir wären fertig?"

„Wirtschaftlich, aber bei dir ist es nur Liebe, nichts als Liebe!"

Armgard Stangenberg.

***

Der Hessen Haß und Fluch

Hans Daniel Ludwig Friedrich Hassenpflug, einer der mißliebigsten hessischen Minister, reaktionär bis in die Knochen, dabei höchst einnehmend und selbstbewußt bis zur Ueberheblichkeit, bekam durch seinen Namen häufig die Kalauer des Volkswitzes zu hören, wurde ein Hassenpflug genannt, der infolge seiner hessischen Anlage ein stets gutes Echo besitzt. Das bewiesen die Gassenjungen in den Diensf ihrer guten Sache: Allmächtig konnte man hören, wie von der einen Seite jemand ausrief: „Hainau!" — und wie das brave Echo dann ksonmt: „... au, ... au, ... au, ... au ...!" hinterher schrie. Dann rief ein anderer: „Komelfohl", und das Echo führte Hohenmark: „Fohl, fohl, ... fohl ...!" — Den Schlußeffekt bildete dann Hassenpflugs Name: „Hassenpflug!" — „Fluch, ... fluch, ... fluch ...!" antwortete die unsichtbare Stimme. Und daß die guten Hessler Bürger nicht umsonst Zeter und Fluch über ihren Minister ausriefen, haben die späteren Prozesse gegen ihn (Mitte des 19. Jahrhunderts) zur Genüge erwiesen.

G. H.

***

Boshafte Randnoten über die Justiz

Nach dem Amerikanischen von Kurt Mietke.

Als der Angeklagte laut „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!" schrie, fragte ihn der Richter, wie er sich so benehmen könne. Er möge doch bedenken, daß er hier in einem Gerichtssaal sei.

•

Wenn du vor Gericht erscheinen mußt, so nagle dein Fell an den Knochen fest, sonst ziehen sie es dir über die Ohren.

•

Es ist besser, Fußspuren im Sande der Zeit zu hinterlassen, als Fingerabdrücke in den Akten der Polizei.

•

Alles kommt zu dem, der warten kann. Wer aber verstebt, durch die Maschen des Gesetzes zu schlüpfen, der braucht nicht zu warten.

***

Beim Goldschmied

„Ich wollte Sie gern bitten, diesen Verlobungsring wieder zurückzunehmen!"

„Wieso? Paßt er nicht?"

„Doch, er schon — aber ich passe nicht!"

Kleiner Vorwurf

„Minna, ich vermisse vier Taschentücher von mir! Wenn Sie mal heiraten, schenke ich Ihnen noch acht dazu, dann haben Sie ein Dutzend!" (Passing Show)

* *

Vereinfachtes Verfahren.

In die Drogerie kommt ein Mann und möchte gern für fünfzig Pfennig Insektenpulver.

„Soll ich es Ihnen in eine Dose oder in eine Tüte packen" fragt dienstbeflissen der Verkäufer.

Da macht der Mann sein Hemd auf und sagt:

„Ach, schütten Sie's man einfach hier herein."

*

Vor dem Richter

„Also geben Sie zu, den Revolver gestohlen zu haben?"

„Jawohl, Herr Richter — aber ich wollte mich doch damit erschießen!"

„So? Und warum haben Sie ihn verkauft?"

„Um mir für das Geld Patronen anschaffen zu können!"

(Life)

*

Wahre Liebe

„Ellen, hast du je einen Mann vor mir geliebt?"

„Nein Thomas! Ich habe oftmals Männer geschätzt wegen ihres Mutes, ihrer Stärke, ihrer Schönheit, ihrer Intelligenz und ihrer Tüchtigkeit, aber bei dir ist es nur Liebe, nichts als Liebe!" (Answers)

*

Zuversichtlich

„Kann ich das Buch „Wie wird man in drei Monaten Millionär" sofort bekommen?"

„Für welche Zeit denn?"

„Für drei Monate!" (Pages Gaies)

Silbenrätsel.

a, bach, bra, dov, er, er, gen, ha, han, is, lau, la, lan, lot, lör, mann, mar, pa, ri, rach, rie, ri, ßi, stein, te, traun, tu, wei.

Aus vorstehenden 28 Silben bilde man 11 Wörter von folgender Bedeutung: Nordamerikanische Halbinsel, Stadt in Bayern, Landschaft in Deutschland, Stadt in Persien, Stadt in Baden, Stadt in Thüringen, arabischer Dichter, Stadt in Bayern, italienische Festung, Glücksspiel, Ort am Rhein.

Werden diese Wörter richtig geordnet, so nennen ihre Anfangsbuchstaben, sowie eine weitere Buchstabenreihe je

a
e
e r l l s o zu ordnen, daß die senkrechte Reihe eine Stadt in Hannover und die waagrechte Reihe eine chinesische Münze bezeichnet. Wird nun das Fragezeichen in der Mitte durch einen gewissen Buchstaben ersetzt, so bezeichnen sie einen Handelsartikel und ein abfälliges Urteil.
r t

Figuren-Rätsel.

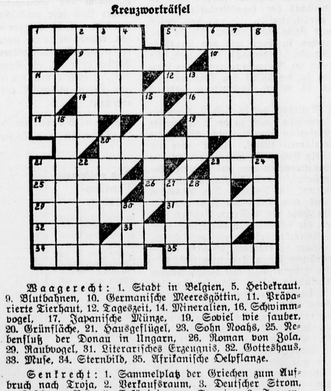
Die Buchstaben in nebenstehender Figur sind

Skataufgabe.

Vorhand hat bei 22 das Spiel übernommen. Nach dem aufheben des Stocks hat er folgende Karten in der Hand:

Aufgabe: Was spielt Vorhand und welche Karten drückt er?

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Stadt in Belgien, 5. Heidekraut, 9. Blutbahnen, 10. Germanische Meeresgöttin, 11. Präparierte Tierhaut, 12. Tagesgast, 14. Mineralien, 16. Schwimmvogel, 17. Japanische Münze, 19. Soviel wie sauber, 20. Grünfläche, 21. Hausgeflügel, 23. Sohn Noahs, 25. Nebenfluß der Donau in Ungarn, 26. Roman von Zola, 29. Raubvogel, 31. Literarisches Erzeugnis, 32. Gotteshaus, 33. Muse, 34. Sternbild, 35. Afrikanische Oelpflanze.

Senkrecht: 1. Sammelplatz der Griechen zum Aufbruch nach Troja, 2. Verkaufsraum, 3. Deutscher Strom, 4. Kostbarer Pelz, 5. Erlöningin von Spanien, 6. Frauenname, 7. Speisenanstalt eines Industriebetriebes, 8. Gebirge in Südamerika, 13. Europäische Hauptstadt, 15. Metall, 18. Staat in Südamerika, 20. Teil des Weinstockes, 21. Museum in Madrid, 22. Soviel wie Unrechtes, 23. Griechische Insel, 24. Strom in Hinterindien, 27. Grenzfluß zwischen Rußland und Persien, 28. Musikgeschoben, 30. Nordlandtier.

Auflösungen aus Nummer 1

Lösung des Kreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Abel, 4. Tuje, 8. Meran, 10. Ulema, 12. Engadin, 13. Sonne, 14. Email, 15. Atoll, 18. Agave, 21. Meister, 22. Liane, 23. Otter, 24. Mode, 25. Elsa.

Senkrecht: 2. Buren, 3. Lunge, 4. Drude, 5. Siena, 6. Anos, 7. Baal, 9. Amalen, 11. Limoges, 15. Able, 16. Omaha, 17. Liebe, 18. Atome, 19. Artus, 20. Erna.

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Eisleben, 7. Ar, 8. Gnu, 10. Amu, 11. Duß, 12. Riet, 13. Laa, 15. Ara, 17. Aa, 18. Bankratt. Senkrecht: 1. Eigenlob, 2. Ynn, 3. Ia, 4. Gi, 5. Eim, 6. Neustadt, 9. Uura, 10. Usia, 14. Ata, 16. Rat.

Lösung der Füllaufgabe: a—b Fasanen c—d Gumbert, a—d Fastnacht, b—e Neunenburg.

Lösung des Logogryphs: Dorn, Idee, Rehe, Campe, Dis, Reuse, Ahorn, Lamm, Wallen, Brera, Garben, Wume, Rehe, Armen. — Andre Städtchen, andre Mädchen.

Lösung des Ballrätsels: 1. Divan, 2. Velvo, 3. Birke, 4. Sport. 5. Krieg, 6. Zebra, 7. Pilot. — Das vierte Gebot.

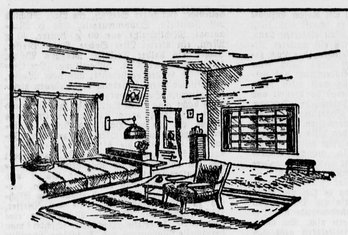
Lösung des Zahlenrätsels: F. Rau, f, Toscana, Dahna, Leine, Hanf, Bleiglanz. — Fasching.

Lösung der Vereinigung: Mohrrübe, Pfahlwurm, Brotteig, Eisberge, Bürgerrecht, Apostelgeschichte, Bandflechte, Jodsilber. — Brigitte.

Lösung der Schach-Aufgabe:

Weiß	Schwarz
1. Ke5—e4	K: d1 oder K: f1
2. Kd3 bezw. Kf3	Ke1 bezw. Kg1
3. Le3# bezw. Lg3#	

Lösung der Magischen Figur: 1. Schwalbe, 2. Cavally, 3. Kralle, 4. Hasse.



HEIM UND HOF

Anbau und Ernte des Leins

Von Dr. K. Giesche

Der Lein oder Flachs wurde seit Urväterzeit als eine der nützlichsten landwirtschaftlichen Kulturpflanzen hoch geschätzt. Denn er lieferte hochwertige Nahrung für Menschen und Haustiere, Rohstoff für allerlei unentbehrliche Handwaren, und seine Samen wußte jede Hausmutter zu nutzen, um allerlei Schmerzen und Gebrechen bei Menschen und bei Tieren zu lindern und zu heilen. Im Jahre 1930 hatte der Lein noch eine Anbaufläche von 108 000 ha inne; 1926 wurden nur noch 24103 ha in Deutschland mit Lein bebaut. Die Einfuhr von ausländischem Rohflachs und besonders von Baumwolle hat seine Anbaufläche von Jahrzehnt zu Jahrzehnt abdrücken lassen. Nur der häusliche Kleinbetrieb ist gegenwärtig noch erheblich am Anbau des Leins beteiligt.

Der deutsche Anbauer will außer Faser auch Samen gewinnen, infolgedessen bringen die Züchter Sorten mit verschiedener Nutzung heraus. Als bewährte Neuzüchtungen gelten zur Zeit unter anderen: Eckendorfer Frühflachs und Langflachs; Matthies Edelflachs und Bensings Faserflachs.

Der Lein liebt frischen Mittelboden mit durchlassendem Untergrund und feuchtem Klima. Empfindlich ist er gegen Dürre; kalkhaltige Böden schätzt er nicht. Bei häufiger Wiederkehr in der Fruchtfolge entsteht die Leinmüdigkeit, für deren Beseitigung bis jetzt kein Mittel gefunden worden ist. Am besten lehrt es alle sieben bis acht Jahre auf demselben Felde wieder. Als geeignetste Leinvorfrüchte gelten: Die Grünfutterpflanzen, Kartoffeln, Rüben sowie Hafer. Nach Lein können übrigens alle Früchte folgen.

Bei der Düngung berücksichtige man seine Kalkempfindlichkeit; nach Hackfrüchten sollte reichlicher mit Kali gedüngt werden. Den Stallmist gibt man am besten zur Vorfrucht; man vermeide direkte frische Stallmistdüngung. Der Lein erhält zweckmäßig nur Kunstdünger. Man rechnet je Hektar (10000 qm) im Durchschnitt 4 Zentner Superphosphat, 2 bis 3 Zentner 40prozentiges Kalisalz und 3 bis 4 Zentner schwefelsaures Ammoniak. Kalisalz und Superphosphat werden einige Zeit, Ammoniak kurz vor der Einsaat gestreut und in den Boden gebracht.

Die Frühsaat ist am vorteilhaftesten. Sie soll so liegen, daß Spätfröste nicht mehr zu erwarten sind. Die Frühsaat übersteht leichter die Trockenperioden; sie hat von den Erdflöhen weniger zu leiden und gibt die höchsten Erträge und die feinste Faser. Der Samen kann frisch oder überjährig sein. Größtes Gewicht ist auf Reinheit zu legen. Alle Beize sind zum Trockenbeizen zu verwenden. Um die Handarbeit durch Hacken ersetzen zu können, wird heute gern gedrillt. Man setzt die Reihen auf 10 bis 15 cm und braucht an Saatgut bis zu 180 kg je ha.

Lein (Linum usitatissimum)

1. Befruchtungsapparat. 2. Frucht. 3. Frucht im Querschnitt. 4. Same. 5. Same im Längsschnitt

Der Lein darf nur flach untergebracht werden. Verkrustet die Oberfläche, so ist sie durch Walzen zu brechen. Ein Eggen ist nicht angebracht. Die Pflege besteht hauptsächlich im Jäten des Unkrautes. Sind die Pflanzen etwa 5 cm hoch, wird das erstemal, und vier bis fünf Wochen später, ein zweites Mal gejätet. Will man Samen und Faser gewinnen, so ist in der Gelbreife zu ernten; will man aber feine Faser erzielen, so muß in der Grünreife geerntet werden; die Samen sind dann noch weiß. Der Lein wird am zweckmäßigsten gerauft. Auf Freisein von Unkraut und gleichmäßiges Wachsen des Erntegutes ist sorgsam zu achten. Bei Faserlein rechnet man mit einem Hektarertrag von etwa 80 Zentner Faser und etwa 8 bis 10 Zentner Samen; bei Samenlein auf etwa 36 Zentner Samen und 48 bis 52 Zentner Faserstroh. Nach dem Riffeln wird das Flachsstroh vielfach an die Röstereien zur weiteren Verarbeitung verkauft. Viele Anbauer bedingen sich einen Anteilwert der Lieferung in Form von Leinen und Garn für den eigenen Bedarf aus.

„Reißt Obstbäume aus, damit Ihr mehr Früchte erntet"

Von Onkel Willem

So möchte ich den Brief überschreiben, den mir Onkel Wilhelm schon im Herbst schickte. Wegen Platzmangels konnte er leider nicht früher abgedruckt werden, aber er hat auch heute noch denselben Wert. Der gute Onkel Willem schrieb mir nämlich folgenden Brief:

„Lieber Hans will ich Dir mitteilen, wie ich mit meinem alten Freund Karl arg aneinandergeraten bin. Ich weiß nicht einmal, ob Du überhaupt meinen Jugendfreund Karl, der da in Mechtinghausen irgendwo haust, kennst. Das ist schließlich auch einerlei. — Also, ich war im Herbst einige Tage bei ihm, als da ein Lastauto durch die Straße fuhr, dicht bei unserer Tür stillhielt und ein Mann mit lauter Stimme zu rufen anfing: „Bananen, schöne gelbe Bananen!" Da wurde Karl giftig und sagte: „Da ist der Kerl schon wieder mit seinen Bananen; im Frühjahr hatte er Apfelsinen, Gemüse und amerikanische Aepfel. Das schöne Geld dafür geht ins Ausland, und wir können unsere Aepfel hier nicht los werden, wenigstens nicht zu einem annehmbaren Preise." „Ja", sagte ich, „daran sein Ihr selber schuld. Reißt erst einmal einen guten Teil Eurer Obstbäume heraus, damit Ihr bessere Früchte erntet, dann werdet Ihr sie auch los." Was sagst Du da?" fragte Karl, „ich soll die Apfelbäume, die noch so gut tragen, herausreißen?" „Hm", brummte ich, „wenigstens hättest Du sie gleich nach dem Frostwinter 1928/29 abhauen schütten lassen sollen; aber das geht bei den meisten wohl nicht mehr." Karl starrte mich an und sagte: „Mensch, bist Du unklug geworden? Ich soll die Obstbäume schütten?" Dann sahen ja die meisten Früchte ab!" „Das sollen sie ja auch!" antwortete ich. — „Das Schütteln hat im vorigen Jahr der Sturm besorgt", brummte Karl; „da lagen an einem Morgen die ganzen Aepfel am Boden, kurz vor der Reife." — „Dann ist der Sturm eben zu spät gekommen", sagte ich ganz ruhig. Da öffnete Karl die Tür und rief nach der Küche zu: „Trina, mache Willem einmal einen heißen Umschlag, ihm ist schlecht geworden." Ich sagte: „Laß Trina man bei ihrer Hantierung. Dir aber mache ich den Vorschlag, wir gegen ein bißchen in Deinen Obstgarden, da können wir uns weiter unterhalten."

Da standen nun im Garten riesenhafte Birn- und Apfelbäume, viele schon krumm, gebeugt von der Fülle der Jahre. Die meisten davon waren überall dicht mit Früchten behangen, nur wenige trugen nicht; es war dies Jahr eine gesegnete Obsternte zu erwarten.

„Nun sieh Dir den Reichtum an", sagte mein alter Freund, „die meisten Bäume hat schon mein Großvater in seinen jungen Jahren gepflanzt. Du siehst fast alle Sorten, die hier überhaupt gedeihen, und nun sprichst Du von auswechseln?" — „Bevor ich Dir antworte, laß uns weitergehen und Du kannst mir erst noch ein paar Fragen beantworten." — „Wer pflückt die Aepfel?" — „Das tun ein paar junge Burschen aus der Nachbarschaft, ich kann mit meinen alten Knochen die hohen Leitern nicht mehr hinauf." „Wer setzt die großen Leitern an?" — „Da helfe ich selber mit, damit kein Unglück vorkommt." — „Wie heißt dieser Apfel?" — „Das weiß ich nicht, er schmeckt sehr gut, ist selber ein bißchen klein und meistens schwarzfleckig." — „Wie verpackt Du die Aepfel und Birnen?" — „Ich habe Körbe von verschiedener Größe, in die 20, auch 25 kg hineingepackt werden können. Die harten Sorten kommen auch in Säcke." — „Und an wen verkauft Du?" — „Es kommen Aufkäufer mit Wagen vorgefahren, die nehmen mir das meiste ab; der Jammer ist nur, daß sie nichts ausgeben wollen. Für Pflückobst bieten sie schlankweg 10 bis 12 Pfennige das Pfund, und schau mal in die Läden in der Stadt, da kosten die guten Sorten 50 Pfennige und mehr." — „Warum verkaufst Du denn nicht direkt an die Geschäfte?" — „Menschenskind, ich habe doch keine Zeit, von Geschäft zu Geschäft zu fahren und meine Aepfel und Birnen anzubieten. Ich habe das schon manchmal versucht; in vielen Geschäften war ich persönlich, in anderen hatte der Inhaber keine Zeit, alle Körbe nachzuwiegen; andere verlangten, ich sollte alles umpacken, einmal könnten die kleineren Aepfel liegen oder Fallobst. Dann sollte mein fleckiges Obst dabei sein, kein kleines usw. — Da war mir der ganze Handel verleidet, und ich verkaufe wieder an den Aufkäufer, mag er sehen, wie er mit den Geschäftsleuten fertig wird." — „Wieviel Obst pflückt denn ein Mann am Tage?" fragte ich weiter. — „Das habe ich noch nicht genau festgestellt, es ist auch sehr verschieden. Von den ganz hohen Bäumen schafft er nicht so viel wie von den krummen hier." — „Und wo bleibt das Fallobst?" — „Teils behommt es das Vieh, einiges wird zu Apfelsaft verbraucht, einiges nimmt der Händler mit, vieles bleibt liegen."

Während dieses Frage- und Antwortspieles waren wir durch den ganzen Obstgarten gegangen; ich hatte mir alles angesehen und wußte jetzt genau Bescheid. Nun gingen wir wieder ins Haus und setzten uns in bequeme Lehnstühle. — „Na", sagte Karl, „hst Du noch der Meinung, daß ich die schönen Obstbäume herausnehmen soll? Hast Du gesehen, daß ich alle Stämme sauber abgekratzt und gekalkt habe, daß sie auch Leimringe hatten? Halt Du oben in den Kronen die wunderbaren Aepfel gesehen? Ich meine damit gute Früchte, die auch zu verkaufen sind. Die knarrst Du nun von einem jungen Baum, d. h. vom einem im besten Alter Stehenden, bekommen nicht von einem aus Großvaters Zeiten. Der Baum soll Dir nicht über den Kopf wachsen, das heißt, er soll nicht größer werden, als daß Du alle Zweige mit der Obstleiter erreichen kannst. Dann kannst Du ihn pflegen, kannst ihn mit Schädlingsbekämpfungsmitteln behandeln, kannst Raupennester ausschneiden oder verbrennen. Der Sturm hat an ihm keine große Macht. Das Pflücken ist keine halsbrecherische Arbeit und geht schnell vonstatten. Fast alle Früchte haben dieselbe Größe und sind reinschalig. Dann wird bei der Ernte das Obst gleich in zwei Größen verpackt, groß und klein und in Körbe von dem gleichen Gewicht, nur nicht so viele Arten, und auf den Markt gebracht; dann müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn der vollreife deutsche Kernobst nicht abzusehen wäre und den Ausländer zurückdrängen würde."

Ich sagte weiter: „Schimm genug sieht es ja schon aus. Wenn ich recht unterrichtet bin,

Ja, sie hat sogar viele! Du kannst Dein Obst nicht los werden, auch wenn Du es selber in die Stadt fährst. Der Amerikaner schickt es über den Ozean und wird es los. Woran liegt es? Er hat sich von vornherein zur Aufgabe gemacht, nur ganz wenige Sorten, aber von ganz gleichmäßiger Beschaffenheit in ganz gleichen Kisten oder Fässern anzubieten; und damit hat er Dich und die meisten deutschen Obstzüchter geschlagen! Du kannst irgendeinem Fruchthändler eine Karte schreiben: „Schicken Sie mir 5 kg amerikanische rote Aepfel!" Dann weiß der Kaufmann genau, was er Dir schicken soll, und Du weißt, was Du bekommst. Kannst Du deutsche Aepfel oder Birnen auch so kurz und bündig bestellen? Der Kaufmann weiß nicht, welche deutsche Sorte er Dir schicken soll, und gesetzt Du oder gar ein Hausfrau in einen Laden, um Aepfel zu verkaufen oder zu kaufen, dann steht Ihr unsicherlich da und wißt nicht, was Ihr wollt. — Siehst Du, das Geschäft stockt. Es stockte schon beim Auflaufen. Proben vom verschiedenen Gewicht und zumbest Sorten! Die alle richtig zu sortieren, die Namen festzustellen und über das alles nachzudenken, dazu hat der Kaufmann keine Zeit! Wenn er einen guten Lieferanten hat, das ist vielleicht Dein Aufkäufer, dann hat der ihm schon eine Menge Arbeit abgenommen, denn er hat zu Hause sortiert, natürlich nur zu seinem Vorteil und Deinem Nachteil!

Jetzt endlich, nachdem es reichlich spät ist, und nachdem das Ausland hier den Boden gewonnen hat, denkt der Deutsche auch daran, sein Obst in gleichmäßigen Kisten anzubieten, aber der Anfechtung ist viel zu groß, um ein schnelles und gleichmäßiges Auskaufen und Verpacken zu ermöglichen. Sieh mal: Stein- und Beerenobst wird schon seit langem gleichmäßig verpackt und dementsprechend rasch umgesetzt. — Schau auf den Markt! Da stehen hundert Körbe mit Blaubeeren, in jedem Korb sind 5 kg verkaufsfertig. Durch ein kurzes Fernsprechen können tausend Körbe Beerenobst einer Sorte angekauft und verkauft werden. Bei Kernobst ist Euch aber das ganz unmöglich.

Und nun erst das Pflücken in Deinem Obstgarten. Das Balancieren mit den langen Leitern, das Auf- und Absteigen! — Warum sind die Aepfel und Birnen an und demselben Baum so verschieden groß? Weil einige Sonne bekommen, andere nicht. Meistens ist das Obst zu klein, weil zu viel am Baum sitzt. Deswegen sagte ich, Du solltest die Bäume schütteln, damit sie rechtzeitig alles schwache Zeug los werden. Das müßt Du nicht; kommt aber kurz vor der Reife ein Sturm, dann haut dieser von den hohen Kronen mit den langen Zweigen die ganze Ernte herunter. Die genug kracht auch ein ganzer Ast, oder es bricht das Fruchtholz aus, so daß der Baum im nächsten Jahre nicht trägt. Auch beim Pflücken bricht viel Fruchtholz ab, weil der Mann selbst mit dem Pflücker sich die Arme ausreißen muß, um an die besten Früchte gelangen zu können.

Nun sagst Du vielleicht: „So ein großer Baum bringt mehrere Zentner Obst, also soviel wie ein Dutzend kleine. Gut, zugegeben! Aber nun sortiere einmal das Verkaufsobst aus, dann das geringe bringt kaum den Pflückerlohn auf. Dann berechne den Platz, den die breiten Kronen und das große Wurzelwerk einnehmen, und Du wirst verstehen, warum ich sagte: „Reißt Obstbäume aus und Ihr erntet mehr Früchte". Ich meine damit gute Früchte, die auch zu verkaufen sind. Die knarrst Du nun von einem jungen Baum, d. h. vom einem im besten Alter Stehenden, bekommen nicht von einem aus Großvaters Zeiten. Der Baum soll Dir nicht über den Kopf wachsen, das heißt, er soll nicht größer werden, als daß Du alle Zweige mit der Obstleiter erreichen kannst. Dann kannst Du ihn pflegen, kannst ihn mit Schädlingsbekämpfungsmitteln behandeln, kannst Raupennester ausschneiden oder verbrennen. Der Sturm hat an ihm keine große Macht. Das Pflücken ist keine halsbrecherische Arbeit und geht schnell vonstatten. Fast alle Früchte haben dieselbe Größe und sind reinschalig. Dann wird bei der Ernte das Obst gleich in zwei Größen verpackt, groß und klein und in Körbe von dem gleichen Gewicht, nur nicht so viele Arten, und auf den Markt gebracht; dann müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn der vollreife deutsche Kernobst nicht abzusehen wäre und den Ausländer zurückdrängen würde."

Ich sagte weiter: „Schimm genug sieht es ja schon aus. Wenn ich recht unterrichtet bin,

Kleine Gardinenpredigt

Gardinen sind eine teure Angelegenheit, da sie immer in einer guten Qualität angekauft werden müssen, weil Sonne und Staub sie sehr stark in Anspruch nehmen. Ihre Lebensdauer und Schönheit hängt aber nicht allein von ihrem Anschaffungspreis, sondern vielmehr von ihrer rechten Pflege ab.

Gardinen aus Waschstoffen müssen vor dem Waschen sehr gut ausschüttelt werden, weil sich der Staub in Form von harten, kleiner Kristalle ins Gewebe setzt und dieses dann beim Reiben zerwürken würde. Dann werden sie in Burnus eingewickelt, weil diese das Gewebe am meisten schont.

Wenn der Staub sich aelockert hat, lockt man sie in Persilsuage auf, am besten in einem Säckchen aus einer alten Gardine, damit sie beim Umrühren oder Herausnehmen nicht zerreißen werden können. Wenn sie sehr grau und verstaubt sind, werden sie zum Weichen noch einmal in Sil gekocht, danach spült man sie in gut heißem Wasser sehr oft nach, bis die letzte Seife abgegangen ist, sonst bleiben die Gardinen grau und trüb.

Damit die vom Waschen aufgelockerte Baumwollfaser wieder glatt wird und nicht soviel Staub aufnimmt, werden die Gardinen zweckmäßig gestärkt.

Dazu benützt man die gute pulverisierte Hofstestärke. Noch feucht werden die Gardinen dann gespannt, wenn kein Spanner vorhanden ist, teat man sie auf reine Tücher auf den Boden und befestigt sie mit rostfreien Stecknadeln. Anderntags sind die Gardinen gebrauchsfertig.

Gespannt werden alle feinen Gewebe, wie Tüll, Ettemine, Filetnetze, auch Point, nur müssen solche zum Schluß überbügelt werden, ebenso Stickereien und Rüschchen etc.

Seidene Gardinen wäscht man mit einem Mercerisiermittel, das wie Schnee wieder Appretur und Griffigkeit neuer Seide.

Solche Mercerisiermittel hüllen gleich der Stärke die Gewebefaser schonen ein, so daß Angenähte Eisenringe verursachen die gefürchteten Rostflecken und auch Löcher beim Plätten oder Mangeln. Beinringe dagegen zerbrechen leicht. Daher ist es gut, man näht die Ringe an ein Band, das jeweils an die Gardinen angeheftet wird und dann beim Reinigen nicht stört.

Für alle, die häufig sehr praktische Federn, die das Selbstaufmachen sehr erleichtern.

Gardinenstangen kosten leicht, deshalb reibt man sie mit Bohnerwachs ein, dann rutschen auch die Ringe gut.

Messinggardinen braucht man nicht an wenn man sie nach dem Putzen und Polieren mit in allen Drogerien erhältlichen Zapponlack überzieht.

Leckergewordene Gardinenhaken befestigt man durch Einstecken eines in Terpin und Gips getauchten Watteschwämmchens. Nach dem Trocknen sitzt der Haken wieder fest.

Erna Horn.

kaufte Deutschland vom Ausland 1930 für 202 Millionen Mark Obst, für 310 Millionen Mark Südfrüchte, wobei Deine Bäumchen, die der Mann eben aussrief, und Äpfelsinen die größte Rolle spielen, für 1150 Millionen Reichsmark Gemüse kaufen wir, weil die südlichen Länder frühzeitiger liefern können, und der Deutsche eben nicht warten will, bis z. B. der Blumenkohl bei uns gut ist. Es ist ein Jammer, aber was ist dabei zu machen!"

„Na", sagte Karl, „was ist dabei zu machen?" — „Versuche Deinen Obstgarten soviel wie möglich", sagte ich, „pflanze nur zwei bis drei Sorten gute, gern gekaufte Sorten, die sich bei Dir am besten bewährt haben. Wenn Ihr das alle in Eurem so großen Dorfe gemeinsam machen würdet, dann könntet Ihr schon schneller und guten Absatz finden."

„Lieber Rassel! So haben wir heute zum letzten Male lange Zeit unterhalten, es tut Karl ordentlich weh, daß ich ihn seine Bäume so heruntermache. So ist es aber: erst sind die Bäume klein und werden zu dicht gepflanzt, dann wachsen sie los und nehmen sich Luft, Licht und Kraft, und kleine Früchte sind das Ergebnis. Jetzt fehlt dem Besitzer der Mut, den einen oder anderen Baum herauszuwerfen, und das Uebel wird von Jahr zu Jahr größer. Alle Aufklärungen darin haben bis jetzt nicht viel geholfen, deshalb müssen sie immer wiederholt werden, so oft es nur möglich ist. Und wenn Du meinst, kannst Du etwas von meiner Unterhaltung mit dem Freunde Karl abdrucken. Neugierig bin ich aber, was Deine Leser wohl dazu sagen werden?

Nun ist es für heute damit wohl genug. Es grüßt Dich Dein lieber Onkel Wilhelm."

Nur starke Bienenvölker füllen die Honigtöpfe"

Von Max Schmidt

Zwar ist über die Volksstärke schon im August und September des Vorjahres das Urteil erfolgt, und welcher Bienenzüchter sich damals nicht durch Zufuhr reichlicher Mengen junger Bienen den Grund für starke Völker legte, wird sich jetzt vielfach umsonst bemühen, aber er muß doch noch versuchen, die Völker so volksstark wie möglich zu machen.

Sagt beim Menschen schon das Sprichwort: „Viele Hände machen der Arbeit bald ein Ende", so gilt dies bei der Biene noch viel mehr. Nur sehr, sehr viele Sammelstimmen können genügend Honig eintragen, so daß für den Imker noch etwas übrig bleibt, wenn so zahlreiche Bienenjungfrauen ernährt werden sollen. Die aber die Bienen aus der Natur Futter holen können, müssen sie für ihre Brut doch genügende Mengen im Stock finden. „Die Bienen müssen fett in Winter schwimmen", sagt der erfahrene Imker. Alte, bebrütete Honigwaben werden aufgetaut, wenn möglich, in lauwarmem Wasser getaucht und wieder an den Bienenstand gebracht. Fehlt es im Stock an Futtervorräten, so muß der Imker mit reichlichen Gaben flüssigen Honigs oder Zuckerlösung helfen. Da für die Brutpflege viel Wasser gebraucht wird, erspart eine in der Nähe des Bienenstandes errichtete Tränke den Bienen weite Flüge, auf denen viele verloren gehen. Ein ständig tropfender Wasserhahn, dessen Tropfen über ein Brett rinnen, eine Moosschüssel mit Wasser oder ähnliches werden gern von den Wassersammlerinnen besucht.

Noch ist die Luft draußen oft rauh, die Nächte kühl. Eine recht warme Verpackung ist deshalb jetzt nötiger als im Winter, denn die jungen Maden brauchen die Wärme. Ganz alte, schwarze Waben, wenn solche im Volk vorhanden sind, soll der Imker in diesen Tagen herausnehmen und durch ganz Kunstwaben ersetzen, damit die Bienen bauen können. Wer aber in falscher Sparsamkeit nur Kunstwabenstreifen gab, wird sich später manche, auch welch schöne Drohnenbrute die Bienen anlegten. Einen Kunstwabenstreifen oder ein leeres Rähmchen bekommt nur das beste Volk mitten ins Brutnest, damit es den ganzen Stand mit guten Männchen, Drohnen, zu Zuchtzwecken versorgt. An das Fenster der Kästen bringt der Bienenzüchter als letzte Wabe das sogenannte Baurähmchen, eine halbe Wabe. Bauen die Bienen an diesem Rähmchen, so muß wieder eine Kunstwabe an das Brutnest gehängt werden, nicht zwischen die Brutwaben. Das gebaute, neue Wachs des Baurähmchens wird entfernt und in die Wachsblechkiste getan. Bei rascher Frühtracht darf es nicht an Waben zur Unterbringung des Honigs und Pollens fehlen. Schm.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Arbeitskalender für den Gartenfreund.

Im Gemüsegarten wird jetzt weiteres Land zur Saat und Pflanzung vorbereitet. Man soll aber nicht graben, wenn der Boden sehr naß ist, da dann kaum gute Ernte erzielt wird. Frühkohl kann nun zum Auspflanzen kommen; umgefüllte Töpfe schützen junge Pflanzen noch vor Nachtfrösten. Von Erbsen, Salat und Radies wird die zweite Aussaat in diesem Monat nötig, die erste Erbsensaat verlangt bald ein Bestreuen von Spritzkalk. Ein spritziges Unkrautfeuer kann Erbsen etwas vor Taubenfraß schützen. Gegen die Saaten von Möhren und Schwarzwurzeln zu dicht auf, dann sind die Pflanzen zu verenzeln. Lange Reihen, dieses Jahr auch die Samen späterer Kohlarten auf ein gut vorbereitetes Beet im freien Lande kommen. Gurken und Bohnen dagegen ist man sicher erst im Mai, man kann aber den Samen schon im April zum Vorkeimen bringen. Im **übrigen** ist schon jetzt auf allen Beeten auf Unkraut zu achten! Im Obstgarten ist **vor allem** vor dem Austreiben der Knospen noch einmal mit einer fünfprozentigen Solbarlösung zu. Tauchen bei warmer Sonne schon Raupen des Frostspanners auf, so ist es mit einem arsenhaltigen Mittel zu spritzen; auch auf den Apfelblütenstecher ist zu achten. Zum Treiben brauchen die Bäume Feuchtigkeit, daher bewässere man die Obstspaliere an Hauswänden, die dort fast immer einen trockenen Standort haben. Die Rosen im Ziergarten werden nun von der Winterdecke befreit und dann geschnitten. Die Beete werden gereinigt, soweit das nicht schon vor dem Oberfeste geschehen konnte. Auf Bienenbeeten können jetzt Stauden gepflanzt werden; Gladiolen und Montbretien werden gelegt; Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht und Tausendschön sind zu pflanzen. Resede, Wicken und Mohn kommen zur Aussaat. Schsd.

Die Bekämpfung der Engerlinge. Als man gegen die Hamsterplage mit Schwefelkohlenstoff sehr günstige Erfolge erzielt hatte, kam man auf den Gedanken, dieses flüssige, leicht verdampfende Gift auch im Kampfe gegen die stillen, ungemein gefräßigen Engerlinge anzuwenden. Man hat mit einem Locheisen je drei 15 bis 18 cm tiefe Löcher von 3 bis 4 cm Durchmesser je Quadratmeter in die engerlingreiche Erde gestoßen. In diese Löcher goß man mit Hilfe einer Saftspritze eine gewisse Menge Schwefelkohlenstoff, die sich durch Hebeldruck regulieren läßt. Auch sonst ist die Kanne so konstruiert, daß keine Korrosionen leicht unnötig entweichen und den Arbeiter damit durch den Geruch der giftigen Flüssigkeit gesundheitlich benachteiligen kann. Natürlich darf das Räuchern beim Umgang mit diesem Giftstoff nie ausgeübt werden, da zu schnell und leicht eine lebensgefährliche Explosion eintreten kann. Ist ein Loch gefüllt, so muß ein weiterer Arbeiter sofort mit dem Stiefelabsatz das Loch zustampfen. Unser Riechstoff sinkt durch seine spezifische Schwere in die Bodenschicht und verbreitet sich dort gleichmäßig nach allen Richtungen, um gegleich alles, was da kreucht und fleucht, alles Gewürm, Geschmeiße, Raupen, Käfer, Larven, Mäuse, Engerlinge, Drahtwürmer usw., restlos zu vernichten. Nebenbei schadet dieses giftige Gas den Pflanzgemüsen nichts; nur schädliche Wurzelspitze werden so noch vorteilhaft mitvertilgt. Ja, manche Bodenbakterien werden unterdrückt und wieder andere in ihrer Entwicklung günstig beeinflußt. — Natürlich ist dieses absolut sicher wirkende Mittel nur da rentabel, wo es sich um wertvolle Kulturen handelt, also um Baum- und Forstschulen, hochwertige, ausdauernde Gemüsearten, Rebenschulen, Saatbeete usw. Bei wertvollen Kunstwiesen, Kartoffelfeldern geht das Verfahren nicht, weil die Arbeitskosten zu hoch sind und das Mittel selbst zu teuer käme. Hier sind sehr starke Kalisalz- und Brennholzgaben vor dem Maikäferflug das beste vorbeugende Mittel. — Wer mit Schwefelkohlenstoff gegen Engerlinge (auch die Larven vom Rüm- und Gartenlaubkäfer) wirken will, bekämpfen, da sie und ihre Eltern ähnlich hausen wie die Engerlinge und ihre Vorstufen) schon arbeitete, fand bei der bald darauf folgenden Bodenbearbeitung die verbohlten Leichname derselben, also die Feuermirkung der beiden Elemente Schwefel und Kohlenstoff hatte genützt. Gro.

Fütterung der trächtigen Zuchtstuten. Diese ist, wie die Ernährung des Zuchthengstes, auch hier von allergrößtem Einfluß auf die Entwicklung der Frucht, vor allem aber im zweiten Teile der Tragzeit, in dem sich die Bildung des jungen Tieres schnell vollzieht und deshalb vom Muttertier große Mengen von Aufbaustoffen verlangt werden. Wenn nun der Züchter diesem Umstand nicht Rechnung trägt, so kann sein Zuchtstand mit guten Männchen, Drohnen, zu Zuchtzwecken versorgt. An das Fenster der Kästen bringt der Bienenzüchter als letzte Wabe das sogenannte Baurähmchen, eine halbe Wabe. Bauen die Bienen an diesem Rähmchen, so muß wieder eine Kunstwabe an das Brutnest gehängt werden, nicht zwischen die Brutwaben. Das gebaute, neue Wachs des Baurähmchens wird entfernt und in die Wachsblechkiste getan. Bei rascher Frühtracht darf es nicht an Waben zur Unterbringung des Honigs und Pollens fehlen. Schm.

Frage und Antwort

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Antworten räumlich unmöglich ist. Anfragen ohne genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie als Vorzugsrecht der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Betrag erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Mitarbeiter geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an die Schriftleitung: „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn.

Frage: Achtjähriges Pferd leidet an Dämpfigkeit und trockenem Husten. Besonders stark tritt der Husten beim Heufressen auf. Die Krankheitserscheinung zeigt sich erst seit einiger Zeit. Was kann ich dagegen tun? S. in C.

Antwort: Geben Sie Ihrem Pferd vier Wochen lang dreimal täglich einen Eßlöffel Bergoltin aufs Futter. Das Tier, das jedenfalls sehr staubig ist, lassen Sie zwei Wochen lang mal ganz fort. Zu empfehlen ist außerdem während der Kur eine vierzehntägige Stallkuhr. Was der Name sagt, ist in diesem Falle übrigens schwer raten. Diese sie dafür auf alle Fälle einen Tierarzt zu Rate, der eine zweckmäßige Behandlung einleiten wird. Vet.

Frage: Kuh hustet stark. Eine sechsjährige Kuh, die im siebenten Monat tragend ist, ist seit drei Wochen an jedem Morgen naß von Schweiß, und zwar in erster Linie in der Schultergegend. Die Fütterung besteht aus 30 kg Rüben und 2 kg Kraftfutter, bestehend aus Weizenkleie, Sojaschrot und Erdnußmehl zu gleichen Teilen. Gutes Wiesenheu und überjähriges Kleeheu wird zur beliebigen Aufnahme vorgelegt. Die Tränke besteht aus verschlagenem klaren Wasser. Das Kraftfutter wird mit Rüben zusammen trocken verabreicht. Dann und wann hustet das Tier auch. Dieses Leiden besteht aber schon seit mehreren Jahren. Die Freßlust ist gut und die Temperatur im Stalle ist nach Vorschrift. Zugluft ist nicht vorhanden. Ich benutze das Tier zum Zuge. Wie kann der Schweißbildung vorgebeugt werden? Darf ich das Tier weiter zur Arbeit und zur Zucht benutzen? H. K. in A.

Antwort: Der bei Ihrer Kuh beobachtete starke Schweißausbruch kann nicht als Erkrankung im eigentlichen Sinne angesehen werden. Es dürfte sich wohl um eine ungesährliche Störung des Stoffwechsels handeln. Wahrscheinlich frißt das Tier zu viel, leidet dadurch an Verdauungsstörungen, der übermäßig gefüllte Pansen drückt auf die Brusthöhle und auf die darin liegenden Organe und erzeugt Kurzatmigkeit und Herzbeschwerden. Hierdurch können starke Schweißausbrüche hervorgerufen werden. Diese Erscheinung wird noch dadurch erhöht, wenn das Tier sehr viel Flüssigkeit aufnimmt und infolgedessen einen hohen Blutdruck besitzt. Wir empfehlen Ihnen, die Kuh am Abend mäßig zu füttern und ihr auch wenig Flüssigkeit zu verabreichen. Die Brauchbarkeit des Tieres zur Zucht und Arbeit wird durch diese Erscheinung nicht beeinträchtigt. Dr. Bn.

Frage: Neufundländer hat die Staupe. Er frißt nicht, zittert am ganzen Leibe, hat eine heiße und trockene Schnauze. Diese Erscheinungen treten allerdings nicht immer auf. Einen Tag fühlt sich der Hund besser, am andern Tag wieder schlechter. Was können wir gegen die Staupe tun? B. F. in P.

Antwort: Sie haben jedenfalls mit Ihrer Diagnose recht. Lassen Sie Ihren Neufundländer mit Staupeserum impfen. Auch eine Omnadin-Einspritzung wirkt oft Wunder. Außerdem muß der Hund kräftig ernährt werden, um bei Kräften zu bleiben. Geben Sie ihm rohes, gesundes Rindfleisch und Ei mit Rotwein. Da bei Ihrem Hunde der Ausbruch der sogenannten nervösen Staupe zu befürchten ist, erscheint die sofortige Hinzuziehung eines Tierarztes ratsam. R.

Frage: Einsaat von Klee in Winterweizen. Auf einem Planstück, schwerer, nasser, tonger Lehm, soll zum Frühjahr in Winterweizen ein Kopfdüngemittel eingesät werden. Vorsicht Kartoffel in Mist. Es wird vor allem Wert darauf gelegt, im zweiten Jahre, also 1934, noch einen ersten Schnitt zu erhalten, damit das Land nach dem ersten Schnitt umgepflügt und als Brache behandelt werden kann, da man sonst den schweren Boden im Herbst zu Winterungen nicht lockerlig bringt. Welche Aussaat käme in Frage? A. H. in D.

Antwort: Wir empfehlen, je Morgen (2500 qm) folgende Mischung auszusäen: 1,5 kg Schwedenklee, 0,5 kg Weißklee, 0,5 kg Gelbklee, 2 kg Deutsches Weidelgras, 2,5 kg Timothy. Im Winter 1933/34 wird gejaucht, um besonders das Gras zeitig zum Austreiben anzuregen. R.

Frage: Binsenvertilgung auf Grünland. Auf einer neuangelegten Wiese haben sich sehr viele Binsen eingefunden. Kann ich dieselben schnell und wirksam durch eine starke Kalkdüngung beseitigen? R. S. in O.

Antwort: Eine Vertilgung der Binsen mit Kunstdünger in starken Gaben dürfte bei der Anwendung von Kalkstickstoff und Kalkstickstoff einen gewissen Erfolg versprechen. Handelt es sich um nesterweises Auftreten des lästigen Unkrautes, so dürfte ein tiefes Ausstechen bzw. Ausgraben mit nachfolgender starker Düngung mit genannten Düngestoffen von Vorteil sein. Als Radikalmittel dürfte allerdings nur unermüdliches Abmähen anzusehen sein. Durch das dauernde Schwächen der Pflanzen gehen die Wurzelstöcke ein. In allen Fällen ist es durchaus ratsam, mit den geeigneten Kulturmaßnahmen für eine gut entwickelte, dichte Grasnarbe zu sorgen. Sollte allerdings der Grundwasserstand der Wiese derart hoch sein, daß es unmöglich ist, eine gewisse Kultur in diese zu bringen, so ist erst dieser Uebelstand zu beseitigen. R.

Verwendung von Fichtennadeln als Dünger. Es steht mir ein größerer Posten Fichten- und Tannennadeln zur Verfügung. Die Nadeln lagern schon mehrere Jahre und bilden zum größten Teil schon eine Art Boden, wie man ihn in einem Tannenwalde vorfindet. Ich bitte höflichst um gefällige Auskunft, ob es zweckmäßig ist, die Nadeln als Dünger für meinen Gemüsegarten zu verwenden. Der Boden des Gartens besteht aus mittelmäßig Sandboden und wird zum größten Teil mit Frühkartoffeln bepflanzt. O. B. in B.

Antwort: Die bereits zum größeren Teil humifizierten Tannennadeln würden wir raten nur dann zu übernehmen, wenn sie kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Denn sie eigentliche Düngerwert jeder Art Tannen- und Kiefernnadeln ist sehr gering. Sie können sich das Angebot in zweifacher Richtung zunutze machen: 1. Entweder der Boden bleibt noch ein Jahr bis zur vollen Verrottung-fähren. Das Vergehen ist dabei zu unterstützen durch ein zweimaliges Umarbeiten. Herbst und Frühjahr. Ferner Aderbeben und pulverisierter Kalk zwischengeschichtet. Auch Jauche, Fäkaldünger kann in mäßigen Gaben mit eingearbeitet werden. Des weiteren Frühjahr dürfte der Haufen ausgereift sein und kommt dann als Dünger im Garten zur Verteilung. 2. Oder die Frühkartoffeln und jede Art Gemüse werden gepflanzt. Dann wird die Oberfläche des Pflanzbeetes mit Nadelhumus abgedeckt. Bei den Kartoffeln stärker, bei sonstigem Gemüse schwächer. Gemüse, das unter Schneckenfraß leidet, auch Erdbeeren, ist mit so einer Schutzdecke zu versehen. Stark düngt der Nadelhumus zwar nicht, aber er schaltet den Boden ab, erhält ihn feucht, locker und krümelig, und die Schnecken meiden die abgedeckten Stücke. Im Herbst wird dann die restliche Nadeldecke vorsichtig mit untergegraben und vergeht im Boden allmählich. Dr. E.

Ein Ratgeber für Jedermann

Mühe und Unkosten selbst herstellen kann, vollkommen sein dürfte. In der Decke im Waschhaus, Keller oder sonstigem Nebenraum wird ein Loch ausgestemmt, das so groß ist, daß ein Eimer hindurchfallen kann. Auf der einen etwa 20 Liter fassenden Wasserseimer, am besten aus Holz, halten muß. Im Boden dieses Eimers wird ein Stück Gummischlauch eingelegt, das nach unten und oben übermaß kurz eingeschnitten wird. Die so entstandenen Enden werden umgeknipt und um den Boden des Eimers festgenagelt. Mit der einen Schlaufe wird dann der Eimer an den Boden des Holzeimers angeschlossen, so verschinkert man die unsichten Stellen mit Kitt. Auf das untere Ende des Schlauches wird eine Gießkannenbrause gesteckt und als „Abstellhahn" ein Wäscheklammer benutzt.

Gebackene Spezialität mit Makkaroni. Gericht für vier Personen. Zutaten: 1½ kg hellgelber fleischiger Seefisch, ein Liter Fischsud mit Zwiebeln, Suppengrün, 375 g Makkaroni, Mehlschwitze aus 60 g Butter, 40 g Mehl, ein viertel Liter Sahne, Salz, Pfeffer, 100 g geriebener Käse. Zubereitung: Der Seefisch wird sauber vorbereitet; aus dem Wasser, den Fischabfällen, Zwiebeln, verschiedenen kleingeschnittenen Suppengrünarten und dem nötigen Salz kocht man einen Sud, seiht ihn durch und kocht den Fisch darin gar, nimmt ihn dann heraus, um ihn von Haut und Gräten zu befreien und in größere Stücke zu zerlegen. Inzwischen hat man die kleingebrochenen Makkaroni in Salzwasser gargekocht, abgetropft und mit kaltem Wasser abgeschreckt, damit sie nicht zusammenkleben. Aus der Butter und dem Mehl kocht man eine Mehlschwitze, verrührt sie mit der Sahne und etwas vom Fischsud zu dicker Soße, würzt sie mit Pfeffer, Prise Zucker und Maggi's Würze. In eine eingefettete feuerfeste Backform schichtet man lagenweise Makkaroni und Fischstücke, überfüllt sie mit der Soße, bestreut die ganze Oberfläche mit geriebenem Käse und bäckt das Gericht bei Mittelhitze in 40 Minuten, bis es eine lichtbraune Farbe annimmt. E. H.

Einfache Wasserdusche für ein wasserleitungsloses Landhaus. Das Bedürfnis einer Duschvorrichtung dürfte gerade ganz besonders bei dem Landvolk, wo es den Bewohnern bekannt nach Hause kehrt, vorhanden sein. Recht selten verfügen unsere Landwirte über eine großartig angelegte Badeeinrichtung mit Dusche, so daß ihnen die in der Abbildung veranschaulichte Vorrichtung, die man sich ohne große

Mühe und Unkosten selbst herstellen kann, vollkommen sein dürfte. In der Decke im Waschhaus, Keller oder sonstigem Nebenraum wird ein Loch ausgestemmt, das so groß ist, daß ein Eimer hindurchfallen kann. Auf der einen etwa 20 Liter fassenden Wasserseimer, am besten aus Holz, halten muß. Im Boden dieses Eimers wird ein Stück Gummischlauch eingelegt, das nach unten und oben übermaß kurz eingeschnitten wird. Die so entstandenen Enden werden umgeknipt und um den Boden des Eimers festgenagelt. Mit der einen Schlaufe wird dann der Eimer an den Boden des Holzeimers angeschlossen, so verschinkert man die unsichten Stellen mit Kitt. Auf das untere Ende des Schlauches wird eine Gießkannenbrause gesteckt und als „Abstellhahn" ein Wäscheklammer benutzt.

DER JUGENDWILLE

VOM WERK JUNGER MENSCHEN

Gesellenverein und Diasporanöte

Da steht vor dem Präses eines Diasporavereins ein junger Mensch mit den starken arbeitsgewohnten Händen, mit den frischen hoffnungsfrohen Augen, wie sie der hat, der da auf Gott vertraut und seine eigene gesunde Kraft. Derb sind seine Sinne, sie paden die Wirklichkeit, sie sind aber auch beschwingt von dem Zug nach aufwärts und vorwärts. Wer kennt nicht das Gedicht von den beiden Gesellen, die da zum ersten Male von Haus in die heilen, sinnenden, klimmenden Wellen des Frühlings hinausziehen, und wem wird nicht auch bei diesem Anblick das Herz warm, wem zeat sich da nicht der Wunsch, dem jungen Blut zu helfen, den rechten Weg zum rechten Glück zu finden? Das ist auch des Gesellenvereins Wunsch und Wille. Er sucht sich nicht aus den Gesellen Stammbataillone zusammen, um sie zum Sturm auf Staat und Gesellschaft zu führen, er will auch nicht willige Parteigänger aus ihnen machen, die sich blindlings einreihen für die Interessen ihrer Führer, er will auch nicht die Köpfe einer begeisterungsfrohen Jugend mit rationem Unverstehbarem und Phrasenhaftem erfüllen, um für den Ehrgeiz der Unentwegten die nötigen Reisaffsklassicher zu haben, er sucht auch nicht den jungen Menschen mit schmeichelnder Gebärde einzufangen, um aus ihnen willige Knechte der Kirche zu machen, sondern er will ihnen nur dienen, daß mit sie das werden, was sie werden sollen, daß mit die Kraft, die aus ihnen strömt, sich auswirke, damit die Form, die in ihrem Innern wächst, zur Lebensform werde. Der Leitgedanke aber des jungen Menschen ist der Vereinsgedanke der Gesellenbewegung.

Zwei Züge geben dem Gesellen die Richtung an. Der eine bezieht sich auf das Selbst, der andere auf die Gemeinschaft, eine Hinsabe also an das Ich und ein Sichhingebenwollen an das Du.

Die Diaspora, jener vielfach schmerzliche Boden der Kirche, wo dieselbe ihre Glieder in dem Steinbruch des Herrn unterzehen sieht, hat in der Jugendbewegung noch eine andere Aufgabe zu erfüllen. Ihr ist alles, was im weiten Reich der Jugend für dieselbe getan in erster Linie Seelsorge. Und davon muß sich wiederholt einen, wer in der Diaspora-Arbeit leisten will.

Vor einem halben Jahrzehnt hatte sich in einem Diasporaverein eine beschieden kleine Schar junger Menschen zusammengefunden, um ihre Missionstätigkeit zu erfüllen. Diese jungen Leute kannten das Wort ihres Gesellenvaters: Die besten Missionare sind die Gesellen selbst." So gingen sie denn auch und das Neuland einer besseren Zukunft sich zu erobern.

Die erste Arbeit galt dem Selbst. Der Geselle ist nicht mehr Kind. Aus der Familie drängt es ihn heraus, er will ein Wesen für sich sein, will etwas gelten. Manche versuchen das „Gelten" durch Trinken und Rauchen, andere durch schneidige Kleidung. Der Sportler sinnt auf Sportliege. Sein Geist, weg der Gesellenverein erstreckt, aber sieht in der Berufsarbeit, Ohne die zerfasert und zerblittert die junge Kraft. Darum, Maß hat nun leider in der Diaspora der junge Mensch sich den guten Geist nicht hinüberretten können. Die gemische Umgebung, die leichte Lebensanschauung hat im Laufe der Zeiten gleichgültige Menschen hervorgebracht. Darum muß dem jungen Menschen der Gesellenverein ein Stamm sein, ein Kameradschaftsbund. Brüderlicher Geist, Geist der Gemeinschaft. Die Kranken, die Wanderndern kann er mit seinen opfernden Liebe betreuen, so daß dann in der Gewohnung hätter die ehelische, wahrhaft liebende Gegemeinschaft. Am Verein, in der freien Familie erwächst er den wärmenden Schutz der Liebe doppelt. Stolz hat er sich losgelöst vor kurzem noch aus der Gebundenheit der eigenen Familie, sucht dann bald als Glied den Weg zur neuen Familie, die er gründet, in die er seine Freiheit von neuem einbindet.

Das ist in der Hauptsache mit an der Gesellenvereinsarbeit, vornehmlich in der Diaspora. Seelsorge, katholische Aktion, will die Jugendbewegung sein. Die verschiedene Liebe hat das Fundament gelegt. Die Arbeit sollte. Die Jugend zu 80 Prozent bei den wöchentlichen Versammlungen. Sie wachsen, holen sich von der Straße ihre neuen Kameraden drüber, die sie mit sorgender Liebe umwehen. Im Wirtshaus, das einstens ihre liebste Stätte war, fühlen sie sich nicht mehr wohl, sie schaffen sich ein eigenes Heim, und ist es auch noch so klein, es sein. die Hände rühren sich, der eine mauert, der andere malt, der dritte will die Wände mit Bildern zieren, Kleine Kunstverbände sind es, aber was sie schaffen, trägt den Geist der einenen Unruhe und der Sehnsucht nach einer leitenden Hand. Am Werk sind der junge Mensch sich selbst geschaffen, trägt für ihn höheren Wert. Das Heim, die traute Stätte, wird ihnen unentbehrlich. Die unterwinnliche Freiheit der Arbeitslosigkeit wird in diesen Räumen ungewandelt in freiwillige Arbeitsarbeit. So wächst einer um das andere. Die jungen Leute wanderverbeim. Die jungen Leute, sie sollen den Plan. Die Kirche bedarf einer reparierenden Hand und mahnenden Hand. Der Präses sagt den jungen Menschen nicht wöchentlich, daß schaffen sie, Arbeitslose Gesellen hängen da auf den Leitern und verputzen, malen. Kaum zehn Tage stehen zur Verfügung, aber es wird gearbeitet und die Mädels haben noch Arbeitszeit hergeben müssen. Nach vollendetem Werk aber ist die Freude und das Hochgefühl auf Seiten der Jugend. So wächst ein Werk aus dem andern. Und mit der Arbeit zieht der Christus ein. Der Blick des jungen Menschen geht tiefer, er weiß und erkennt in plötzlichen Erlebnissen, daß Wecken ich, Krankensein (Schlesien), Gaggenau (Sportplatz und Sporthaus), Gladbeck, Tangermünde, Offenburg.

Soweit Arbeiten gemeinnütziger Art von dem Gesellenverein durchgeführt werden, die werkschaffend für die Allgemeinheit sind, sichert sich der Gesellenverein die geschlossene Führung und Leitung der Arbeiten. Vor allem wird darauf gesehen, daß neben der Arbeitsleistung, die bis zu acht Stunden täglich beträgt und dabei in die Höchstleistungen noch Stunden auf den freiwilligen Entschluß der Arbeitsdienstwilligen zurückzuführen —, eine gediegene Weiterbildung beruflicher und allgemeiner Art erfolgt. Im Wesen des Gesellenvereins liegt es, daß die berufliche Fortbildung theoretischer und praktischer Art in Kursen und Werkstattunterricht gerade bei den Arbeitsdienstwilligen einen großen Raum wird. Ein besonderes Augenmerk ist auf die Gewinnung jugendlicher Führer gelegt worden, und das Verlangen, das in sie gesetzt wurde, hat sich überall bekannt. Es ist Ehrensache der jungen Führer, die Gemeinschaft der Arbeitsdienstwilligen so zu führen, wie es der gemeinschaftlichen und erzieherischen Idee des Gesellenvereins entspricht.

Sorge macht immer wieder die Beschaffung von Arbeitskleidung. Nur durch Hilfe der Bischöfe kann diesem Übel Sorge vor allem bei den größeren Projekten behoben werden. Für den weiteren Ausbau des freiwilligen Arbeitsdienstes wird der Gesellenverein aus eindringlichste seine ganze Kraft einsetzen. Bisher nur in bescheidenem Umfange mit Mitteln der Reichsanstalt im freiwilligen Arbeitsdienst ein wertvolles Mittel, brachliegende Arbeitskraft durch Kinsterbringen sinnvoll werden kann.

Es liegt auf der Hand, daß sich vor allem die in den Jugendverbänden zusammengeschlossene werktätige Jugend des pädagogischen Mittels des freiwilligen Arbeitsdienstes in richtiger Weise bedient, am der Arbeitslosennot in ihren Reihen zu steuern. Die geschlossene Erziehungsgemeinschaft eines Vereins bietet die beste Gewähr, daß der freiwillige Arbeitsdienst nach der pädagogischen Seite hin in ihnen am besten durchgeführt werden kann. Dort sind sozusagen natürliche Verbände, geschlossene Gesinnungsgemeinschaft, erprobte Führer zu finden, und das sind wertvolle Vorausetzungen für einen Dauererfolg des freiwilligen Arbeitsdienstes. Denn es kommt ja bei ihm nicht darauf an, daß nur vorübergehend junge arbeitslose Menschen beschäftigt werden, um dann wieder in die Not der Arbeitslosigkeit zurückgeworfen zu werden, sondern über die Beschäftigungsnot im freiwilligen Arbeitsdienst hinaus sollen die erzieherischen Früchte des freiwilligen Arbeitsdienstes bewahrt und nutzbar gemacht werden.

Der Katholische Gesellenverein, die älteste katholische Jugendorganisation für Werktätige, hat den freiwilligen Arbeitsdienst schon lange, bevor dieser offizielle Ausdruck dafür geprägt worden ist, in großem Umfange durchgeführt. Bereits in den Notjahren 1923/24 haben viele Vereine Gruppen Arbeitsdienstwilliger gebildet und beim Ausbau aber bei Beschaffung von Jugend-, Gesellen- und Wanderheimen, bei der Schaffung von Sportplätzen tausende von Stunden geleistet. Manche davon aber auch haben diese freiwilligen Arbeitsgruppen in karitativen Anstalten und Einrichtungen der Pfarrei und der Gemeinde mancher größeren und kleineren Projekte ausgeführt. Aus dem Jahre 1930 berichten 280 Gesellenvereine (von rund 1900 im Deutschen Reich) von werkschaffenden Arbeiten größerer und kleinerer Art; darunter waren 100 Jugendheime und Sportplätze. Im Jahre 1931 ist die Zahl dieser werkschaffenden Arbeitsvorrichtungen noch bedeutend gestiegen.

Dabei ist zu bemerken, daß diese freiwilligen Arbeitsverrichtungen, die in eigener Regie und unter eigener Verantwortung der örtlichen Vereinsleitungen durchgeführt worden sind, bis zum Erlaß der Verordnung über die Förderung des freiwilligen Arbeitsdienstes vom 28. Juni 1931 ohne behördliche Förderung durchgeführt wurden. Nachdem durch die genannte Verordnung die Möglichkeit gegeben war, auch größere Projekte gemeinnütziger Art im Wege des freiwilligen Arbeitsdienstes zur Beschäftigung jugendlicher Arbeitsloser in Angriff zu nehmen, hat der Katholische Gesellenverein in starkem Maße von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Der erste Versuch mit 44 Arbeitslosen wurde im Winfriedheim bei Köln gemacht, wo die Arbeitslosen für Rodung, Meliorationsarbeiten und Wackenmitteln durchgeführt wurden. Die ersten 20 Wochen des freiwilligen Arbeitsdienstes sind schon abgelistet, die zweite zwanzigwöchige Periode hat begonnen. Weitere gesellschaftene Arbeitsdienstlager hat der Katholische Gesellenverein in Költingen im Bergischen Land mit 80 Arbeitsdienstwilligen, in Wesbaum (Moorgebiet an der Ems) mit 50 Arbeitslosen als Unterabteilung des Katholischen Arbeitsdienstlagers an der Sonne begonnen. Diese genannten Arbeiten sind sämtlich ausgesprochenen Charakters in weiterem Sinne des Wortes insofern, als sie nicht nur dem Verein zugute kommen.

Sehr zahlreich sind die übrigen Arbeitsdienstwerke, die im Bereich des Gesellenvereins in Angriff genommen worden sind, aber es wurden auch die Mädels haben noch Arbeitszeit hergeben müssen. Noch vollendetem Werk aber ist die Freude und das Hochgefühl auf Seiten der Jugend. So wächst ein Werk aus dem andern. Und mit der Arbeit zieht der Christus ein. Der Blick des jungen Menschen geht tiefer, er weiß und erkennt in plötzlichen Erlebnissen, daß Wecken ich, Krankensein (Schlesien), Gaggenau (Sportplatz und Sporthaus), Gladbeck, Tangermünde, Offenburg.

Soweit Arbeiten gemeinnütziger Art von dem Gesellenverein durchgeführt werden, die werkschaffend für die Allgemeinheit sind, sichert sich der Gesellenverein die geschlossene Führung und Leitung der Arbeiten. Vor allem wird darauf gesehen, daß neben der Arbeitsleistung, die bis zu acht Stunden täglich beträgt und dabei in die Höchstleistungen noch Stunden auf den freiwilligen Entschluß der Arbeitsdienstwilligen zurückzuführen —, eine gediegene Weiterbildung beruflicher und allgemeiner Art erfolgt. Im Wesen des Gesellenvereins liegt es, daß die berufliche Fortbildung theoretischer und praktischer Art in Kursen und Werkstattunterricht gerade bei den Arbeitsdienstwilligen einen großen Raum wird. Ein besonderes Augenmerk ist auf die Gewinnung jugendlicher Führer gelegt worden, und das Verlangen, das in sie gesetzt wurde, hat sich überall bekannt. Es ist Ehrensache der jungen Führer, die Gemeinschaft der Arbeitsdienstwilligen so zu führen, wie es der gemeinschaftlichen und erzieherischen Idee des Gesellenvereins entspricht.

Sorge macht immer wieder die Beschaffung von Arbeitskleidung. Nur durch Hilfe der Bischöfe kann diesem Übel Sorge vor allem bei den größeren Projekten behoben werden. Für den weiteren Ausbau des freiwilligen Arbeitsdienstes wird der Gesellenverein aus eindringlichste seine ganze Kraft einsetzen. Bisher nur in bescheidenem Umfange mit Mitteln der Reichsanstalt

RUNDFUNK

Rundfunk-Vortragsfolge Leipzig (259,3)
Zwischensender: Dresden (314)

Sonntag, 10. April.

6.45: Funkgymnastik.
7.00: Frühkonzert. Die ehem. kgl. Hoftrompeter, Dresden.
8.00: Landwirtschaftsrat Dr. Hahne: Zeitgemäße Saatenpflege.
8.30: Orgelkonzert. Ausf.: Domorganist Joseph Mehner.
9.00: Morgenfeier. Goethes Sulcita. Eine Textfolge von Dr. Wolf.
10.00: Einführung in die Bach-Kantate zum Sonntag Misericordias Domini.
11.00: A. Lütge: Am Arbeitspfaden im Harz.
11.30: Bach-Kantate: Der Herr ist mein getreuer Hirt.
12.00: Große Künstler über sich selbst: Ernst Barlach.
12.30: Mittagskonzert der Dresdner Philharmonie.
14.00: Wetter, Zeit. — anschl.: Was wir bringen.
14.20: Winke für die Landwirtschaft.
14.30: Kammermusik. Mitw.: Hella Chitrit (Klavier), Ruth Meißner (Violine), R. Nel (Viola), Hofmeister (Violoncello).
15.00: Radiospiel Deutschland-Oesterreich. 2. Halbzeit.
15.40: Kinder singen für Kinder.
16.25: Zeitbericht.
16.35: Unterhaltungskonzert des Leipziger Sinfonieorchesters.
17.00: Turandot. Ein Hörspiel nach der Schiller'schen Bearbeitung des Carlo Gozzi, von Carl Hagemann.
18.00: Abendmusik aus dem Dom zu Bautzen. Ausf.: Kammerchor.
19.00: Berlin: Tschellerkonzert.
Dazwischen: Bekanntgabe der Ergebnisse des 2. Wahlganges um die Wahl des Reichspräsidenten.

Montag, 11. April.

14.00: O. Schalb: Was die Schreibervereine den Kindern erwerbsloser Eltern bieten.
14.15: Julius Hailand: Theater in Not.
14.30: Kunstberichte.
14.45: Dr. Lahlo: Metallatlio als Opernbichter.
15.10: Funkbericht aus der Ausstellung lebender Vögel unserer Heimat im Naturkundlichen Heimatmuseum zu Leipzig.
16.00: Gern Gehörtes. Das Sinfonieorchester spielt Werke von Joh. Strauß, Lehar, Kalman, Suppe, Abakonska, Fall u. a.
18.00: Stunde der Neuerscheinungen.
18.30: Weltliteratur in Lebensläufen. Dr. Erna Frecqmuth: Alexander Puschkin.
18.50: Wir geben Auskunft.
19.00: Min.-Rat Prof. Neisenberg: Kunst und Arbeiterschaft.
19.20: Mandolinenkonzert. Deutscher Arbeiter-Mandolinistenbund.
20.00: Ernst Blaß liest eigene Lyrik.
20.30: Sinfoniekonzert der Dresdner Philharmonie. Solistin: Maria Koerter (Klavier).
Anschl. Unterhaltungskonzert des Sinfonieorchesters.

Dienstag, 12. April.

14.00: Bürgermeister Schulze: Ein Wohlfahrtsdezernent berichtet.
14.30: Bücherstunde für die Jugend.
16.00: Dr. Bongartz: Ohne Pflicht und Bücht.
16.30: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters.
18.05: Alle Lamowie: Mein Kind kam nicht zur Schule — was nun?
18.30: Französisch.
18.50: Wir geben Auskunft.
19.00: Dichter erzählen aus ihrer Kindheit. Ein Querschnitt von Hans Schwarz.
20.00: Militärkonzert. Musikkorps des Reiter-Regts. 16, Erfurt.
21.00: Tagesfragen der Wirtschaft.
21.10: P. Weltbein: Gegenwartsfragen der Kunst.
21.40: Violinkonzert. Mitw.: Anneliese Bieren (Violine), Elly Mehnert (Klavier).
Anschl. Tanzmusik auf Schallplatten.

Mittwoch, 13. April.

8.15: Dienst der Hausfrau. Martha Reißer: Die Kleidung der Alteren.
14.00: H. Albert: Welche Erwerbsloje haben Anspruch auf einen Kleingarten und welche Verpflichtungen übernehmen sie?
16.00: Für die Jugend: Die Jobsiade. Eine Schulsoper nach dem „Heldengedicht" von Karl Arnold Kortum.
17.00: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters. Werke von Giuck, Martini, Boieldieu, Donizetti, Fiedler, Gilbert.
18.10: Prof. Dr. Richter: Neueste Bestrebungen auf dem Gebiet der Radiogsoft.
18.35: Italienisch.
18.55: Einführung in: Die schallplatte Witwe.
19.05: Prio.-Doz. Dr. Boesler: Neue Wege im Finanzausgleich.
19.20: Der andere Schiller. Ein Gespräch um Worte des Dichters zwischen einem Schriftsteller, einem Studenten, einer Bibliothekarin und einer Lehrerin, von Andreas Zeitler.
20.00: Weimar: Die schalhafte Witwe. Oper von Wolf-Ferrari.
Anschl. Tanzmusik des Emde-Tanzsportorchesters.

Donnerstag, 14. April.

14.00: K. Raasch: Muß es schlechter werden?
14.30: Filme der Woche.
16.00: Operettenstunde: Das Sinfonieorchester spielt Werke von Hall, Linde, Kollo, Kalman.
18.00: Prof. Dr. Gusinde: Ein Besuch bei den Pueblo-Indianern.
18.30: Spanisch.
18.50: Wir geben Auskunft.
19.00: W. Brummer: Arbeiterschaft und Betriebsstillegungen.
19.30: Wagner als Symphoniker und Marschkomponist. Mitw.: Sinfonieorchester. Einführung: Dr. Lange.
21.00: Uebertragung des Konzertes aus dem Prachtpalast aller Republiken in New York.
21.30: Das sterbende Dorf. Hörspiel von Horch-Horch.

Freitag, 15. April.

14.00: Kunstberichte.
15.15: Landwirtschaftsrat Schomerus: Sortenbeschränkung im Obstbau.
16.00: Dr. Stegmann: Vom Wildpferd zum Zuchtpferd.
16.30: Opernstunde. Ausf.: Leipziger Sinfonieorchester.
17.30: Wissenschaftliche Umschau.
18.00: Sozialversicherungsfunk.
18.25: Englisch.
18.50: Wir geben Auskunft ...
19.00: Prof. Dr. Anna Siemsen: Soziologie der Literatur.
19.30: Prof. Emil Kronke spielt eigene Kompositionen.
20.00: K. G. Sell: Worüber man in Amerika spricht. Uebertragung aus Amerika.
20.15: Hande-Sinfonie (Londoner Sinfonie Nr. 1) Werk 97, C-Dur.
Ausf.: Leipziger Sinfonie-Orchester.
20.45: Wilhelm Busch-Suite. Rezitationen mit Illustrationen. Werk 33, von Hermann Grabner. Ausf.: Leipziger Sinfonieorchester.
21.15: Tagesfragen der Wirtschaft.
21.25: Zu Wilhelm Buschs 100. Geburtstag. Eine Textfolge, geboten von G. Herrmann.
Anschl. Dresdner Komponisten. Ausf.: Ein Kammerorchester. Mitw.: Susanne Prée und Margarethe Thum (Sopran).

Sonnabend, 16. April.

14.30: Kinderstunde: Spielen und Basteln.
15.15: Funkbasch.
15.20: M. Göpel: Bild in Zeitschriften.
16.00: Stunde der Jugendlichen: Gespräch mit einem Buchbindelehrling.
16.30: Kunstberatung.
17.00: Nachmittagskonzert des Sinfonieorchesters. Werke von Verdi, Schreiner, L. fr. Waldteufel, Sullivan u. a.
18.30: Deutsch. C. Hänsel u. Dr. Vogel: Sprachliche Belehrung durch den Rundfunk?
18.50: Gegenwartslexikon.
19.00: Zehntausend Menschen machen Kunstblumen. Funkbericht aus Sebnitz i. Sa.
19.30: Kabarett.
Anschl. Tanzmusik des Emde-Tanzsportorchesters.

Rundfunk-Vortragsfolge Frankfurt a. M. (390)
Zwischensender: Kassel (246).

Mittwoch, 13. April.

10.20: Schulfunk: Erlebnisse des römischen Legionssoldaten Sintram. Geschichtliches Hörbild.
15.15: Stunde der Jugend. Der Hut des Dichters, von L. Riesgen. — Lausbubengeschichten, von Ludwig Thoma.
17.00: München: Nachmittagskonzert. Werke von Beethoven, Liszt, Urbach, Schubert, Lorking, Reger, R. Strauß.
18.25: Fragen des Lehrlingswesens. Gespräch zwischen Handwerkskammersyndikus Bouveret und Gewerkschaftssekretär Dornheim.
18.50: Freiburg: Unio.-Prof. Dr. Guenther: Die Natur erwacht.
19.30: H. Rosbaud: Musikalische Grundbegriffe — Ihr Wesen und ihre Bedeutung.
20.00: Unterhaltungskonzert.
21.00: Dichtergalerie: Arno Nadel. Vorgestellt durch F. Stollinger.
21.30: Studienkonzert. Ausf.: Herta Reinecke (Sopran), W. Iffliz (Klavier). Mitglieder des Funkorchesters.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.

Donnerstag, 14. April.

15.15: Stunde der Jugend. Geschichten von Hans Friedrich Blunck. — Auf der Ober- und Fuchsjagd.
17.00: Köln: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Werke von Wolf-Ferrari, Dvorak, Turina. Solist: Baldovino (Cello).
18.25: Stunde des Buches.
18.50: Tägliche Begegnungen: Arbeiter und Angestellte.
19.20: Eine Viertelstunde Lyrik.
19.35: Volksmusik. Ausf.: Der Funkchor.
20.00: Oberst Chabert. Ein Drama nach Honoré de Balzac, von Alfred Mühr.
21.00: Münchner Komponisten. Konzert des Philharm. Orchesters, Stuttgart. Solisten: Rhoda von Glehn (Sopran), F. Wolf (Flöte).
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.40: Köln: Tanzmusik.

Freitag, 15. April.

17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Lieder von Grieg. Mitw.: Ilsa Bach (Sopran).
18.25: Vortrag.
18.50: Vortragsvortrag: Wie weit sind deine Zähne an deiner Krankheit schuldig?
19.20: Prof. Dr. Dorner: Wilhelm Busch.
19.35: Zum 100. Geburtstag von Wilhelm Busch. Erich Ponto spricht aus Buschs Werken.
20.00: K. G. Sell: Worüber man in Amerika spricht. Uebertragung von Amerika.
20.15: Leipzig: Haydn-Sinfonie.
20.45: Dr. Leppmann: Unbekanntes von Bekanntem. Ein Glanz mit Beispielen.
21.30: Balletmusik des Philharm. Orchesters Stuttgart. Werke von Gluck, Mozart, Beethoven, Rossini, Delibes, Massenet u. a.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik. Werke von Frederick Delius. Ausf.: B. Ziegler (Violine), G. Lenzewski (Violine), Dr. Simon (Klavier).
23.10: Oesterreichische Marschmusik.

Samstag, 16. April.

10.20: Schulfunk: Das Kinderlied in der Kunstmusik.
15.30: Stunde der Jugend.
16.30: Mundharmonikakonzert des 1. Mundharmonika - Orchesters „Hohner Heil", Unterlürkheim.
17.00: Nachmittagskonzert des Philharm. Orchesters Stuttgart. — Alte Tanzmusik. Mitw.: Käte Mann (Sopran) u. H. Hanus (Tenor).
18.25: Dr. jur. Kisling: Die Privatklage.
18.50: H. v. Berlepsch u. Dr. Wilder: Zur Lage der jugendlichen Erwerbslosen.
19.35: Karlsruhe: Mandolinenkonzert.
20.00: Mannheim: Prinz Methusalem. Operette von Joh. Strauß.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Berlin: Tanzmusik.

Sonntag, 10. April.

6.45: Frühgymnastik.
7.00: Bremen: Hafenkonzert.
8.00: Für den Landwirt.
8.15: Wochenspruch auf die Marktlage.
8.25: Prof. Dr. Stang: Forderungen des Marktes an die Viehmast.
8.55: Morgenfeier.
Anschl. Glockengeläut aus den Domen.
10.05: Wettervorhersage.
11.00: M. Dreikorn: Mundartliches Bauerntum.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Der Herr ist mein getreuer Hirt
12.10: Hanns Herz: Chinesische Lyrik.
12.20: Dresden: Mittagskonzert der Dresdner Philharmonie.
14.00: Berta Poizat: Was soll aus unserer Tochter werden?
14.30: Mozart. Sonate a-moll, Sonate B-dur. Am Flügel: Kurte Heinemann.
15.00: Roda Roda liest Schwänke und Schnurren, Satiren und Gleichnisse.
15.20: Populäres Orchesterkonzert. Rottands-Orchester des Arbeitsamtes Berlin-Mitte.
17.25: H. Schwab: Im Fluge über den Harz.
17.45: Junge Generation spricht. Wie stehen wir zu den heutigen Formen des politischen Kampfes? (Wiederspruch)
18.25: Franz Schubert. Quartett G-dur für Flöte, Gitarre, Bratsche und Violoncell.
19.40: Deutsche Volkslieder. Bearbeitet von Constantin Bruno.
19.00: Orchesterkonzert des Berliner Funkorchesters.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Unterhaltungsmusik der Kapelle Gebrüder Steiner.

Deutsche Welle: Montag, 11. April.

9.35: H. Reimann: Stimmen der Tiere.
10.10: Schulfunk: Wir erzählen Goethe-Anekdoten.
12.05: Schulfunk: Englisch für Handels- und höhere Handelsschulen.
14.45: Kinderstunde: Kinderzeitung.
15.40: H. Brix: Ein Film wird gedreht.
16.00: Leiter Dorfes: Reichsfreiheit für Junglehrer.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Bücherstunde: Belenntnis der Jugend.
18.00: Dr. Diesel: Was ist deutsch?
18.30: Spanisch für Anfänger.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.30: Prof. Dr. Ebert: Frühjahrsfragen für den Gemüse- und Obstbauer.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Cavalleria Rusticana (Bauernehre). Oper von Mascagni. — Bajazzi. Oper von Leoncavallo.
ca. 21.05: Tages- und Sportnachrichten.
22.40: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Leipzig: Unterhaltungskonzert des Sinfonieorchesters.

Deutsche Welle: Dienstag, 12. April.

10.10: Schulfunk: 25 Minuten Musikkunde.
15.00: Kinderstunde: Märchen und Geschichten.
15.45: Frauenstunde: Modestickereien.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: D. v. Mitzlich-Buchberg: Pionniere und Abenteurer der Wirtschaft.
18.00: Dr. Traub: Querschnitt durch Zeitschriften.
18.30: Prof. Dr. Schaeder: Die großen Religionen des Orients und das Abendland.
Anschl. Englisch für Fortgeschrittene.
19.15: Geh. Reg.-Rat Dr. Finkelnburg u. Dr. Marcuse (M.d.L.): Erziehung oder Abkrafung im Strafvollzug?
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Breslau: Die schönsten deutschen Volkslieder. Ausgewählt von Friedrich Wirth.
21.00: Tages- und Sportnachrichten.
21.15: Gustav Adolf. Ein Spiel von Julius Schieder.
22.20: Dr. Klüsener: Politische Zeitungsschau.
22.35: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.50: Hamburg: Die Ritter vom Schlager. Komponisten-Abend. Das Scarro-Orchester.

Deutsche Welle: Mittwoch, 13. April.

9.00: Schulfunk: Prof. Max Liebermann erzählt aus seinem Leben.
9.35: E. Thomas: Schätzen und praktisch Rechnen.
10.10: Schulfunk: Vulkane unter Eis. Erlebnisbericht.
15.00: Jugendstunde: Wie ich den Untergang der „Atlantis" vor 20 Jahren miterlebte.
15.45: Frauenstunde: Praktische Winke für den Einkauf.
16.00: Dr. Jelerich: Die pädagogische Bedeutung des freiwilligen Arbeitsdienstes.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Bongartz: Deutsche Mundartsprachen.
18.00: R. Hernrich: Das Orchester und seine Instrumente.
18.30: Dr. Hoffmann-Harnisch: Wilhelm Busch, der lachende Dichterphilosoph.
19.00: Dr. Welter: Ende des Kapitalismus.
19.30: Dr. Hoch: Das neue preußische Dienststrafrecht.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Hamburg: Unterhaltungskonzert. Ausf.: Norag-Orchester.
20.45: Hannover: Funkhuldigung für Wilhelm Busch. Dichtungen eines Malers. Im Musik gesetzt von G. Scheffler.
21.35: Gedenkfeier: Wilhelm Busch. Von Bernard Rümmele.
ca. 22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Marek Weber.

Deutsche Welle: Donnerstag, 14. April.

10.10: Schulfunk: Auf den Spuren des afrikanischen Großwildes.
15.00: Kinderstunde: Lustige Wilhelm Busch-Stunde.
15.45: Dr. W. Hahn: Die Frau in der Siedlung.
16.00: Stud.-Dir. Dr. Schwartz: Studenten und höhere Schule.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: D. Mumm (M.d.R.): Die heutige Rechtslage der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen.
18.00: Prof. Dr. Mersmann: Wir bauen Melodien.
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene.
18.55: Dr. Anders: Gegenwärtige der neuesten Entwicklung der Sowjet-Union.
19.20: R. Nicolassen: Künstliche Düngung und Qualitätsverzeugung im Gemüsebau.
19.45: Zum Abend: Kapelle Anton Gorono.
20.50: Tages- und Sportnachrichten.
21.00: Walhinton: Konzert der Elitekapelle der Amerikanischen Armee am „Panamerika-Tag".
21.30: In Mitter Nacht angenommen. Lebrspiel von H. Zelten und M. Burg.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: „Aufn Hamm Herrn Plim!" Opernparodie von K. Roblitschek und M. Schiffer. Musik von M. Spoliansky.

Deutsche Welle: Freitag, 15. April.

10.10: Schulfunk: Wir entdecken einen neuen Planeten.
15.00: Jugendstunde: Spiele und Geschichten.
15.40: Jugendstunde. Praktisches Naturschutzgebiet.
16.00: Schulrat Wolff und Rektor Peter: Besuch in einer Schwachsichtschule.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: H. Brandt: Schicksale klagen uns an.
18.00: Dr. Günther: Deutsch für Deutsche.
18.30: M. Eggert: Wie sucht die Arbeiterschaft die Wirtschaftskrise zu überwinden?
19.00: Wissenschaft. Vortrag für Aerzte.
19.30: Min. Rat Joachim: Aus der Praxis des Arbeitsrechts.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Washington: Kurt G. Sell: Worüber man in Amerika spricht.
20.15: Unterhaltungsmusik. Kapelle Max Lorchatoff.
20.45: Tages- und Sportnachrichten.
21.00: Hamburg: Volkstümliches Konzert. Das Norag-Orchester.
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Hannover: Instrumental-Kabarett. Das hannoversche Norag-Orchester.

Deutsche Welle: Sonnabend, 16. April.

9.30: Norbert Schiller erzählt eigene Novellen.
12.05: Schulfunk. Kinderlammphonien von Joseph Handn und Wolfgang Jacobi.
14.50: Kinderbalettstunde. Unsere neuen Puppenkleider.
15.45: Frauenfunk. Machen Sie aber bitte keine Umstände (eine hausmirtschaftliche Plauderei).
16.00: Dr. Weiß: Ben Akiba lauf „Gedankenlosigkeiten".
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Priv. Dozent Dr Kanler-Petersen: Ist Tuberkulose erblich?
17.50: Ob. Ing. Reiß: Verkehrsfunde Funkfunk.
18.05: Dr. Strobel: Musikalische Wochenschau.
18.30: A. Beierle: Werner Krauß, Hans Albers, Willy Fritsch, die drei erfolgreichen Darsteller des deutschen Tonfilms.
19.00: Englisch für Anfänger.
19.30: Stille Stunde. Der andere Tag.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Leipzig: Kabarett.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanz-Musik. Kapelle Franz Stenzel.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang / Blatt Nr. 3 — Sonntag, 17. April 1932 — Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Reibekuchen

Die Sache war dadurch gekommen, daß Sievers-Mutter plötzlich nach der Kreisstadt gemußt hatte. Ihr oll' Apotheiker-Bruder hatte telephoniert. Er hätte etwas erfunden. Die Sache sei großartig. Da hatte Dierk, der drüben am Hang am Eggen war, plötzlich ausspannen müssen und den Wagen aus dem Schuppen ziehen. „Se makt us mol wedder Leid, lasse sehen", hatte sie erklärt. Und wenn Sievers-Vadder nicht übertrieben hat, dann ist sie seit ihrer Brautzeit, was all einige Jahre her ist, nicht so fix auf das Trittbrett und auf den Wagen gekommen.

Jedenfalls: als ich auf die Deele gekommen war und dem Sievers-Buer knapp die Tageit geboten hatte, fing er an:

„Junge, fall' wie beide us en Spaß maken?"

Für einen Spaß bin ich immer zu haben. Zumal, wenn ihn Sievers-Vadder macht.

Unser Spaß nun ist nicht einfach zu erzählen. Sievers-Mutter hatte vorgehabt, für uns Reibekuchen zu backen, und war dabei gestört worden. Durch das Apfelbier-Gespräch aus der Stadt. In der Küche stand noch alles herum, wie sie es verlassen hatte. Man konnte sehen, daß eine freundwillige Geschäftigkeit durch eigenmächtiges Walten des Schicksals rücksichtslos unterbrochen worden war. Das ist zu Vadders und meiner Entschuldigung anzuführen.

Also unser Spaß bestand darin, daß wir uns in Mutters Abwesenheit unsere Reibekuchen selbst gebacken haben.

Wie schön: Gegenstände der neuesten Entwicklung der Sowjet-Union.

Wir sind uns darüber klar geworden: draußen im Lande, und hinter dem Berge, — über uns Beide soll keiner lachen. Die haben's gar keine Veranlassung zu. Was sie selber machen, das ist genau dasselbe. Nur, daß nicht immer ein Junggneckt da ist, der im rechten Augenblick gesprungen kommt, — weil er sich nun einmal für die Küche interessiert.

Reibekuchen backen, — daß sich das sehr einfach anzieht, wenn man so in der Küche herumsteht, — daß man es aber können muß, wenn es glücken soll, wir beide, Sievers-Vadder und ich, wissen es nun.

Aber was sie draußen, — „Vadder, ist nich so?" — offensichtlich nicht wissen, das ist, daß man alles gelernt haben muß, wenn man es können will. Auch die einfachsten Sachen.

Auch das Regieren. Und von allem Regieren das Allerwichtigste: die Wohltätigkeit. Die können sie am allerwenigsten. Noch weniger, als wir das Reibekuchenbacken.

***

Als wir so weit waren, — wer kam dazu: de oll Herr Pastaur, und de Schaulmeester. En wahne jungen Kiel; het aewerst Grütt in Kopp. Un het wat lüttend.

Nu künn't losgehn. Sievers-Mutter fett fik ok dorbi.

„Je", seggt Vadder, „wenn 'k mit dat so bedenk: fröher . . ." Und denn schwiegt he still.

„Je, Vadder", segg 'k, (denn ümmer ein so dat Wort affschnieden, dat heff nu ick lüarnt. Dun min oll lüaw Fru. Di makt dat ümmer so.)

„Fröher, dao was dat so: Wohldädigkeit, — dat was de Sake, dao küerten wi nich ümer. Dortau hadden wi kein „Reglementen" nödig, und kein' „amtliche Richtlinien". Wi dahten dat men so."

„Aller hantdüsk", seggt de Pastaur. De Schaulmeester verstheit din Platt nich. Din Platt verstheit allerwegen kein'. Hantdüsk, dat verstheit 'se blätter."

Meinswegen. Ich kann mich auch auf Hochdeutsch verexplizieren. Onkel Bräsig hat's gekonnt. Warum ich nicht.

„Also", sage ich, „früher ist auch Wohltätigkeit getan worden. Aber nicht durch den Staat, sondern durch die Privaten. Durch die Bürger. Hat einem etwas gefehlt, hat man's ihm gegeben, wenn man's hatte. In meiner Heimatgemeinde, — was meint ihr: eher hätte man selber nichts gegessen, ehe daß man einen Armen hungern ließ. Dazu war keine „Organisation" nötig. Mein Großvater, wenn er im Schulzenamt „Gemeinde-Fürsorge" tun mußte: nötig war es immer nur für die Wanderleute, die in Planwagen daher kamen und auf dem Dorfanger Obdach nahmen. Meist mußte er für Heu und Hafer sorgen, oder für Milch und Brot. Einmal hat er auch Pelze stehen müssen. Bei einer Zigeunerfamilie. Zu Hause, im Schrank und im Gemeindeschrank haben wir merkwürdige Erinnerungen daran. Dat vertell 'ck jug nahstens. Aber um die Dorfarmen selber hat er sich nie zu kümmern brauchen. Das machten die Bürger unter sich, aus sich selber.

Wie bei uns im kleinen Waldhörfchen, so war es allerwegen. Man sorgte füreinander. In den Städten war es etwas mäßiger; aber es ging. Kam einer an die Türen, bekam er immer etwas. Rotleidende unterstützen, ihnen nicht nur eine Suppe geben, ein Brotstück, ein Kledergang oder Leinen, das hat immer zur Selbstverständlichkeit gehört. Nicht nur bei den Oberen, den Reichen, sondern ganz besonders und am schönsten bei den Unteren, die selber nicht viel hatten."

Sie meinen wohl nicht, daß das hätte so bleiben sollen? Und daß der Staat unrecht getan hat, als er sich um die Fürsorge kümmerte?", fragte der Lehrer etwas scharf.

„Mein' 'ck auch nicht". Aber daß er sich übernommen hat, mein' 'ck. Und daß er die Sache für ein Geschäft gehalten hat, als sie ist. Und daß er jetzt allmählich erst dahinter kommt, daß man auch die Wohltätigkeit gelernt haben muß, wenn sie etwas taugen soll."

„Jedenfalls", beharrte der Lehrer, „der Staat hat eingreifen müssen. Anders ging es nicht. Die Menschen sind anders geworden. Oeffentliche Wohlfahrtspflege mußte sein. Daran sind die Bemittelten selber schuld. Sie hätten die Armen umkommen lassen."

„Use Modder aewer nich", segg Sievers-Buer. (Ele hat erst vorige Woche noch einem bischeiden, aber sauber gekleideten Mann zwei leinene Hemden von Vadder und drei Paar Wollsocken mitgegeben; der Kriminal aus der Stadt hat sie anderen Tags wiederbringen wollen. Beschlagnahmt bei der Verhaftierung in der Kneipe. Diebstahlsverdacht.) Sievers-Mudder lacht etwas verschämt.

„Jedenfalls", eifert sich der Lehrer, „wer das bestreiten will, daß der Staat die Fürsorge in die Hand nehmen mußte, der hat kein Gewissen im Leibe. Daß die Fürsorge ausgebeutet worden ist, wissen wir. Kinderkrankheiten gibt es überall." — — —

„Schulten-Mudder in Brenkhusen met ehre fiewunsöstig bett de Maschern", kräihete Vadder.

„Jedenfalls", — er fängt jeden Satz mit „jedenfalls" an, — „ohne die Sozialfürsorge, so wie sie ist, wäre der Staat schon längst kaputt!" Er bekam allmählich einen roten Kopf.

„Und mit der Art Fürsorge, wie wir sie betreiben, geben wir auch kaputt, den Duner no ein!". Allmählich komme ich auch in die Wolle.

„Was wollen Sie damit sagen?" frög he un steiht up. — — —

„Wat 'ck seggt heww", röp 'ck un stah auk up.

„Wissen Sie, mein Herr, daß die Aufwendungen der Gemeinden für die Wohlfahrtsempfänger von 100 Millionen im Jahre 1927 auf 1100 Millionen gestiegen sind? Wissen Sie zu sagen, wo das Geld dafür herkommen soll? Irgendwelche Leute müssen doch da sein, die es aufbringen?"

„Die deutschen Arbeitgeber und Arbeitnehmer geben 6,5 Prozent des Lohnes her. Das müssen Sie doch wissen!"

„Und wie lange können sie es noch?"

„Is jo Quatsch!" schreit er und dreht mir den Rücken zu. — Ich dreh' ihm auch den Rücken zu. Vadder knöchelt. De oll Herr Pastaur schmunzelt. Sievers-Mudder schenkt uns einen Korn ein.

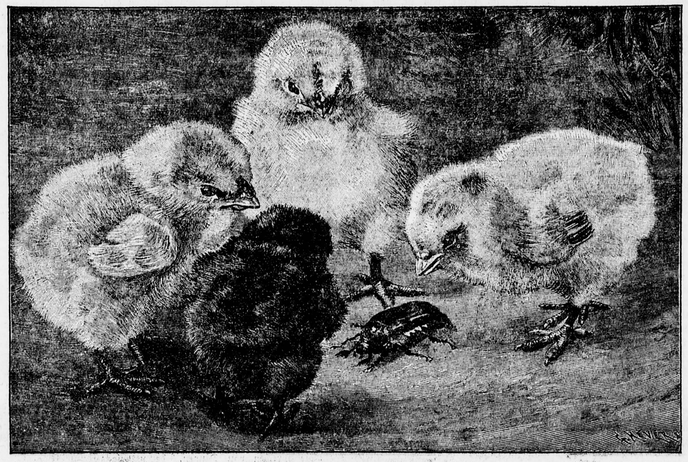
Dann überlege ich. Bis hierher hat der Junge noch nichts Unrichtiges gesagt. Das muß ich einräumen. Aber ich auch nicht. Das muß er zugeben. — Da streckt er mir auch schon die Hand hin:

„In einer Hinsicht haben Sie recht. Wir haben in unserer Sozialfürsorge darauf los gewirtschaftet, wie in allem, und haben uns nicht viel daran gekümmert, was daraus folgen soll. Für die Wohlfahrt sorgen, das kann man nicht ohne weiteres; man muß es erst lernen."

„Unsere Klöster und Vinzenz-Vereine können es", spricht der Pastor vor sich hin. „Sie haben es vor vielen Jahrhunderten gelernt und geübt. Bei ihnen könnte mancher Gemeindesekretär und Staatssekretär in die Schule gehen."

„Aewerst", und nun legte Sievers-Mutter los, „in Minter heff 'k min leiw Schwester besöht." (Sie ist in der Stadt im Kloster, bei den Liebesschwestern oder so wo.) „Se möt dat Zitten utgewen", und dann nahm Sievers-Mutter ihre Schürze vors Gesicht.

Wir schweigen still. Wir wissen, wie das ist, mit der Schwester von Sievers-Mutter und an vielen Orten, wo eine Ordensschwester an der Klosterpforte Essen austeilen muß. Es ist bei den Vinzentinerinnen so, bei den Franziskanerinnen, bei allen, die eine Haube tragen und Arme speisen wollen. Was sie in den paar Vierstelstunden anhören müssen, wieviel Unglück und Unrat und wüste Redensarten! Wie sie stundenlang vorher zittern, und wie sie nachher in der Zelle und in der



DAS WUNDERTIER

Kapelle auf den Knien liegen. Und wenn es auch nicht an allen Klosterpforten heulzuge so die Regel ist; vielerorts ist es so. Und nun kann ich meinen Trumpf-Aß ausspielen:

„Es rächt sich, daß der Staat die Wohlfahrtsfürsorge überspannt hat. Er hat das in der denkbar besten Absicht getan. Aber er hat in den Menschen das Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit gemindert, — das Bewußtsein: auf sich selber angewiesen zu sein und im Notfalle für sich selber sorgen zu müssen. Wer in drei oder vier Versicherungen ist, der glaubt sich vor jeder Gefahr geborgen. Wer krank wird, den hat die Kasse zu verarzten; wer eine Kur braucht oder ein Heilverfahren, für den hat die Kasse einzuspringen. Wer invalide wird oder alt, für den tritt die Invalidenversicherung in Kraft. Wer arbeitslos wird, der kommt erst in die Arbeitslosenversicherung; geht sie zu Ende, kommt die Krisenfürsorge und dann die Wohlfahrt an die Reihe. Kommt ein Kind, dann ist die Wochenhilfe zuständig. Wer sich etwas erspart hat, ist der Dumme. Er hat keinen Anspruch auf Zulage; wer nichts erspart hat, bekommt die Höchstsätze. Die Versicherung wird auf Kosten anderer ausgenützt. Die Krankenkassen schieben die Schuld auf die Aerzte, obwohl die nur ihre Pflicht tun, wenn sie die Patienten nach den vorgebrachten Beschwerden untersuchen und ihnen gegebenenfalls etwas verschreiben. Die Aerzte wiederum sagen: es ist das System, das dem am meisten zukommen läßt, der am meisten krank ist. Es wird nicht der Drang nach Gesundheit geweckt, sondern der Drang nach dem Krankenschein. Ganz gesund mögen heute nicht viele von den Kassenpatienten werden; sondern nur insoweit, wie sie die Möglichkeit haben, immer etwas von der Kasse herauszuschinden. In den Familien und in bezug auf den Gemeinschaftsgedanken hat es vor dieser Uebersteigerung anders ausgesehen. Für die Unterstützungsbedürftigen sorgte früher die Familie. Dadurch war Zusammenhalt, Dankbarkeit, Familiensinn und Gemeinschaft. Heute sorgt für sie der Staat, man hat die Familie nicht mehr nötig, wenn es einem schlecht geht, und die Familienmitglieder können sichs leisten, gegeneinander ruppig zu sein. Sie haben einander nicht nötig. Die schwer arbeitende Bäuerin, wird sie krank oder kommt ins Wochenbett, kann sie sehen, wie sie durchkommt; kriegt die Magd ein unehebliches Kind, dann sorgen für sie alle Instanzen, von oben bis unten. Bricht der Kaufmann oder Handwerker in der Stadt zusammen, dann kommt er vor's Armenamt; sein Hausbursche dagegen bekommt alle bevorrechtig'en Unterstützungen. Der Junge in der ländlichen Landwirtschaft muß schwer arbeiten und hat keine Sozialversorgung; ist er Schuhputzer in der Stadt, kann er heiraten und ins Kino gehen, auch wenn er arbeitslos ist."

Der Pfarrer nickte. Der Lehrer auch. Vadder schenkte ein:

„Drink di ein'. Lung un Leber möten di jo dröge wer'n."

„Und ich will euch noch etwas sagen: was sich jetzt an uns rächt, das ist, daß der wahre und richtige Gottesgedanke gefehlt hat, gerade in der Sozialgesetzgebung. Man hat immer nur an die Menschen gedacht, nicht an Gott. Man hat immer nur an das Materielle gedacht, als ob das die Hauptsache sei. Daß aber der Mensch nicht nur einen Leib hat, sondern auch eine Seele, und daß für das Seelische in erster Linie gesorgt werden muß, weil es das Wichtigste ist im Leben, — dahinter kommt man jetzt erst. Und nicht einmal überall. Zumeist wehrt man sich gegen diese unliebsame Erkenntnis. Auch bei unseren hohen Abgeordneten in Berlin. Auch bei den Ministern . . .

***

Als wir aufstanden, hatte Sievers-Mutter noch immer die Reibe in der Hand, die Reibe, die man haben muß, wenn man Reibekuchen machen will.

Die Reibe ist hart; sie ist spitz und scharf. Der Kartoffel, die daran zerrieben wird, mag die Reibe nicht gefallen. Aber wer Reibekuchen haben will, für den ist die Reibe unentbehrlich.

Wir sind an diesem Abend noch lange nicht nach Hause gegangen. Aber als wir aufstanden, gaben wir uns alle die Hände.

Politik der Woche

Donnerstag, 7. April:

Die auf der Londoner Viermächtekonferenz heute begonnenen Ausschußarbeiten werden unerwartet auf zwei Stunden unterbrochen. Die großen Meinungsverschiedenheiten können auch in einer neu einberufenen Sitzung der Delegationen nicht beseitigt werden. — Staatssekretär von Bülow entwickelt in eingehenden Ausführungen den deutschen Vorschlag einer Hilfe für die Donaustaaten und nimmt zu dem französischen Plan Stellung.

Freitag, 8. April:

Amtliche Stellen in Bayern, Hessen und Anhalt veröffentlichen Material über die Zusammenziehungen der SA- und SS-Formationen am 13. März. — Die Londoner Donaukonferenz vertagt sich ohne greifbares Ergebnis. Alle vertretenen Regierungen sagen zu, ihre Auffassung in einer Denkschrift niederzulegen. — Die chilenische Regierung ist zurückgetreten. Ueber das Land wird der Kriegszustand verhängt.

Samstag, 9. April:

Auf Reichsbankpräsident Dr. Luther wird bei seiner Abfahrt nach Basel ein Revolveranschlag verübt. Zwei Verdächtigte werden sofort festgenommen. Aus ihrer Vernehmung ergibt sich, daß dem Anschlag keine politischen Motive zugrundeliegen. — Der Große Faschistische Rat in Rom fordert Streichung der Reparationen und Kriegsschulden.

Sonntag, 10. April:

Reichspräsident von Hindenburg wird im zweiten Wahlgang um die Reichspräsidentenwahl mit einer absoluten Mehrheit von 1,2 Millionen Stimmen erneut zum Reichspräsidenten gewählt. Er erhält 19,3 Millionen Stimmen, während auf Hitler 13,4 und auf Thälmann 3,7 Millionen Stimmen entfallen. Im allgemeinen verläuft der Wahltag ruhig. In Berlin, Hamm und Hamburg kommt es zu ernsteren Zusammenstößen.

Montag, 11. April:

Nach dreiwöchiger Pause nimmt die Abrüstungskonferenz in Genf ihre Arbeiten wieder auf. Der Vertreter Amerikas legt einen Entwurf seiner Regierung über die Abschaffung von Tanks, beweglichen schweren Geschützen und Giftgasen vor. — Reichspräsident v. Hindenburg ersucht den Reichskanzler, von einer Demission Abstand zu nehmen.

Dienstag, 12. April:

Im Preußischen Landtag wird mit den Stimmen der Regierungsparteien ein Antrag angenommen, nach dem der Ministerpräsident nur mit der absoluten Mehrheit aller Abgeordneten gewählt werden kann. — Die Berliner Börse nimmt nach einer Unterbrechung von sieben Monaten wieder die amtliche Kursnotierung auf. — Auf der außerordentlichen Tagung des Völkerbundsrates befaßt sich Staatssekretär von Bülow eingehend mit dem Donauplan.

Mittwoch, 13. April:

Auf Grund des Artikels 48 löst der Reichspräsident durch Notverordnung die SA, SS und sonstigen militärähnlichen Organisationen der NSDAP auf. Die Schließung der SA-Heime im Reich verläuft ohne wesentliche Störungen. — Reichsarbeitsminister Stegerwald spricht auf einer Tagung des Allg. Deutschen Gewerkschaftsbundes eingehend über die Möglichkeit neuer Arbeitsbeschaffung. — In Chile und Argentinien kommen acht Vulkane zum Ausbruch.

August der Starke in Quedlinburg

Von Enrica von Handel-Mazzetti

Im Schlußband der großen Romantrilogie „Frau Maria" von Enrica von Handel-Mazzetti: „Die Hochzeit von Quedlinburg" schildert eine grandiose Szene, wie August der Starke an der Bahre seiner Braut seine eigene Schuld erkennen muß. Mit Erlaubnis des Verlages bringen wir dieses erschütternde Kapitel.

Im Zytter stand die Kälte der Schneenacht durch die grünen und lilafarben alten Glasfenster kam das Tageslicht schwach und gebrochen wie durch stehendes Wasser. — Von den Scheinen waren, schon zur Feier des Reformationsfestes, die verblichenen Seidentücher weggezogen. Ueberall sah man alte Kreuze bluten mit Kruzifixusgestalten, zerschrundenen und von Marter verzerrten, wie unsere Vorväter die Kreuzigung abzubilden liebten. — In einem Kästchen mitten in alte, vermorschte Papiere, aufgestellt. In einem andern lagen in Goldblech gefaßte seltsame Dinge, ein Haarkamm, ein Gürtel, Spangen, grün vor Alter, wie aus einem Grabe uralter Zeit entnommen.

Und auf mit grünem Tuch bedecktem Bort stand die Amphora aus gelblichem, durchscheinendem Alabaster, die auf der Hochzeit von Kana soll ediert haben. —

Die Herzogin zeigte diesen Krug dem Könige und sprach: „Mon Cousin, diese Amphora ist, wie Sie ja wissen, aus dem Morgenland und war eine von denen, die zu Kana der Speisemeister mit Wasser füllte, das zu Wein ward."

„Ich bin nicht hergekommen, daß ich Ihre Schätze betrachte," sprach Augustus mit fahlem, zornigem Blick. „Sie können mit den ganzen Krempel da auch scheu'en, ich will den Mann, der meine liebste Braut mit verruchter Hand gemordet, und ich werde ihn richten."

Elisabeth sprach, als habe sie seine zornigen Einwürfe nicht gehört: „Franeois de Sales sagt nun, müßte nur bei allen Ehen Jesus zugegen sein wie bei der zu Kana, so würden die Ehen heilig gehalten werden; ein gutes Wort, obwohl es ein römischer Bischof sprach — Die Ehe ist heilig." —

Da sprach der König, wütender Ungeduld schüttert in seiner Stimme: „Ich hätte sie in der Kreuzkirche vor Gott und Menschen zu meiner Gemahlin genommen und böte sie zur Herzogin von Striegau, folgends zur Königin von Polen gemacht.

„Und Gott wollte es anders, sie nahm den elendesten der Menschen. — Mon Cousin, einen Tag und eine Nacht litt ich grausame Qual, wie ich sie gelitten habe, in der Fürspiegelung, daß dieser Mensch, der unter Beilitum bestialisch schändete, auch ein anderes, höheres Heiligtum schänden würde, im Gesetz der Menschen hätte er dies sogar dürfen."

„Sie sprechen von Dingen, deren Essens Sie nicht kennen. Was rechnen Sie ihm aus?"

„Mein Cousin, Sie sahen sie, wie sie hier in unserer Kirche kniet, schön wie der Mai selbst. Ihr tapferes Herz wurde aufstimmt von seiner Stimme, Ihr Ohren und Augen hatten Lust an seiner Anmut. Meinen Sie nun, ein Mensch solcher niedrigen Gesinnung . . . — aber mit was für Augen sehen denn solche Menschen übehaupt unsre und schöne Frauen an? — Mein Cousin, achten und noch heute nacht war ich in einer förmlichen Raserie, wenn ich mir dies alles dachte. — Und es geschah nicht . . . ich hätte ihm Ketten anlegen lassen — damit hab ich gewiß nicht gedroht — er wird den Schlüssel der Ketten den ihm Maria in der Nacht durch meine Nichte holen ließ, von sich."

„Theater," murrte der König.

„— Sagen Sie mir, mon Cousin," sprach die Herzogin, und jetzt neben dem wütigen Schrei, wo der Name von Kana steht, richtet sie sich hoch auf, hoch wie Debora, die Richterin. „Sagen Sie mir aber, die ich nichts weiß — kommen nicht Dinge unter Menschen vor, unter Menschen von hohem Ansehen, die ebenso schlimm sind, als diese Tat gewesen wäre, die dieser Strauchritter, einer ältlichen Emachung leuchend nicht bezing. — Sagen Sie mir auch, mon Cousin, ob es nicht Männer gibt, die ihre Frauen mißhandeln unter dem Deckmantel der Ehe, daß die Engel ihr Angesicht verhüllen und Jesus zur Rechten des Vaters weint?"

„Beschießen Sie den Sermon — wozu das?" rief wild der König. Die Glocken, in ihrer metallenen Wut gebrochen, klangen sanfter in des Superintendenten mächtigen Ruf:

„Exorcizo te creatura salis!"

„Sagen Sie mir!" rief Elisabeth, und ihre jungfräuliche Stimme mischt sich mit den Beschwörungen, die ihr Mönch aus dem römischen Ritual genommen, und wahrlich, ihre Reinheit ist Mathildens und aller heiligen Frauen, die je in Duldsinnung opferten und beteten, gleich. „Sagen Sie mir, ob es nicht Männer gibt, Fürsten sogar, denen die Unschuld eines Mädchens nichts bedeutet die viele Rosen entblättert haben Rosen, die dann Spinne und Geister gernaten — wo eine arme weißand Rose haben wir auch hier — die da wollen eine leichte aventure mit einer unberührten Unschuld haben, und nicht gedenken, daß eine Lilie des Herrn zu zertreten eine Sünde wider den Heiligen Geist ist."

„Was reden Sie da," sprach der König heiser, „aber gut, ich kann auch reden! — Meine Hand zu genesen, haben Hunderte sich zu meinen Füßen gebeugt — aber Sie, evangelische Pfalzgrafin, weil Ihrer niemand je begehrte, mißnämlten den ärgsten beiden Laroms den schönsten Mädchen — ich hätte Maria zur Königin gemacht. — Aber wer öffnete zuvor denn die Tür der Zelle daß sie die Geliebte eines Fürsten werde?"

„Ich!" rief Elisabeth, inbrünstig die Augen gen Himmel. „Aber du o Herr, der du Abraham geprüft hast, sahest meine Not! Es ging um das Blut und Leben meiner Landeskinder! Ich habe gekämpft wie Jakob mit dem Engel. — Und doch erlag ich — Doch mein Herz ist dir o Gott bekannt, und dieses weißt du wohl, daß ich nur in den Fehler fiel, weil ich zu sehr Regentin war, wahrlich, ich hätte nichts sein sollen, als Jungfrau und geistliche Mutter."

„Madame, hommage à votre langue bien attiée" — aber ich befehle darauf, Sie liefern mir den Mörder aus," sprach der König.

„Ich habe mein letztes Wort gesprochen: Nein!"

„Ihr letztes? Es dürfte Sie reuen. Sie kennen das Schwert von Wettin."

„Unter meinen Schätzen verwahrte ich das Schwert von Holstein."

„Was nehmen Sie also mit dem Mörder meiner Braut vor?"

„Mörder unserer Maria war er wider Willen, ich sagte Ihnen schon, die Ehre aufs mir."

„Unerheblich. — Setzt einer das Haus in Brand und kommen Menschen in den Flammen um, so ist er für das Leben des Todes schuldig."

„Was nehmen Sie darauf, Sie Ihrome wollte Feuer sehen?"

„Mein Reichtum ärgerte ihn ersteus, und ferner hielt er mich für eine — entremeteuse, die ein unschuldiges Mädchen einem . . . Herr schwören sie. — Der König eine mit schwerem Schritt, keuchend, im Zytter hin und her. „Unerheblich" murrte er dumpf. „Er mag Frauen anstehen soviel er will — meine liebste Maria ist tot von seiner verruchten Hand, und ich bin der Königa. — Was tun Sie mit der Bestie?"

„Er ist gefangen auf Lebenszeit."

„Hier bei Ihnen?" Der König lachte schallend auf. „Meine liebe Base, ich sehe die Zeit, wo Sie mich und mein Schwert anrufen; coyez m'ent." „Nein, das wird nie geschehen," Freundschaftlich nebeneinander schreitend und einander doch von Herzen abgeneigt, tragen die geistliche Souveränin und der Souverän aus dem Oberchor.

Augustus trat nochmals zum Katafalk, wo die Braut in einem Schlummer lächelnd ruht; und er wollte mit seinen Lippen ihre Stirn küssen, und nicht fiel ihm die gezuste Historia aus Portaea ein, die der Prediger Horrea vor drei Tagen, um das Mädchen vor seiner Liebe zu warnen, erzählt hatte. Doch er berührte die Stirn der Toten nicht mit seinen Lippen, denn noch er neben der Totenbahre sah, entsetzte ihn. Es war da, halb kniend, halb liegend, Aurora, seine erste Liebe. Sie hatte sich aus der Prophet herunterstreifen lassen, unten stand die Sänfte. Ihre Haare, fast weiß, hingen zerstreut über ihre Schultern; ihre Augen, die Augen der schönsten Frau Europas, wie waren sie entsetzlich. Die Gruben klaw, wie entsetzlich war der einst besonders Mund und wie herzzerreißend die erloschene Stimme, einst pures Silber in Kristall aufklingend. doch nun Kerle diese Stimme: „O meine liebe Kleine, und nun Mutter dir neben! — Die du so gut zu mir warst. Gott lohne dir's! Ich Ruine, ich arme Liebesbettlerin, hier ruhest du, eine Königin der Liebe, gestorben aus Liebe! So lohne dir Gott, der die Liebe ist alle deine Liebe."

Elisabeth sah dem König, dessen zornrotes Gesicht erhellte, in die Augen: er senkte die seinen.

Willkommen „Siebenter Tag"!

„Grüß Gott!" — mit diesem trauten Gruß,
die Kappe höflich in der Hand, —
so stelltest du dich bei uns vor
als Sonntagsgast in Stadt und Land.

„Hört!" sprachst du freundlich, „was ich will:
Am Tag des Herrn, dem siebten Tag —
wenn Ihr der Christenpflicht genügt,
Euch auszuruht von dem Ungemach,

und von der Werktagslast und Pein, —
will ich erquicken Euer Herz,
den Geist erbauen, und den Sinn
erheitern Euch mit meinem Scherz!"

Wir waren freudig überrascht . . .
Bescheiden feagtest du alsdann:
„Gestattet, liebe Leser, mir
die Frage, ob ich bleiben kann?"

Begeistert willigen wir ein! — —
Wer sich auf deine Art einfühet,
bekommt den besten Platz im Haus,
den Ehrenplatz, der ihm gebühret!

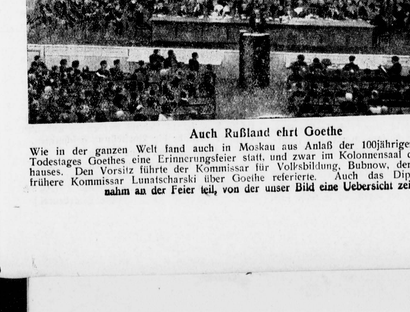
„Grüß Gott!" klingt unser Gegengeuß.
„Wir öffnen unsre Pforten gern,
ein herzliches Willkommen dir,
Du lieber Gast am Tag des Herrn!"

Ein Leser

Der Mann im Monde

Von der Ueberwindung des Radikalismus

Eines haben die Wahlen des Reichspräsidenten gezeigt, nämlich die einstweilige Ueberlegenheit derer im Lande, die sich für sachliche Arbeit, für Ordnung, für ruhiges Ausharren entschieden haben. Da aber anzunehmen ist, daß die Ursachen, die den Radikalismus hervorbringen, insbesondere die wirtschaftliche Verzweiflung, nach immer stärker wirken werden, so kann die Ueberlegenheit der Hindenburgwähler nur erhalten bleiben, wenn das Vertrauen in die Regierung Brüning steigt. Das läßt sich vor allem dadurch erreichen, daß politische und wirtschaftliche Aufklärung immer mehr verbreitet werden. Ich habe da wieder einige „Lehrbogen" bekommen, die im Verlag „Deutsche Arbeit", Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 25, 1. Etg., erscheinen. Der bewegende Geist dürfte bei diesem vorzüglichen Werk Dr. Röhr sein,



Ein Bild von amerikanischer Not

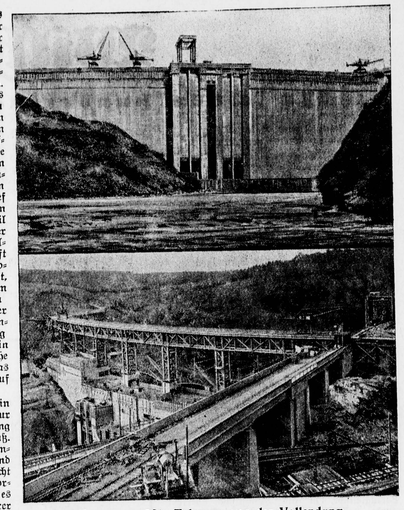
Die amerikanische Arbeitslosigkeit hat jetzt einen Umfang angenommen, den dieses Land der Prosperität nie vorausgesehen hätte. Die Not der Arbeitslosen, die keinerlei Unterstützung erhalten, ist ungeheuer. In den Kellerräumen abgerissener Häuser hausen sie, wie unser Bild aus Washington zeigt

der sich vor allem durch nüchternen Tatsachensinn auszeichnet. Kann es wichtigere Themen geben, als etwa „Autarkie oder Weltwirtschaft", als „Kapital und Kapitalbildung", als „Banken und Börse", als „Das Geld muß rollen" oder als „Das Volkseinkommen"? Diese Stücke sind so geschrieben, daß auch der einfache Mann sie verstehen kann. Freilich ohne Nachdenken und ohne geistige Bemühung geht es nicht. Wer aber eines dieser Kapitel nach dem anderen vornimmt und durchackert, was bei der Kürze und Geschlossenheit der einzelnen gar nicht so schwer ist, der kommt nach und nach in den Besitz vorzüglicher wirtschaftlicher Erkenntnisse. Ich weiß wohl, daß manche fromme Seelen dergleichen Lektüre nicht sonderlich lieben. Gerade diese aber sollten ihren Gesichtskreis auch ins Wirtschaftliche hin erweitern. Es ist einmal so, daß im Reiche Gottes alles seine Ordnung hat. Uebernatürliche Kräfte werden uns nicht in erster Linie zuteil, damit wir damit Fragen lösen, die mit dem natürlichen, uns geschenkten Menschenverstand gelöst werden müssen. Horcht man im Lande herum, so spürt man immer wieder, daß die Zahl der auch nur einigermaßen wirtschaftlich Gebildeten außerordentlich klein ist. Darum hat es die Agitation so leicht. Darum kann jeder Schwätzer bei uns die Säle füllen. Ja, es scheint beinahe, daß man sich durch all den rauschenden Beifall und durch all den unverantwortlichen Redeschwall an wahrer Arbeit vorbeidrücken will. Geh einfach nicht hin zu diesen sensationellen Versammlungen, die vielfach von der Neugier derer leben, die mit dem Herzen gar nicht dabei sind. Gib lieber die Eintrittsgelder für aufklärende Lektüre von der Art aus, wie ich sie soeben empfohlen habe.

Auf eine zweite Weise können wir dem Radikalismus begegnen. Man denke seine Gedanken wieder mehr auf andere Ideen. Ich lese da eben die Katholischen Missionen, die heute bei Schwann herauskommen. Gar nicht trennen kann ich mich von dem ersten Artikel gleich, der von den beschaulichen Orden spricht und von ihren gewaltigen Leistungen. Diese stillen Männer, die Meister des inneren Lebens, entfalten eine wunderbare Tätigkeit in den Missionsländern, in denen man sich nach ihnen sehnt. Nachdem das industrielle Europa vorhin einzig die „Segnungen" der Zivilisation gebracht hat, kommen sie nun mit dem echten Europa, mit dem Europa des Christentums. Es bedarf in den Missionen wohl nicht erst der Erwähnung, daß sie dort ihre Hauptaufgaben sehen, die diesem Erdteil von der Vorsehung zugedacht worden sind! Wie tief steht im geistigen Range jener Teil der Jugend, der heute den Mausefallen nachläuft und etwas Großes zu tun glaubt, wenn er vom Körperkollektivismus spricht, gegenüber jener, die in ernster Entsagung hingeht und ein Leben voll Mühe und Opfer für das Gottesreich auf sich nimmt.

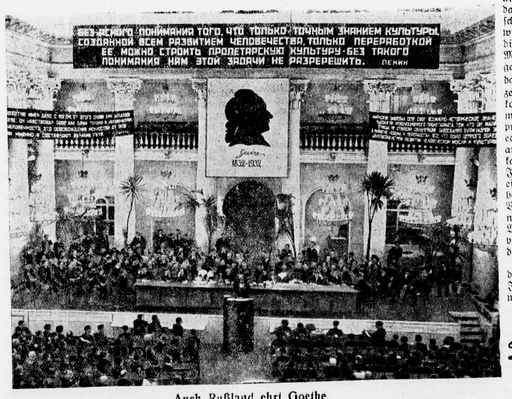
Es ist noch ein Drittes, was zur Entradikalisierung getan werden muß. Wir können nämlich an dem Grund allen Uebels nicht mehr so leicht vorübergehen, wie es manche in ihrer Bequemlichkeit wohl möchten. Der Monopolkapitalismus von heute ist ein Greuel, eine Schande der Menschheit. Die Methoden der Rüstungsindustrie scheinen jeder Moral zu spotten. Die heiligsten nationalen Empfindungen sind diesen Geldverdienern eben gut genug, um als Stimmungsmache für den Krieg und als Reklame für die Kriegswaffen mißbraucht zu werden. Wir hören von Bilanzfälschungen bei den weltberühmten Gründern von Riesenkonzernen. Was wir an gesunkener Wirtschaftsmoral im täglichen Leben und auch in Verbindung von öffentlichen Stellungen mit privaten Verdienstquellen hören, spottet jeder Beschreibung. Wir dürfen zu diesen Dingen nicht schweigen. Es soll wenigstens der Arme wissen, daß da ein Anwalt für ihn ist in der öffentlichen Meinung. Irgendwo weiß ich von einer Kommune, daß sie einfach ein neues Haus, da der Platz nicht reichte, zum Teil auf dem Boden des Nachbarn baute. Dieser beschwert sich, denn niemand hat ihn gefragt, und niemand denkt daran, ihn zu entschädigen. Man wußte genau, daß dieser gepreßte Mann kein flüssiges Geld hatte, daß er einen Prozeß nicht führen konnte, und so hielt denn die Klique zusammen, Klüngel, wie wir sie aus dem Steckprozeß doch hinreichend kennen. Man kann es den Leuten nicht übel nehmen, wenn sie angesichts solcher Vorkommnisse zu den radikalen Parteien gehen, sei es auch nur aus dem Instinkt der Rache heraus. Wollten wir uns einmal alle gemeinsam einsetzen für eine bessere Wirtschaftsmoral, für eine gerechtere Verteilung der Erdengüter, und wäre da auch nur erst dieser gemeinsame Einsatz und feste Wille, schon das würde die vom Leben und vom Recht Geächteten gewinnen und ihnen die Hoffnung zurückgeben.

Der Radikalismus des Guten, des Tüchtigen, des Echten, des Idealen, der muß wachsen, und es wird jeder andere von selber abnehmen!



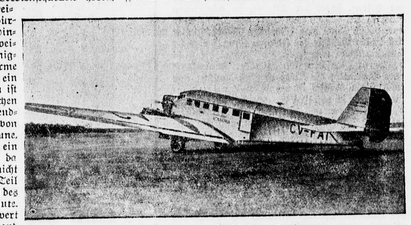
Europas größte Talsperre vor der Vollendung

Die zur Zeit bei den Bleilöchern im oberen Saaletal im Bau befindliche Talsperre geht nunmehr ihrer Vollendung entgegen. Mit einer Wasseraufstauung von 215 Millionen Kubikmeter und einer Länge des Stausees von etwa 28 Flußkilometer wird sie die größte Talsperre Europas sein. Wir sehen oben die fast fertige Sperrmauer, die eine Höhe von 65 Meter hat. Unten eine Etappe der langjährigen und kostspieligen Bauarbeiten.



Auch Rußland ehrt Goethe

Wie in der ganzen Welt fand auch in Moskau aus Anlaß der 100jährigen Wiederkehr des Todestages Goethes eine Erinnerungsfeier statt, und zwar im Kolonnensaal des Gewerkschaftshauses. Den Vorsitz führte der Kommissar für Volksbildung, Bubnow, der ebenso wie der frühere Kommissar Lunatscharski über Goethe referierte. Auch das Diplomatische Korps nahm an der Feier teil, von der unser Bild eine Uebersicht zeigt.



Die Luftjacht des Luftfahrtpräsidenten

Die Junkerswerke haben dem Präsidenten des Internationalen Luftfahrtverbandes, dem rumänischen Prinzen Bibescu, gleichsam nach Maß eine Luftjacht gebaut, die an Eleganz und Bequemlichkeit alle bisherigen in den Schatten stellt. Die Maschine ist mit drei Hispano-Suiza-Motoren ausgerüstet, die eine Gesamtleistung von 1000 PS entwickeln und dem Flugzeug eine Reisegeschwindigkeit von 220 km verleihen. Die Kabine ist in zwei Räume eingeteilt, deren vorderer als Schlaf- und Aufenthaltsraum für die Begleitung, und deren hinterer als Wohn- und Arbeitsraum des Prinzen eingerichtet ist.

Ich weiß, wen Sie gewählt haben!

1 Die Kandidaten der letzten Stichwahl waren auf den Stimmzetteln numeriert. Hindenburg hatte Nummer 1, Hitler Nummer 2, Thälmann Nummer 3

Das Wahlgeheimnis war durch die Wahlzelle, den undurchsichtigen Umschlag und die Urne unbedingt gewahrt.

Dennoch habe ich bei allen, die ich Nebenbinge fragte, leicht herausbekommen können, wen sie wählten. Ja, auch die Stunde, da sie wählten, haben sie — sie mochten wollen oder nicht — verraten müssen.

Dadurch bin ich auf dem Lande, wo ich wohne, in den unverdienten Ruf gekommen, hexen zu können.

Darf ich bitten, mitzuhexen?

Erst aber will ich meine Herkunft an dir selbst beweisen: Denke die die Stunde, zu welcher du gewählt hast, letzten Sonntag — hast du, — schön, verdoppele in Gedanken diese Stundenzahl — hast du's, — zähle 5 dazu — fertig, — multipliziere, was herauskommt, mit 5 —, nun zähle die Nummer deines Kandidaten zu — und ziehe endlich 25 davon ab — nun, sage mir die Zahl, die herauskommt — 121, sagst du — gut, so sage ich dir: Um 12 Uhr (die beiden ersten Zahlen) hast du gewählt, und zwar Hindenburg, den Kandidaten 1 (die letzte Ziffer).

Und du? Bei dir käme 82 heraus? — schön, so hast du um 8 Uhr (erste Ziffer), Hitler, den Kandidaten Nummer 2 gewählt.

Wie, bei euch kommt 103 heraus? — na, schön, dann hab' ihr eben morgens schon um 10 Uhr den Thälmann, Nummer 3, gewählt.

Stimmt's? — Ihr alle nickt betroffen. — Es muß immer stimmen, wenn ihr auch selber fragen werdet; probiert es nur.

Woher das kommt? Wo das geheime Rädchen dieses alles verratenden Rechenmechanismus steckt? Je, nun, hättet ihr damals in der Schule beim Rechnen besser aufgepaßt, statt mit Papierkugeln zu werfen. — plagt euch nur ein wenig, ihr findet's schon, wenn auch hübsch versteckt hinter unserer Schule.

Fritz Müller, Partenkirchen.

Wilhelm Busch

Zu seinem hundertsten Geburtstage am 15. April 1932

„Rosen, Tanten, Basen, Nelken
Sind genötigt zu verwelken."

Ein Völkerforscher erzählt, wenn ihm „auf langen, staubigen, Seele und Körper abmattenden Wanderungen in der Wildnis Amerikas der Geist ganz in Lethargie zu versinken drohte", dann habe er Verse von Wilhelm Busch vor sich hin gesprochen und diese hätten ihm über die Müdigkeit hinweggeholfen. Wem von uns wäre es nicht schon ähnlich ergangen? Wie oft haben uns die trockenen Verse:

„Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen."

oder:

„Es ist ein Brauch von alters her:
Wer Sorgen hat, hat auch Likör."

einen Kummer erleichtern helfen; wie oft hat uns die Losung: „Frisches Hemd und frischen Mut!" mit einem Ruck wieder aufgerichtet, zumal dann, wenn uns die zugehörigen Zeichnungen dabei vor Augen standen, die mit ihren paar großen, doch so unglaublich bewegten Linien oft noch mehr sagen als die schlagkräftigen Verse, noch mehr zum Lachen bringen als diese spaßhaften Reime:

„In der Kammer still und dunkel
Schläft die Tante bei dem Onkel".

Es hat also schon seinen Grund, wenn die Bildergeschichte von „Max und Moritz" — wer hält es für möglich, daß sie schon 1865 erschien! — schon so bald ins Englische, Schwedische, Portugiesische, ja ins Japanische übersetzt wurde. So deutsche, echt niederdeutsche Menschen Busch gezeichnet hat, sie alle sind irgendwie überzeitlich und allerorten: diese Gernegroße und Tölpel, Idealisten und Bösewichter, diese bösen Buben und scheinheiligen Alten.

Und doch, wer hätte nicht schon beobachtet, wie ihm bei Busch einmal das Lachen im Halse stecken blieb, ja, daß ihm das Lachen über diese Geschichten nicht eigentlich und auf die Dauer in tiefer Seele beglückte? Woher kommt es, daß — wenn man einmal nachdenken will — wir über all diese Fehler und Gebrechen des menschlich Allzumenschlichen lachen, jedoch nie den Antrieb verspüren, uns solcher Mängel und Fehler zu schämen, sie abzulegen? Fragen wir uns, was übrig bleibt, wenn wir dieser Kunst einmal das genial Amüsante abziehen: Max und Moritz, Hans Huckebein, Das Pusterohr, Das Bad am Samstag abend, Die fromme Helene, Fips, der Affe — sie alle stellen trotz all des Witzes eine Welt des Mißgeschicks dar, voller Tücke und hämischer Schadenfreude. Da ist die Bosheit der leblosen Dinge; boshaft sind die Tiere und selbst die Kinder; die nicht boshaften Menschen sind entweder Dummköpfe oder Verrückte; die Liebe ist bloß Rausch; nur in einem Rausch ist der Mensch noch dümmer: wenn er besoffen ist. Gewiß, „die Laune des Stifts" vermag uns über dies grauenhaft freudlose Sein hinwegzutäuschen, und wie eine zweite Maske hält die Wortkunst den Galgenhumor der drolligen Reime vor diese Bitterkeit. Indes, der feiner empfindende Leser hört trotzdem die Dissonanz zwischen Idee und Wirklichkeit, Hohem und Niedrigem durch.

Dieser Spaßvogel hat es selber und mehr als einmal klagend ausgesprochen, wie sehr er nur der Humorist des Pessimismus sei. Busch, der Niederdeutsche, von Natur trübsehersich, schildert selber in der Jubiläumsausgabe der „Frommen Helene" und in der Vorrede zu „Pater Filucius", wie er die Kräfte seiner Seele aus den „freireligiösen Schriften" jener Zeit sog, aus Kants „Kritik der reinen Vernunft"; er gesteht, wie er Darwin und Schopenhauer mit Leidenschaft las. Hier verlor er gänzlich jene Seelenkraft, ohne die das alles auch in der Dichtung nur tönend Erz und klingende Schelle ist: die Liebe. Geistreich, aber doch wie gallig sah er nur und immer die Schattenseiten des Lebens und Seins, so daß er schließlich den Glauben an das Hohe und an das Heilige ganz verlor.

Armseliger noch als dem nur in der „Roetenbimension" lebensfähigen Idealismus des „Balduin Bählamm" ergeht es dem des Dichters im „Schmetterling", wenn er in seiner Verzücktheit: „O wie schön ist doch die Welt!" den nahenden Wagen nicht hört und so ein Bein abgefahren bekommt. So sah Busch die Welt: „Der Schmerz ist der Herr, und Sklavin ist die Lust." Noch unmöglicher, verlogen dünkt ihn der „Heilige". Das sind nur Frömmler, wo nicht Heuchler:

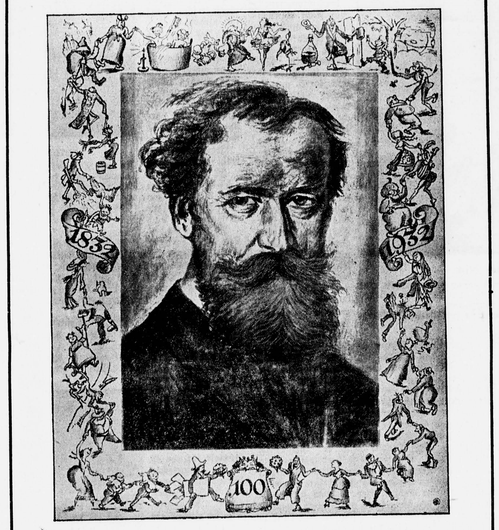
„Die haben alles hinter sich
Und sind, gottlob! recht eigendlich."

Geradezu kränkend wird der Hohn auf das Heilige im „Pater Filucius". Gewiß, den Spott auch auf den „Heiligen Antonius von Padua" hat Busch in seinen späteren Jahren ehrlich selbst verurteilt. Doch wenn er auch in einem Briefe an Maria Anderson gestand: „Werden wir jemals die Wahrheit in Worten fangen? — Niel — Unsere Philosophie nach dem dreißigsten Jahre heißt: „Glaube", — wenn er auch hinsichtlich der so verehrten Schopenhauerschen Philosophie wehmütig zu der Einsicht kam: „Ihr Schlüssel scheint mir wohl zu mancherlei Türen zu passen in dem verwunschenen Schloß dieser Welt. Nur nicht zur Ausgangstür", — Busch blieb doch in den Fesseln des Skeptizismus seiner Zeit. Er gehörte aber mit seinen Landsmännern Lagarde und Langbehn zu jenen wahrhaftig ehrlichen Männern des 19. Jahrhunderts, die als erste die Fragwürdigkeit gerade der modernen „Errungenschaften" erkannten. Man lese in der Vorrede zu den „Haarbeuteln" die Satire auf die herkömmlichen Begriffe von Menschentum, Ethik, Pädagogik und politisch-soziale Weltordnung, und man kann nachfühlen, weshalb er unter dieser Erkenntnis, wie arm uns die Zivilisation gemacht, verzweifelt zusammenbrach. Er konnte nicht mehr glauben.

In „Guards Traum" trifft er auf einem bemoosten Steine einen bemoosten Einsiedler, der kein Glied rührt: „Was treibt Ihr denn da, alter Freund?" so fragte ich ihn. „Das Leben ist eine Schuld! Ich sitze sie ab!" Wir sehen, der Humor bei Wilhelm Busch ist, genau besehen, ein Galgenhumor. So hat er sich selber geschildert:

„Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
Er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,
Die Krallen scharf, die Augen glüh . . .
Der Vogel denkt: Weil das so ist
Und weil mich doch der Kater frißt.
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquilieren,
Und lustig pfeifen wie zuvor. —
Der Vogel, scheint mir, hat Humor."

Dr. Klaus Henrichs



Und die Moral von der Geschicht? Drückt stets hier aus ein Busch-Gedicht!

Selbsterlebtes zu Versen von Wilhelm Busch

Die letzten Dreimarkstücke

Von Peter Martin Lampel

Ich war damals noch Maler. Hockte fünf Treppen hoch in einem Verschlag, der seines Dachfensters halber Atelier hieß. Ein halbes Stockwerk tiefer, auf der Treppe, die Toiletten, deren Rohre auch im Winter höllisch hanken.

Einmal hatte ich einen prima Auftrag hinter mir. Die beiden Jungens eines Oberregierungsrates porträtiert, alles in blau, silber und gelb. Natürlich geht jedoch auch das schönste Honorar einmal in die Binsen. Nach kritischer Betrachtung meines Portemonnaies hatte ein Sonntag-Vormittag eine heftige Arbeitswut ausgelöst, aber schließlich stand man, wie so oft, vor der eigenen Pinselei, zwar irgendwie, aber doch nicht gerade überzeugend, von der Güte des Geschaffenen überwältigt.

Da klingelte das Telefon. Dieser verdammte Apparat war mir geradezu zum Schoßkind geworden. Als ich mich damals selbst zum ersten Mal im Telefonbuch las, war ich ein paar Minuten lang unbändig glücklich. Ich habe allerhand Kummer im Leben durchgemacht, aber immer hat es im letzten Augenblick noch gereicht zur Bezahlung der Grundgebühren und der — hoffnungslos — viel zu zahlreich angekreideten Gespräche.

Da klingelte also das Telefon und ich hob den Hörer ab.

„Fleißig gewesen? — So? — Wissen Sie, wir haben heute einen Gänsebraten; wir essen pünktlich um 12 Uhr, wenn Sie sich gleich auf den Weg machen, warten wir ſ—o lange. . . . . wird uns freuen."

Ich: „Famos, Herr Doktor!", und zog schon draußen vor der Tür mit aller Gründlichkeit den Schlüssel ab.

Als ich angemeldet wurde bei den Leuten, zu denen ich ging, schien mir allerdings, als wäre es mit dem Essen nicht so eilig, aber . . . bei feinen Leuten ist es manchmal den umständlicher als bei unsereinem. Die Dame des Hauses lag auf dem Sofa, war liebenswürdig wie immer und offenkundig erfreut. Ein Sonntagsmittagsgast kam auch noch hinzu, und schließlich querschte man eine Stunde nach der anderen zu Tode. Kunstgeschichtliche Bücher wurden gewälzt, Grammophonplatten angekurbelt, man sah mich höflich an, ich sah sie höflich an, und stundenlang knurrte mein Magen satanisch. Verflucht, wo blieb das Essen?

Endlich sagt die Dame des Hauses: „So, jetzt wollen wir aber zu Tisch gehen." — Ich hatte auf die Uhr gesehen: „Es iſ—t ja auch schon halb vier, essen Sie immer so spät?" — Sie sah mich an, lächelte mit Anstrengung: „Wir haben nämlich heute etwas extra Feines, auf das wir uns schon seit Wochen gefreut haben, Hasen, aus Ostpreußen geschickt." Ich nickte, sagte, daß ich Hasen immer gern gegessen hätte, aber einen Moment blickte es durch meine Vorstellung: Wozu hat der Mann vorhin von Gänsebraten geredet? Die Dame des Hauses tat endlich den befreienden Ausspruch, daß ich doch hoffentlich mitessen wollte, worauf ich ihr versicherte, daß ich deshalb ja gekommen sei.

Der Hasenbraten ging sogar ein zweites Mal herum. Zwar war der Servier—teller schon recht leer und ich eigentlich beinahe satt, aber ich packte mir ein neues, saftiges Stück auf, dachte, ich würde den Leuten nun mal den Gefallen tun. Freundlich sah ich auf die ernsten Mienen meines Gegenüber.

Am nächsten Vormittag im Atelier.

Am Telefon war die Frau Oberregierungsrat: Was los gewesen wäre, um Gotteswillen, — Ich: „Nanu?" — „Was ist Ihnen denn gestern passiert?" — „Mrr? Nichts, gnädige Frau, mal wieder gut gegessen." — „Ja, aber nicht bei uns!" — Mir stockt das Herz: „Wieso?" — „Sie wollten doch gestern bei uns Gänsebraten essen!" Nun ging mir — mit Verzögerung — der Seifensieder auf. Wenn jemand am Telefon sagt: „Hier Doktor . . .", wo's so viele Doktors gibt, und in diesem Fall beide einsilbige Namen und ähnliche Stimmen haben — dann kann man's ja verhören. Aber wenn dann der Hausherr und die Hausfrau Ausschau halten, wenn sie samt ihrer Kinderschar anstatt das Knusprige um zwölf, das Aufgedärmte um zwei essen, wenn der Hausherr sogar sich nachher eine Autotaxe nahm, um nachzusehen, ob der arme Kerl womöglich auf dem Weg zu uns verunglückt ist, ja, so ist das eben für den, der nicht kam, erheblich peinlich.

Nebenbei auch deshalb, weil er jetzt die beiden letzten Dreimarkstücke aus der Tasche klauben, zwei Blumentöpfe kaufen muß und damit antanzt, um die Situation zu retten.

„O hüte dich vor allem Bösen!
Es macht Plätzle, wenn man es ißt (ißt?)
Es macht Verdruß, wenn man's gewesen!"
(Die fromme Helene)

*

Bühnenfieber

Von Richard Romanowsky

Ich weiß nicht mehr, ob es Haim oder Reichenberg war — jedenfalls datiert dieses Erlebnis aus den Anfängen meiner schauspielerischen Laufbahn.

Ein einheimischer Rentier, kleines, verhutzeltes Männchen, ward dort vom Bühnenfieber gepackt. Auf Verderben kam es ihm nicht an, er hatte sein bescheidenes Einkommen und viel, sehr viel freie Zeit. Kostenlos statierte er bei uns mit, tat alle erdenklichen kleinen Dienste — nur, um mit dabei sein zu können. Seine Sehnsucht, das Ziel, auf das sich seine ganze Lebensenergie konzentrierte, war — eine Rolle!

Wir hatten ihn alle gern, wenn wir uns auch über ihn lustig machten (denn stand er völlig verloren und ratlos da, ein kindliches Lächeln um den breiten und höflichen Mund), aber auf der Bühne als Schauspieler konnten wir uns ihn nicht vorstellen.

„Aber endlich und zuletzt
Hat er's richtig durchgesetzt."
(Wilhelm Busch.)

Der Direktor ließ sich in einer schwachen Stunde erweichen und gab ihm die heiß ersehnte Rolle. Groß war sie nicht, aber — es war eine Rolle, er mußte sich richtig schminken und zurechtmachen, brauchte nicht bloß zuzusehen, wie es die anderen taten.

Endlich kam der große Tag. Unser Enthusiast war schon am frühen Nachmittag im Theater, saß vor dem Spiegel, schminkte sich und probierte sein Kostüm. Für den Abend hatte er uns alle ins Restaurant eingeladen, um, wie er sagte, „den glücklichsten Tag seines Lebens" gebührend zu feiern.

Es wurde ein klassisches Drama gegeben. Die Rolle unseres Enthusiasten bestand darin, daß er zu Ende des dritten Aktes erregt auf die Bühne zu kommen hatte mit den Worten: „Sie kommen noch nicht!" Um die Echtheit seiner Aufregung konnten wir unbesorgt sein, denn er zitterte wie Espenlaub.

Zum gegebenen Zeitpunkte wurde er vom Inspizienten mit den Worten: „Sie kommen!" auf die Bühne geschoben. Und jetzt begann die Tragikomödie.

Kaum stand er auf der Bühne, als die Souffleuse zischte: „Sie kommen noch nicht!" Das kleine Männchen auf der Bühne erblickt in entsetzlicher Angst. Daß dies die Worte sind, die er nachzusprechen hat, kommt ihm nicht zum Bewußtsein. In wortloser Verzweiflung schleicht er hinter die Kulissen zurück.

Der Inspizient sieht ihn wie einen Verrückten an. „Sie kommen . . .!" raunt er ihm zu, und gehorsam schleicht er wieder auf die Bühne, wo ihm die Souffleuse wieder entgegenzischt: „Sie kommen noch nicht!" Das Männchen sieht sich ratlos um, die Tränen kommen ihm, und er versteht nicht, was los ist.

Im Publikum ertönt verdächtiges Gelächter, auch wir können uns kaum mehr halten. Und wieder sieht das Männchen hinter die Kulissen.

Schreckensbleich, keines Gedanken fähig, läßt der arme Kerl das Donnerwetter des aufgebrachten Inspizienten über sich ergehen. Er hatte es so gut gemeint, es sollte der glücklichste Tag seines Lebens werden — und nun hätte er beinahe die Vorstellung geschmissen.

„Ohne Hören, ohne Sehen
Steht der Gute sinnend da;
Und er fragt, wie das geschehen.
Und warum ihm das geschah."
(Die Haarbeutel.)

Der verhinderte Dichter auf Liebespfaden

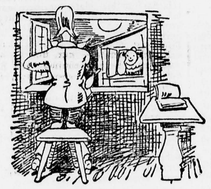
Aus „Balduin Bählamm" von Wilhelm Busch

Der Mond. Dies Wort so ahnungsreich,
So treffend, weil es rund und weich —
Wer wäre wohl so kaltbedächtig,
So herzlos, hart und niederträchtig,
Daß es ihm nicht, wenn er es liest,
Sanftschauernd durch die Seele fließt?

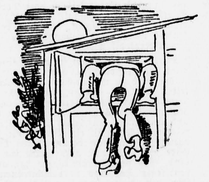
Das Dörflein ruht im Mondenschimmer,
Die Bauern schnarchen fest wie immer;
Es ruh'n die Ochsen und die Stuten,
Und nur der Wächter muß noch tuten,
Weil ihn sein Amt dazu verpflichtet,

Der Dichter aber schwärmt und dichtet.

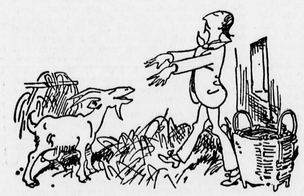
Was ist da drüben für ein Wink?
Ist das nicht Rike Mistelfink?



Ja, wie es scheint, hat sie bereut
Die rücksichtslose Sprödigkeit.
Der Dichter fühlt sein Herz erweichen.
Er folgt dem liebevollen Zeichen.



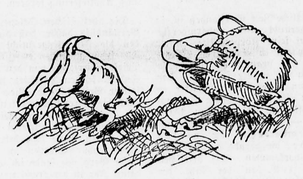
Er drängt sich, nicht ganz ohne Qual,
In ein beschränktes Stallokal.



Mit einem Mäh (mit einem langen)
Sieht er sich unverhofft empfangen.

Doch nur ein kurzes Weck begleitet
Den Seitenstich, der Schmerz bereitet.

Ein Stoß grad in die Magengegend
Ist aber auch sehr schmerzerregend.



Daß selbst ein Korb in solcher Lage
Erwünscht erscheint, ist keine Frage.

Bedeckung findet sich gar leicht;

Es fragt sich nur, wie weit sie reicht. —
Und grade kommt die Rike hier,
Der Krischan emsig hinter ihr;

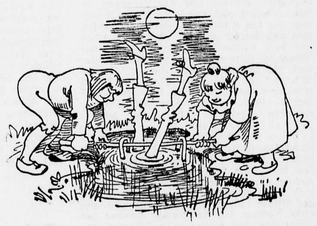
Sie mit vergnügtem Mienenspiel,
Er mit dem langen Besenstiel.

Er schiebt ihn durch des Korbes Henkel

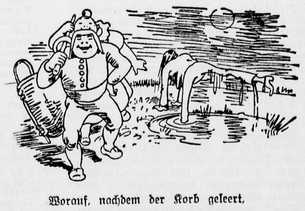
Und zwischen Bählamm' seine Schenkel.
Nachdem er sicher eingesackt
Wird er gelupft und aufgepackt.

Er strampelt sehr, denn schwer im Sinn
Liegt ihm die Frage: Ach, wohin?

Ein Wasser mondbeglänzt und kühl,
Ist das erstrebte Reiseziel.



Und angelangt bei diesem Punkt
Wird fleißig auf und ab getunkt;



Worauf, nachdem der Korb geleert,
Das Liebespaar nach Hause kehrt.

Aus fernen Zonen

Fünf Millionen Sklaven!

Zwei Millionen allein in Abessinien. — Der Negus will sie befreien. — Moderner Sklavenhandel in Afrika und Asien. — Ghard el Gash, das Dorf der Flüchtlinge. — Reiche Leute mit 15000 Sklaven

Von Dr. Georg Häfner

In Abessinien in den Völkerbund eintrat, verpflichtete es sich zur Abschaffung der Sklaverei. Inzwischen ist eine Reihe von Jahren vergangen. Der Völkerbund hat sich einige Male mit der Frage der Sklaverei in Abessinien beschäftigt, es wurden Denkschriften verfaßt und Erhebungen darüber angestellt, wieviel Sklaven es in Abessinien noch geben mag; aber auf die Abessinier machte das keinen Eindruck. Sie machten es wie die Japaner, denen man die Eindringen in die Mandschurei und ihre Angriffe auf Schanghai vorwirft: sie beschäftigten den Völkerbund mit Erklärungen und setzten im übrigen ihre frühere Politik fort. Andere Länder, in denen es noch Sklaverei gibt, machten es ebenso. Die Erklärungen haben, übertrieben ausgedrückt, stets etwa folgenden Inhalt: Erstens gibt es bei uns keine Sklaverei, zweitens geht es den Sklaven gut und sie wollen garnicht frei sein, drittens wird ihre Befreiung nicht auf einmal, sondern vielleicht in einem Zeitraum von zehn Jahren erfolgen können, und viertens soll sich der Völkerbund nicht in unsere inneren Angelegenheiten einmischen. Es bedeutet einen Fortschritt, daß der Negus von Abessinien jetzt die Punkte eins und zwei fortgelassen und nur noch feierlich erklärt hat, er werde für die Abschaffung der Sklaverei in seinem Land in einem Zeitraum von 15 Jahren sorgen. Das alte Versprechen Abessiniens müsse eingelöst werden, zwei Millionen Menschen würden die Freiheit erhalten.

Es gibt nämlich in Abessinien etwa zwei Millionen Sklaven! Der Umfang der abessinischen Sklavenwirtschaft ist erst in den letzten Jahren bekanntgeworden. Früher glaubte man, daß die wohlhabenden Abessinier über vielleicht 100000 Sklaven verfügen. Die Liga gegen Sklaverei, die ihren Sitz in London hat und die mit einer Völkerbundskommission zusammenarbeitet, hat sich nun der Mühe unterzogen, einen Gesamtüberblick über die heute noch von der Menschheit gehaltenen Sklaven zu geben. Die Ziffern sind deshalb nur mit Vorsicht zu benutzen, weil es sehr schwer ist, den Umfang der Sklaven abzugrenzen. Der Leibeigene, der als eine Art Dienstbote im Haus gehalten wird, und dessen Kinder zusammen mit den Kindern des Herrn aufwachsen, mag noch hierher gehören. Wie ist es jedoch mit dem Hebdwoib, das ebenso wie jeder Sklave für ihren Herrn auf dem Feld arbeiten muß, und das gekauft wird, ohne daß ihre Eltern oder ihr zukünftiger Mann sich danach erkundigen, welche Wünsche diese Frau hat? Und wie ist es — das ist eine heikle Frage — mit den **Zwangsarbeitern**, die in **französischen und englischen Kolonien** zum Wegebau und zur Plantagenarbeit gepreßt werden? Sind diese Bananenmotoren, die wie die Maschinen arbeiten müssen, aber keine Kohle und Benzin brauchen, sondern nur Bananen, die nützlich sein — sind diese Bananenmotoren, diese entrechteten Neger Sklaven oder freie Menschen? Es gibt viele Formen der Uebergangs zwischen der eigentlichen, voll ausgeprägten Sklaverei und dem freien Arbeiterturm. Auch wenn man diese Tatsache berücksichtigt, bleibt die Stoßkraft der Londoner Gesellschaft zur Bekämpfung der Sklaverei noch sehr lebhaft. Noch ihr Bekräftigt die Zahl der gegenwärtig lebenden Sklaven immerhin fünf Millionen Menschen. **Heute noch werden jährlich rund 5000 Sklaven verkauft.** Der Sklavenhandel ist demnach jetzt wie früher ein Räubendes Geschäft. Es gibt Sklaverei in Marokko und in Tripolis, im Wüstengebiet der Sahara, vor allem im Sudan, in den andern afrikanischen Ländern in Arabien und schließlich auch in China, wo 47 Organisationszentren für den Ankauf und Verkauf von Kindern vorhanden sind. In einer seltsamen Uebersetzung bezeichnen wir diesen Menschenhandel gewöhnlich mit Adoption; in Wahrheit handelt es sich dabei um eine besondere Form von Sklaverei.

Gewöhnlich macht man sich vom Leben der Sklaven eine zu schlechte Vorstellung. Den halben Sklaven, den Negern, die als Zwangsarbeiter im Urwald oder im afrikanischen Bergwerk verwendet werden, geht es weit schlechter. Wer es nicht glaubt, lese die ergreifende Reportage, die der französische Journalist Albert Londres vor ein paar Jahren über eine Afrikareise geschrieben hat, und die auch in deutscher Sprache unter dem Titel „Schwarz und weiß" erschienen ist. Ein Zwangsarbeiter kostet nichts; wenn er stirbt, gibt es in den Negerdörfern sowiel Ersatz, wie man braucht. Doch ein Sklave ist teuer. Die Preise, die genannt werden, schwanken natürlich sehr, sowohl nach den Gegenden, als auch nach der Qualität der Sklaven. In Arabien sollen junge, kräftige Sklaven mehrere tausend Mark gekostet haben; für einen älteren Mann sind 1000 bis 2000 Mark natürlich schon sehr viel. Frauen, die weniger arbeiten können, sind gewöhnlich billiger; aber für junge Schönheiten werden natürlich Liebhaberpreise gezahlt. Der Völkerbund hat als Durchschnittspreis viel geringere Beträge ermittelt. Nach seinen Untersuchungen bewegen sich die Preise zwischen 80 Mark für alte Leute und schwächliche Frauen und vielleicht 850 Mark für starke, große Männer. Da jeder Sklave ein Wertgegenstand ist, sucht sein Herr ihn bei Kräften zu erhalten. Er sorgt für ihn, damit er nicht krank wird oder gar stirbt, und insofern lebt der Sklave besser als der halbfreie Arbeiter in Belgisch-Kongo.

Wenn die schreckliche Zeit überstanden ist, in der der Sklave geraubt und unbarmherzig ohne Rücksicht auf seine Körperkräfte, unter furchtbaren Strapazen in eine ferne Gegend gebracht worden ist, braucht es ihm nicht schlechter zu gehen als in der Freiheit. Daß diese Entschuldigung der Sklavenhalter — und in Abessinien gibt es sehr große Sklavenhalter, Stammesfürsten, die bis zu 15000 Sklaven besitzen — nicht für alle Fälle zutrifft, beweisen andererseits die vielen **Fluchtversuche**, die gerade an der abessinischen Grenze vorkommen. Die britischen Behörden haben z. B. in der Nähe der nubischen Provinzhauptstadt Kassala, im Gebiet des Klanen Kilo, eine Siedlung geschaffen, die kleine **Dorfgemeinde Garb el Gash, die nur für entlaufene Sklaven bestimmt ist** und in ihrer Art wohl einzig dasteht. In gewissem Sinne ist sie ein Miniaturbild der vor 100 Jahren von einigen Amerikanern für ehemalige Sklaven gegründeten Republik Liberia. Wenn abessinische Sklaven entlaufen, über die Grenze gelangen und den Schutz der Sudanregierung erbitten, so werden sie in diese Dorfgemeinde geschickt. Die meisten Flüchtlinge sind mit der Weiterbeförderung einverstanden, denn in der Gemeinde der ehemaligen Leibeigenen ist dafür gesorgt, daß die Männer Arbeit und die Frauen — Männer finden. Ohne diese Aussicht, so scheint es, würden sich die Sklavinnen nicht leicht zur Flucht von ihrem Herrn, der zugleich Gatte ist, entschließen können. Dem Dorf Gard el Gash geht es dabei recht gut; es erfreut sich eines großen Kinderreichtums, und kein einziger entlaufener Sklave hat jemals von dort nach Abessinien zurückkehren wollen. Auch weiter südlich, in der Provinz, die von dem Volk der Fungi bewohnt wird, kommen fortwährend entflohene Sklaven über die Grenze. Meist treten sie die Flucht in kleinen Gruppen an, doch kommt es nach den Berichten der Behörden auch vor, daß im Stromgebiet des Weißen Nils manchmal Trupps von 100 bis 150 Flüchtlingen erscheinen. Es handelt sich dabei offensichtlich um Deserteure aus größeren Sklavenrevolten. Diese früheren Sklaven müssen mindestens 100 Km. von der Grenze entfernt angesiedelt werden, weil sonst nicht genügend Sicherheit besteht, daß einst Tages ihre ehemaligen Herren mit starker Bewaffnung erscheinen, um die Flüchtlinge zurückzuholen. Die früheren Eigentümer bemühen sich regelmäßig, ihre entlaufenen Sklaven zurückzuerhalten, indem sie gegen die Flüchtlinge bei den Sudanbehörden Klage wegen gemeinen Verbrechens erheben und Auslieferung fordern.

Die abessinischen Sklavenbesitzer haben kein Verständnis dafür, daß die britischen Behörden die Flüchtlinge nicht immer ausliefern. In einem amtlichen englischen Bericht werden Briefe zitiert, die von den Abessiniern an die Sudanbehörden gerichtet worden sind. Ein solcher Brief lautet: „Lieber Herr, Gott lasse Euch die Gerechtigkeit erkennen. Der Fall ist der, daß alle Sklaven meines Bezirks nach englischem Gebiet geflohen sind. Darum sind wir armen Leute sehr betrübt, denn es ist schwer, ohne Sklaven zu arbeiten. Wegen dieser Vorgänge sende ich Euch meinen Sohn, damit Ihr in der erwähnten Sache helft. Ich bitte Euch weinen hundertfachen Dank." Die Engländer, die den Abessiniern in dieser Beziehung Vorwürfe machen, dürfen andererseits daß die Neger in Südabessinien unter ähnlichen Bedingungen arbeiten müssen. Auf großen Höfen und Gütern wird dem Oberhaupt der Familie ein Stück Land eingeräumt, und dafür muß sich der Neger verpflichten, neunzig Tage im Jahr unentgeltlich zu arbeiten. Zunächst hält sich der Gutsherr an die Abmachungen. Wald darauf wird der Einzelhorde jedoch gezwungen das ganze Jahr ununterbrochen Arbeit zu leisten, und auch seine Familienangehörigen, seine Frau und seine Kinder werden in die Sklaverei eingespannt. Unter solchen Verhältnissen ist es verständlich daß der Widerstand bei der Besitzkämpfung der Sklaverei versagt.

aus den Bogen abgebracht werden muß, kostet ein kleines Vermögen.

Der Flugplatz Don Muang liegt ungefähr 25 Kilometer von der Stadt entfernt, und man kann ihn nur mit der Eisenbahn erreichen. Der Platz selbst ist riesengroß, gut angelegt und in dieser trockenen Jahreszeit was Bodenverhältnisse anbelangt als vorzüglich zu bezeichnen. Die Abordnung der Deutschen Kolonie traf erst kurz nach meiner Landung ein — den wegen der Affäre. Mein Telegramm kam zu spät an.

Siam machte auf mich von Anfang an den allerangenehmsten Eindruck — denn es verspricht ja weiße Elefanten und zusammengewachsene Zwillinge. Um gleich mit den weißen Elefanten anzufangen — weiß sind sie nicht! Mein Gefühl, das sicher durch die Tropensonne noch nicht gelitten hat, haben einige von ihnen rosa Flecken auf dem Rüssel und an den Ohren — aber weiß kann beim besten Willen nicht. Also wer nach Siam fährt, nur um weiße Elefanten zu sehen, der überlege sich die Reise vielleicht noch mal; aber ich würde doch dazu raten, denn es ist schön hier.

Die Siamesen sind **ein freies Volk mit einer eigenen Kultur**, daß den Kopf aufrecht trägt und seinen Wert kennt. Unnatürlich ist dies Nebeneinander von ganz alt Primitiven und höchstem Fortschritt der modernen Technik. Einer der größten Eindrücke meiner bisherigen Reise war, als ich erfuhr, daß man von hier aus mit Deutschland telephonieren kann, und daß ich wirklich einen Tag später eine tadellose Verbindung mit Berlin und meinen Eltern in Hannover hatte.

In den Straßen laufen die Kulis mit ihren Reichtümern. Wo die Bürchen die Lunge herbekommen, um da stundenlang mit dem vollbepackten Waagen in der Hitze so schnell zu laufen, wird mir ewig unverständlich sein. Und was die für Beine haben. — Ich glaube, ich würde jeden Rückschaukuli auch ohne sein Gefährt nur an den Beinen erkennen. Und so reizend sind die Leute, die ihren ganzen Hausrat in zwei Laden verteilt an einer Bambusstange hängend auf der Schulter mit sich herumtragen. Da haben sie an jeder Seite einen Bambusstaben. Schnell und leichtfüßig fliegt die Feder. Ihr Onkel Dusendang, der ihr Vermögen verwaltet, wird mit einer geschäftsmäßigkeit bietet, lassen sie den ganzen Salat einfach an die Erde und haben ihr Geschäft eröffnet. Man sagt, daß die Männer hier auf Reise die Art annähmen, viel schlafen zu können. Und immer alles im Lauftschritt. Ein großer Teil des Straßenlebens spielt sich auch auf den Klongs, das ist der thailändische Name für die Kanäle, ab. Die offene Seite der Läden liegt zum Kanal und es sind keine Geheimnisse mehr vor Alter. In den mit einer Strohmatte überdachten Booten spielt sich das ganze Leben ihrer Besitzer ab.

Wir machten in einer taghellen Vollmondnacht eine Fahrt auf den Kanälen. In einer Bucht wurde angehalten. Meine deutsche Gastgeberin sang zur Laute. Nach vierstündiger Fahrt hatte man das Gefühl, meilenweit draußen im Urwald irgendwo zu sein. Der Mond hatte überdeckten Booten spielt sich das ganze Leben ihrer Besitzer ab.

Wir machten in einer taghellen Vollmondnacht eine Fahrt auf den Kanälen. In einer Bucht wurde angehalten. Meine deutsche Gastgeberin sang zur Laute. Nach vierstündiger Fahrt hatte man das Gefühl, meilenweit draußen im Urwald irgendwo zu sein. Der Mond hatte überdeckten Booten spielt sich das ganze Leben ihrer Besitzer ab.

Wieder einmal meldet sich Onkel Dusendang. Der alte Mann bringt sie in diesen Tagen zur Verzweiflung. Auch traut sie ihm nicht über den Weg. Sie ist im Besitz anonymer Briefe. Den Manne geht es schlecht, sein früher so blühendes Exportgeschäft steht vor dem Ruin. Aber welchem Hamburger Exporteur geht es gut in dieser Zeit? Keinem.

Heute morgen erzählt er in steckenden Worten, daß Lundberg nochmals bei ihm gewesen ist. Er könne ihn nicht loswerden.

„Liebe Ingrid, ich lasse ihn abweisen, aber er drängt einfach bei mir ein. Ich bin in heller Verzweiflung. Jedesmal wieder hole ich, daß du ihn nicht empfangen kannst, daß du keinen Menschen empfängst, schon seit Jahren nicht, daß ich selber nur telephonisch verkehre mit dir verkehre . . . es nützt aber briefisch mit dir verkehre . . . es nützt nichts." — „Hm . . . hast du endlich Auskunft über ihn eingeholt, Onkel?"

Deshalb rufe ich dich eigentlich an, Ingrid. Der Mann ist — es war mir ganz unbekannt — eine sogenannte Persönlichkeit. Zwar nicht in Europa, aber doch auf der anderen Seite. Es gibt sogar Biographien über ihn. Ich lasse mir jetzt eine aus Newyork besorgen."

„So, hm . . . Und die Auskunft? Du hast dich doch sicher an deine amerikanischen Freunde gewandt."

„Tücke . . . Ingrid . . . die Auskünfte . . . riechen etwas säuerlich. Lundberg wird als Abenteurer gewertet. Er ist Schwede von Geburt, kam ohne Geld als junger Bursche nach drüben. Sein erstes Geld machte er sich auf die fellsamste Art und Weise. Es klingt so märchenhaft, ganz abenteuerlich. Ist aber verbürgt durch viele Zeugen. Seine Biographien sollen gerade dieses Kapitel ausführlich behandeln. Vor zwanzig Jahren erfuhr Lundberg von einem Schiff der spanischen Armada. Es soll von 1600 gekommen sein, hatte Gold aus Peru für das Mutterland geladen und gerschellte an einem Riff, irgendwo in den Antillen. Lundberg verstand es, eine kleine Gesellschaft zu gründen, welche die Hebung des Schiffes finanzierte. Man engagierte einen japanischen Taucher, der ja die besten der Welt sein sollen. Der Erfolg war überwältigend. Schon damals wurde Lundberg Millionär."

„Hm. Worum soll es ein Märchen sein? Ich habe von einer ganz ähnlichen Sache gehört. Doch was macht er heute, dieser Lundberg?"

„Ja, Ingrid, das ist der springende Punkt. Darüber lauten die Auskünfte überaus verschieden. Er soll Länder- und Börsenspekulant sein. Noch vor drei Jahren hat er ein riesenhaftes Vermögen besessen, das sieht fest. Aber heute erzählt man sich in der Wallstreet, daß er an einem schwarzen Börsentag in Newyork alles verloren hat, fast alles. Von Besitzungen in Nieder-ländisch-Indien weiß man nichts. Einer meiner amerikanischen Freunde erzählte mir, daß die großen Banken ihm jeden Kredit entzogen hätten. Man traut ihm nicht mehr über den Weg und sagt, daß er die Absicht habe, in Europa zu bluffen. Aeußerte Vorsicht sei geboten. Wenn er jetzt versuche, Ländereien in europäischen Kolonien zu kaufen, so sei das sein letzter Versuch, mit nichts wieder zu Geld zu kommen. Man erhalte vielleicht eine kleine Anzahlung in zweifelhaften Papieren."

„So . . . also ein Schwindler . . . ein Betrüger."

„Ich weiß es nicht. Es handelt sich um Auskünfte seriöser Amerikaner."

Ingrid starrte über die Alster. „Aber kann man nicht wenigstens erfahren, ob Lundberg die Ländereien um Halvenzord herum erworben hat? Das behauptet er doch."

Der alte Dusendang krümmt sich. „Ich habe an Meyerhofer in Halvenzord telegraphiert. Das Antwortelegramm wollte ich dir heute zuschicken, Ingrid. Ich werde es dir vorlesen: Lundberg war Zelebes, hatte Buchstaben. Schnell und leichtfüßig fliegt die Feder. Ihr Onkel Dusendang, der ihr Vermögen verwaltet, wird mit einer geschäftsmäßigkeit bietet, lassen sie den ganzen Salat einfach an die Erde und haben ihr Geschäft eröffnet. Man sagt, daß die Männer hier auf Reise die Art annähmen, viel schlafen zu können. Und immer alles im Lauftschritt. Ein großer Teil des Straßenlebens spielt sich auch auf den Klongs, das ist der thailändische Name für die Kanäle, ab. Die offene Seite der Läden liegt zum Kanal und es sind keine Geheimnisse mehr vor Alter. In den mit einer Strohmatte überdachten Booten spielt sich das ganze Leben ihrer Besitzer ab.

Wir machten in einer taghellen Vollmondnacht eine Fahrt auf den Kanälen. In einer Bucht wurde angehalten. Meine deutsche Gastgeberin sang zur Laute. Nach vierstündiger Fahrt hatte man das Gefühl, meilenweit draußen im Urwald irgendwo zu sein. Der Mond hatte überdeckten Booten spielt sich das ganze Leben ihrer Besitzer ab.

Wieder einmal meldet sich Onkel Dusendang. Der alte Mann bringt sie in diesen Tagen zur Verzweiflung. Auch traut sie ihm nicht über den Weg. Sie ist im Besitz anonymer Briefe. Den Manne geht es schlecht, sein früher so blühendes Exportgeschäft steht vor dem Ruin. Aber welchem Hamburger Exporteur geht es gut in dieser Zeit? Keinem.

Heute morgen erzählt er in steckenden Worten, daß Lundberg nochmals bei ihm gewesen ist. Er könne ihn nicht loswerden.

„Liebe Ingrid, ich lasse ihn abweisen, aber er drängt einfach bei mir ein. Ich bin in heller Verzweiflung. Jedesmal wieder hole ich, daß du ihn nicht empfangen kannst, daß du keinen Menschen empfängst, schon seit Jahren nicht, daß ich selber nur telephonisch verkehre mit dir verkehre . . . es nützt aber briefisch mit dir verkehre . . . es nützt nichts." — „Hm . . . hast du endlich Auskunft über ihn eingeholt, Onkel?"

Deshalb rufe ich dich eigentlich an, Ingrid. Der Mann ist — es war mir ganz unbekannt — eine sogenannte Persönlichkeit. Zwar nicht in Europa, aber doch auf der anderen Seite. Es gibt sogar Biographien über ihn. Ich lasse mir jetzt eine aus Newyork besorgen."

„So, hm . . . Und die Auskunft? Du hast dich doch sicher an deine amerikanischen Freunde gewandt."

„Tücke . . . Ingrid . . . die Auskünfte . . . riechen etwas säuerlich. Lundberg wird als Abenteurer gewertet. Er ist Schwede von Geburt, kam ohne Geld als junger Bursche nach drüben. Sein erstes Geld machte er sich auf die fellsamste Art und Weise. Es klingt so märchenhaft, ganz abenteuerlich. Ist aber verbürgt durch viele Zeugen. Seine Biographien sollen gerade dieses Kapitel ausführlich behandeln. Vor zwanzig Jahren erfuhr Lundberg von einem Schiff der spanischen Armada. Es soll von 1600 gekommen sein, hatte Gold aus Peru für das Mutterland geladen und gerschellte an einem Riff, irgendwo in den Antillen. Lundberg verstand es, eine kleine Gesellschaft zu gründen, welche die Hebung des Schiffes finanzierte. Man engagierte einen japanischen Taucher, der ja die besten der Welt sein sollen. Der Erfolg war überwältigend. Schon damals wurde Lundberg Millionär."

Die Stadt der 100 Tempel

Die bekannte deutsche Fliegerin **Elly Beinhorn** ist vor zwei Monaten zu einem **Weltflug aufgebrochen**, welcher sie zunächst bis zu den Südseeinseln und dann voraussichtlich über Amerika rund um die Erde führen wird. Ende Dezember hat Elly Beinhorn Indien erreicht und ist dann in einem kühnen Vorstoß bis an den Fuß des Himalaya vorgedrungen, um dort Ueberfliegungsmöglichkeiten zu erkunden. Auf ihren verschiedenen Flugetappen hat die junge deutsche Fliegerin interessante und auch gefährliche Abenteuer gehabt. Sie ist mehrfach in schweren Sturm gekommen und mußte einmal in Persien notlanden, wo sie für einige Tage verschollen war. Elly Beinhorn macht einen Streifzug durch Zentren alter Kultur von Stambul bis zu den Tempeln Balis, sie trank Tee bei Tagore und flog über dem verbotenen Land Nepal bis zum Fuß des Himalaya. Nachfolgend berichtet sie über den Besuch der Tempelstadt Bangkok. (Die Red.)

Hier in **Banakok** bin ich mal wieder an einem Platz, wo ich im Bericht darüber gleich am Anfang beschreiben daran erinnern möchte, daß ich eine Fliegerin bin und nicht ein **wissenschaftlich vorgebildeter Mensch. Ich habe** hier so viel Interessantes gesehen, das ich gern weiter erzählen möchte, aber in der kurzen Zeit meines hiesigen Aufenthaltes auf einem Platz kann ich nicht genau erarbeiten, ob alles, was ich erfahre, auf das Haar genau stimmt.

Der Flug nach Siam war schön. Am Anfang machte mir ein Wasserkropfen, der sich trotz aller Vorsicht beim Tanken doch in die Düse verirrt hatte, etwas Sorge, und ich sah mich schon wieder einmal irgendwo mit meiner Klemm notlanden. Aber die Götter hatten ein Einsehen und meinten, noch dem Erlebnis in Aanaoon sei es erst mal wieder genug. Der Motor lief sich wieder frei und ich kam auf in nicht ganz 5 Stunden über die riesigen Urwälder nach Bangkok. Gerade diese Strecke ist wegen der Berge, die ganz mit undurchdringlichem Urwald bedeckt sind, von den Fliegern gar nicht geschätzt, und es hat hier auch schon allerlei Unglücksfälle gegeben, weil man die meine andern Piloten oft zu spät fand.

Bangkok und seine ganze Umgebung ist vollständig von Kanälen durchzogen. In den letzten zehn Jahren hat man in der Stadt selber viele gute Autostraßen gebaut — aber heraus kann man mit dem Auto aus der Stadt **nicht.** Jeder Waagon Steine, der von weither

Frau Ingrid fährt Kalesche

(Nachdruck verboten!)

Originalroman von Wilhelm Scheider

(2. Fortsetzung)

Möglich begreift Eustace, eine Zentnerlast legt sich auf sein Herz. Er kennt das Ziel von Stans Träumen.

Und weiß, daß die Sache mit Ingrid Hagedorn keineswegs abgetan ist.

VI.

Mr. Lean schreibt eine Karte

Ein riesiger hoher Empireraum mit rosagestreiften Seidentapete und nur wenigen wundervollen Möbelstücken. Die großen, stark nachgedunkelten Gemälde stammen aus der Biedermeierzeit und stellen Persönlichkeiten der Familie Hagedorn und Dusendanz dar: würdevolle, rotbäckige Herren in Vatermördern, liebliche, oft schöne Frauen mit Schuten-Hüten oder streng gescheiteltem Haar.

Durch ein breites, weit geöffnetes Fenster blickt man auf eine sanft abfallende, sehr gepflegte Rasenfläche hinunter. Dann kommt der Harvestehuder Weg mit schönen, alten Baumbestand und dann der breite, sonnenglitzernde Spiegel der Alster mit weißen Segeln und kleinen Dampfboten. Drüben, am anderen Ufer sieht man Turm und Garten des Uhlenhorster Fährhauses.

Das ist Ingrid Hagedorns Arbeitszimmer.

Die junge Frau sitzt an diesem schönen Augustmorgen vor ihrem Schreibtisch und arbeitet. Der Tisch ist so gestellt, daß sie auf die Alster hinausblicken kann. Neben ihr häufen sich die Schriftstücke und Akten. Ihr blondes Haar schimmert in der Sonne. Sie ist sehr einfach gekleidet: weiße Bluse, dunkler Rock.

Sie bedeckt, ganz bei der Sache, einen großen Bogen mit langbeinigen, steilen Buchstaben. Schnell und leichtfüßig fliegt die Feder. Ihr Onkel Dusendang, der ihr Vermögen verwaltet, wird mit einer geschäftsmäßigkeit bietet, lassen sie den ganzen Salat einfach an die Erde und haben ihr Geschäft eröffnet. Man sagt, daß die Männer hier auf Reise die Art annähmen, viel schlafen zu können. Und immer alles im Lauftschritt. Ein großer Teil des Straßenlebens spielt sich auch auf den Klongs, das ist der thailändische Name für die Kanäle, ab. Die offene Seite der Läden liegt zum Kanal und es sind keine Geheimnisse mehr vor Alter. In den mit einer Strohmatte überdachten Booten spielt sich das ganze Leben ihrer Besitzer ab.

Wir machten in einer taghellen Vollmondnacht eine Fahrt auf den Kanälen. In einer Bucht wurde angehalten. Meine deutsche Gastgeberin sang zur Laute. Nach vierstündiger Fahrt hatte man das Gefühl, meilenweit draußen im Urwald irgendwo zu sein. Der Mond hatte überdeckten Booten spielt sich das ganze Leben ihrer Besitzer ab.

Wieder einmal meldet sich Onkel Dusendang. Der alte Mann bringt sie in diesen Tagen zur Verzweiflung. Auch traut sie ihm nicht über den Weg. Sie ist im Besitz anonymer Briefe. Den Manne geht es schlecht, sein früher so blühendes Exportgeschäft steht vor dem Ruin. Aber welchem Hamburger Exporteur geht es gut in dieser Zeit? Keinem.

Heute morgen erzählt er in steckenden Worten, daß Lundberg nochmals bei ihm gewesen ist. Er könne ihn nicht loswerden.

„Liebe Ingrid, ich lasse ihn abweisen, aber er drängt einfach bei mir ein. Ich bin in heller Verzweiflung. Jedesmal wieder hole ich, daß du ihn nicht empfangen kannst, daß du keinen Menschen empfängst, schon seit Jahren nicht, daß ich selber nur telephonisch verkehre mit dir verkehre . . . es nützt aber briefisch mit dir verkehre . . . es nützt nichts." — „Hm . . . hast du endlich Auskunft über ihn eingeholt, Onkel?"

Deshalb rufe ich dich eigentlich an, Ingrid. Der Mann ist — es war mir ganz unbekannt — eine sogenannte Persönlichkeit. Zwar nicht in Europa, aber doch auf der anderen Seite. Es gibt sogar Biographien über ihn. Ich lasse mir jetzt eine aus Newyork besorgen."

„So, hm . . . Und die Auskunft? Du hast dich doch sicher an deine amerikanischen Freunde gewandt."

„Tücke . . . Ingrid . . . die Auskünfte . . . riechen etwas säuerlich. Lundberg wird als Abenteurer gewertet. Er ist Schwede von Geburt, kam ohne Geld als junger Bursche nach drüben. Sein erstes Geld machte er sich auf die fellsamste Art und Weise. Es klingt so märchenhaft, ganz abenteuerlich. Ist aber verbürgt durch viele Zeugen. Seine Biographien sollen gerade dieses Kapitel ausführlich behandeln. Vor zwanzig Jahren erfuhr Lundberg von einem Schiff der spanischen Armada. Es soll von 1600 gekommen sein, hatte Gold aus Peru für das Mutterland geladen und gerschellte an einem Riff, irgendwo in den Antillen. Lundberg verstand es, eine kleine Gesellschaft zu gründen, welche die Hebung des Schiffes finanzierte. Man engagierte einen japanischen Taucher, der ja die besten der Welt sein sollen. Der Erfolg war überwältigend. Schon damals wurde Lundberg Millionär."

„Hm. Worum soll es ein Märchen sein? Ich habe von einer ganz ähnlichen Sache gehört. Doch was macht er heute, dieser Lundberg?"

„Ja, Ingrid, das ist der springende Punkt. Darüber lauten die Auskünfte überaus verschieden. Er soll Länder- und Börsenspekulant sein. Noch vor drei Jahren hat er ein riesenhaftes Vermögen besessen, das sieht fest. Aber heute erzählt man sich in der Wallstreet, daß er an einem schwarzen Börsentag in Newyork alles verloren hat, fast alles. Von Besitzungen in Niederländisch-Indien weiß man nichts. Einer meiner amerikanischen Freunde erzählte mir, daß die großen Banken ihm jeden Kredit entzogen hätten. Man traut ihm nicht mehr über den Weg und sagt, daß er die Absicht habe, in Europa zu bluffen. Aeußerte Vorsicht sei geboten. Wenn er jetzt versuche, Ländereien in europäischen Kolonien zu kaufen, so sei das sein letzter Versuch, mit nichts wieder zu Geld zu kommen. Man erhalte vielleicht eine kleine Anzahlung in zweifelhaften Papieren."

„So . . . also ein Schwindler . . . ein Betrüger."

„Ich weiß es nicht. Es handelt sich um Auskünfte seriöser Amerikaner."

Ingrid starrte über die Alster. „Aber kann man nicht wenigstens erfahren, ob Lundberg die Ländereien um Halvenzord herum erworben hat? Das behauptet er doch."

Der alte Dusendanz krümmt sich. „Ich habe an Meyerhofer in Halvenzord telegraphiert. Das Antwortelegramm wollte ich dir heute zuschicken, Ingrid. Ich werde es dir vorlesen: Lundberg war Zelebes, hatte Buchstaben. Schnell und leichtfüßig fliegt die Feder. Ihr Onkel Dusendang, der ihr Vermögen verwaltet, wird mit einer geschäftsmäßigkeit bietet, lassen sie den ganzen Salat einfach an die Erde und haben ihr Geschäft eröffnet. Man sagt, daß die Männer hier auf Reise die Art annähmen, viel schlafen zu können. Und immer alles im Lauftschritt. Ein großer Teil des Straßenlebens spielt sich auch auf den Klongs, das ist der thailändische Name für die Kanäle, ab. Die offene Seite der Läden liegt zum Kanal und es sind keine Geheimnisse mehr vor Alter. In den mit einer Strohmatte überdachten Booten spielt sich das ganze Leben ihrer Besitzer ab.

Wir machten in einer taghellen Vollmondnacht eine Fahrt auf den Kanälen. In einer Bucht wurde angehalten. Meine deutsche Gastgeberin sang zur Laute. Nach vierstündiger Fahrt hatte man das Gefühl, meilenweit draußen im Urwald irgendwo zu sein. Der Mond hatte überdeckten Booten spielt sich das ganze Leben ihrer Besitzer ab.

Wieder einmal meldet sich Onkel Dusendang. Der alte Mann bringt sie in diesen Tagen zur Verzweiflung. Auch traut sie ihm nicht über den Weg. Sie ist im Besitz anonymer Briefe. Den Manne geht es schlecht, sein früher so blühendes Exportgeschäft steht vor dem Ruin. Aber welchem Hamburger Exporteur geht es gut in dieser Zeit? Keinem.

Heute morgen erzählt er in steckenden Worten, daß Lundberg nochmals bei ihm gewesen ist. Er könne ihn nicht loswerden.

„Liebe Ingrid, ich lasse ihn abweisen, aber er drängt einfach bei mir ein. Ich bin in heller Verzweiflung. Jedesmal wieder hole ich, daß du ihn nicht empfangen kannst, daß du keinen Menschen empfängst, schon seit Jahren nicht, daß ich selber nur telephonisch verkehre mit dir verkehre . . . es nützt aber briefisch mit dir verkehre . . . es nützt nichts." — „Hm . . . hast du endlich Auskunft über ihn eingeholt, Onkel?"

Deshalb rufe ich dich eigentlich an, Ingrid. Der Mann ist — es war mir ganz unbekannt — eine sogenannte Persönlichkeit. Zwar nicht in Europa, aber doch auf der anderen Seite. Es gibt sogar Biographien über ihn. Ich lasse mir jetzt eine aus Newyork besorgen."

„So, hm . . . Und die Auskunft? Du hast dich doch sicher an deine amerikanischen Freunde gewandt."

„Tücke . . . Ingrid . . . die Auskünfte . . . riechen etwas säuerlich. Lundberg wird als Abenteurer gewertet. Er ist Schwede von Geburt, kam ohne Geld als junger Bursche nach drüben. Sein erstes Geld machte er sich auf die fellsamste Art und Weise. Es klingt so märchenhaft, ganz abenteuerlich. Ist aber verbürgt durch viele Zeugen. Seine Biographien sollen gerade dieses Kapitel ausführlich behandeln. Vor zwanzig Jahren erfuhr Lundberg von einem Schiff der spanischen Armada. Es soll von 1600 gekommen sein, hatte Gold aus Peru für das Mutterland geladen und gerschellte an einem Riff, irgendwo in den Antillen. Lundberg verstand es, eine kleine Gesellschaft zu gründen, welche die Hebung des Schiffes finanzierte. Man engagierte einen japanischen Taucher, der ja die besten der Welt sein sollen. Der Erfolg war überwältigend. Schon damals wurde Lundberg Millionär."

„Hm. Worum soll es ein Märchen sein? Ich habe von einer ganz ähnlichen Sache gehört. Doch was macht er heute, dieser Lundberg?"

„Ja, Ingrid, das ist der springende Punkt. Darüber lauten die Auskünfte überaus verschieden. Er soll Länder- und Börsenspekulant sein. Noch vor drei Jahren hat er ein riesenhaftes Vermögen besessen, das sieht fest. Aber heute erzählt man sich in der Wallstreet, daß er an einem schwarzen Börsentag in Newyork alles verloren hat, fast alles. Von Besitzungen in Niederländisch-Indien weiß man nichts. Einer meiner amerikanischen Freunde erzählte mir, daß die großen Banken ihm jeden Kredit entzogen hätten. Man traut ihm nicht mehr über den Weg und sagt, daß er die Absicht habe, in Europa zu bluffen. Aeußerte Vorsicht sei geboten. Wenn er jetzt versuche, Ländereien in europäischen Kolonien zu kaufen, so sei das sein letzter Versuch, mit nichts wieder zu Geld zu kommen. Man erhalte vielleicht eine kleine Anzahlung in zweifelhaften Papieren."

„So . . . also ein Schwindler . . . ein Betrüger."

„Ich weiß es nicht. Es handelt sich um Auskünfte seriöser Amerikaner."

Ingrid starrte über die Alster. „Aber kann man nicht wenigstens erfahren, ob Lundberg die Ländereien um Halvenzord herum erworben hat? Das behauptet er doch."

Der alte Dusendanz krümmt sich. „Ich habe an Meyerhofer in Halvenzord telegraphiert. Das Antwortelegramm wollte ich dir heute zuschicken, Ingrid. Ich werde es dir vorlesen: Lundberg war Zelebes, hatte Buchstaben. Schnell und leichtfüßig fliegt die Feder. Ihr Onkel Dusendang, der ihr Vermögen verwaltet, wird mit einer geschäftsmäßigkeit bietet, lassen sie den ganzen Salat einfach an die Erde und haben ihr Geschäft eröffnet. Man sagt, daß die Männer hier auf Reise die Art annähmen, viel schlafen zu können. Und immer alles im Lauftschritt. Ein großer Teil des Straßenlebens spielt sich auch auf den Klongs, das ist der thailändische Name für die Kanäle, ab. Die offene Seite der Läden liegt zum Kanal und es sind keine Geheimnisse mehr vor Alter. In den mit einer Strohmatte überdachten Booten spielt sich das ganze Leben ihrer Besitzer ab.

Wir machten in einer taghellen Vollmondnacht eine Fahrt auf den Kanälen. In einer Bucht wurde angehalten. Meine deutsche Gastgeberin sang zur Laute. Nach vier

heran. Damit spricht sie ruhig und gelassen auf ihn ein.

„Mister Mc. Lean, das ist der erste Heiratsantrag, den ich seit dem Tode meines Mannes erhalte. Es sind jetzt drei Jahre vergangen. Natürlich kennen Sie meine Schicksale. Man wird sie Ihnen ergänzt haben, irgendwo. An der Ernsthaftigkeit Ihrer Absichten zweifle ich nicht, deshalb ehrt mich Ihr und Ihres Freundes Antrag. Außerdem weiß ich Freundschaft wohl zu schätzen. Wissen Sie denn, welche Kluft zwischen Ihnen und mir liegt? Nein, Sie haben keine Ahnung. Was Sie anzieht, ist folgendes: meine kräftige Hand, meine Entschlußfähigkeit, die Sie kennen lernten, und vielleicht auch meine äußere Menschl, die Hülle. Ich weiß, daß diese reinen Faktoren fast immer ausreichen, um einen jungen Mann zu veranlassen, einer Frau einen Heiratsantrag zu machen. Darum sei Ihnen verziehen. Nun zu meiner Einstellung dem Leben gegenüber, die Sie kennen müssen, um das, was ich Ihnen später sagen werde, verstehen zu können."

Sie schweigt und betrachtet aufmerksam den zuckenden Mund und die glänzenden Augen des langen Iren.

Dann fährt sie fort: „Zunächst muß ich Ihnen gestehen, daß ich auf einen Heiratsantrag, entweder von Ihnen oder von Ihrem Freunde gefaßt war. Eine Frau fühlt das. Schon Ihr gestriger Besuch, den ich zurückwies, war verdächtig. Ich habe mir deshalb eigentlich schon zurechtgelegt, was ich Ihnen jetzt antworten werde. Ja, meine Einstellung zum Leben: ich hasse diese Zeit. Ich hasse jegliches Tempo. Es ist ein Haß, der ursprünglich Liebe war. Zu einem bestimmten Zeitpunkt setzte die Metamorphose ein: am Todestage meines Mannes. Als ich erfuhr, daß er infolge einer Roheit sein von mir so sehr geliebtes Leben gelassen hat . . . Nun zu Ihnen, meine Herren, Sie sind — meine Menschenkenntnis täuscht mich nicht — liebenswürdige, freimütige, ritterliche und lebenskräftige Charaktere. Menschen aus gutem Holz, ohne Zweifel fähig, jede Frau zu beglücken. Aber . . . nun Ihre Einstellung zum Leben dieser Zeit, Sie sind die Heroen, die Helden unseres Zeitalters. Ich lese prinzipiell nie mehr Zeitungen, aber trotzdem kamen mir Ihre Heldentaten zu Ohren. Anonym wurde mir eine Zeitung zugeschickt. Darin war mit Rotstift gearbeitet. Ich denke, daß mir ein alter Freund, der von meiner Tat in Groß-Hausdorf gehört hatte, die Zeitung zuschickte. Vielleicht mein Freund Wiedemann, der ja mit Ihnen im gleichen Sanatorium lag. Aber das ist gleichgültig. Jedenfalls sang das betreffende Journal seitenlange Hymnen auf Eustace Mr. Lean und Stanley Livingstone Marshall. Ihr Kamerad hat vor einem Jahr mit Ihnen gemeinsam den Erdball umkreist. Sie erreichten die bisher kürzeste Zeit. Rekord . . . Rekord! Bravo! Sie, Mc. Lean, sind bekannt als der schnellste und tüchtigste Reporter der Vereinigten Staaten. Zusammengefaßt: Sie und Marshall sind nichts anderes als Rekordjäger, Zeitraffer, nichts anderes. Sie sind das, was ich verabscheue."

Wieder fährt der lange Ire in die Höhe. Er ist auf das empfindlichste getroffen worden. Er hält die Bataille für verloren.

Und möchte den Rückzug antreten.

Er wird versuchen, die Leidenschaft, die so plötzlich über ihn gekommen ist, und die ihn überwältigte, zu ersticken. Das Herz schwerst gewaltig, doch ein Mann überwindet dieses. Auch Stan, der gute Kameraden, wird überwinden. Man wird sich mit Kampf um den Fall Lundberg betäuben. Und wenn man das erledigt hat, schleunigst zurückkehren.

Nun erhebt sich auch Frau Ingrid.

Sie reicht Eustace die Hand. „Leben Sie wohl, Mr. Mc. Lean. Sie verstehen meinen Standpunkt, nicht wahr? Ich kann bei meiner gerühmen und dem heutigen so sehr abgetanen Leibeinstellung niemals Frau eines Rekordjägers werden."

Er fühlt ihre Hand. Sie gelt neben ihm auf die Tür zu.

An der Tür verneigt er sich.

Da nimmt sie noch einmal das Wort. Sie sieht dabei an ihm vorüber, in den Raum hinein.

Es ist wie ein Selbstgespräch.

„Hören Sie, Mr. Lean," sagt sie leise. „Sie gehen schnell, Sie werfen schnell die Flinte ins Korn. Dabei möchte ich Ihnen noch etwas sagen, nur ein paar Worte zum Abschied. Wollen Sie mir versprechen, über das, was ich Ihnen jetzt sage, Stillschweigen zu bewahren?"

„Ich schwöre es Ihnen", antwortet Eustace feierlich.

„Gut, dies sei nur Ihnen und Ihrem Freunde gesagt, es ist nur für Sie beide."

Jetzt steht sie ihm fest an. „Nur für Sie beide: ich bin aus Gründen, die die letzten Monate mich gelehrt haben, nicht abgeneigt, eine zweite Ehe einzugehen. Falls Sie oder Ihr Freund sich entschließen können, in Hamburg zu verbleiben, falls Sie mir fernerhin zeigen, daß Sie das Leben eines Rekordjägers aufgeben, falls Sie außerdem bereit sind, Ihre innere Umkehr durch die Abfassung einer wertvollen, ernsthaften, wissenschaftlichen Arbeit zu beweisen . . . so bin ich meinerseits bereit, mir die Sache zu überlegen . . . ich könnte dann meine Wahl treffen . ."

Eustace öffnet leicht den Mund.

„Haben Sie den Sinn der Worte erfaßt, Mister Mc. Lean?"

„Er ist nicht mißzuverstehen", keuchte Eustace. „Ich werde meinen Kameraden in Kenntnis setzen."

Nochmals reicht sie ihm die Hand. „Auf Wiedersehen, Mister Mc. Lean."

Schon öffnet der feierliche Hausbofmeister, dem sie soeben geklingelt, die Tür und geleitet den zerschmetterten Eustace durch die langen weißgelben Gänge an das Portal.

Während der Amerikaner über den Gartenweg auf das Tor zugeht, um seinen Wagen zu erreichen, steht Ingrid hinter einer Portiere verborgen und starrt ihm nach.

Eustace hat eine ausgezeichnete Haltung, sein trainierter Körper federt. Den Hut trägt er schiefgeneigt in die Stirn.

Als er sich in den Wagen wirft und nochmals einen schnellen Blick über das große Haus gleiten läßt, atmet sie tief auf . . .

VII.

Der Seitenaufgang

Die Kaleschе rollt langsam über die Elbchaussee. Seidiger Wind treibt Wolken vor sich her. Frau Ingrid hat das Verdeck herunternehmen lassen. Sie benützt einen schwarzen, spitzenübersäten Sonnenschirm, der aus der Hinterlassenschaft ihrer Mutter stammt. Jacob Himmelsgast, einen neuen blanken Zylinderhut auf dem haarlosen Schädel, ist würdiger denn je . . .

So schwenkt man in Blankenese ein, hält sich aber auf der breiten Straße, die hoch über der Elbe hinführt. Frau Ingrids Blick wird warm. Hier, in den kleinen Ortschaft mit den vielen, alten Häuschen, schlägt noch das Herz einer guten, alten Vergangenheit. In den steilen Gäßchen kommt weder ein Motorrad noch ein Auto vorwärts.

Bald liegt man wieder auf der Landstraße, fährt durch Wald und Heidelandschaft mit vier noch Rissen. Immer einsamer wird die Chaussee, kaum ein Fußgänger ist dann und wann zu sehen.

Ingrid versinkt in die Schönheit der Landschaft. Irgendwo läßt sie halten, lauscht dem Summen der Bienen über der Heide. Ihr Blick ist weich und vertrauint.

Da klingt Hufschlag an ihr Ohr . . immer näher . . . immer näher . . . dann das Keuchen eines Pferdes. Und nun im stramm-en Galopp saust ein Reiter vorbei. Der Mann sitzt unzweifelhaft ausgezeichnet im Sattel, seine Haltung ist die des alten Kavalleristen.

Doch schon sind Pferd und Reiter entrückt . . . die Erscheinung sieht nur noch wie ein hopsender Punkt in der Ferne.

Die langsame Fahrt wird fortgesetzt.

Kurz vor dem Dorfe Rissen entschließt Ingrid sich zur Rückkehr. Worauf sie ein Buch hervorzieht, ihren Lieblingsschmöker: Eichendorff „Aus dem Leben eines Taugenichts".

Nun rauschen Wildbäche und die Waldesfälle der Romantik.

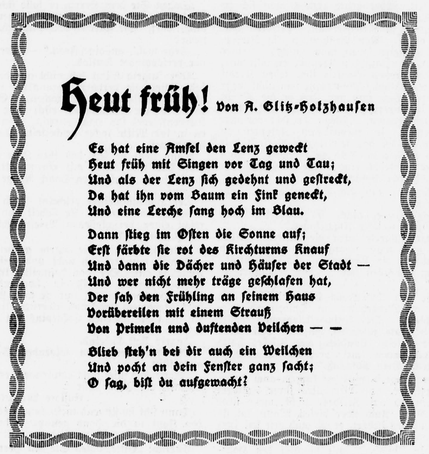
Doch kann ist sie in die Lektüre versunken, als sie von neuem emporgerissen wird. Wieder Hufschlag, wieder das Keuchen des Pferdes . . .

Und schon ist der Reiter neben ihr, das Pferd bäumt sich, tänzelt, ein wundervolles, schlankes Tier, mit Schaum bedeckt.

Inzwischen hat der Reiter seinen Hut gezogen. Er behält ihn in der Hand, verneigt sich.

Sie sieht nichts als seine Augen.

Es sind dunkle, kühne, lächelnd-prüfende Augen in einem brünetten, markanten Gesicht.



Die Kaleschе steht. Jacob Himmelsgast ist nahe daran, seinen neuen Zylinderhut nochmals zu verlieren, so verstört ist er. Das ist ihm in all den Jahren seiner Kutscherherrlichkeit noch nicht passiert.

Unerhörte Frechheit! Was will dieser Mensch von seiner Herrin? Es ist nichts anderes als ein Ueberfall. Und dann spricht der Reiter:

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich englisch spreche. Ich weiß, daß Sie mich mit verstehen. Ich wünsche nicht, daß der Kutscher etwas merkt. Wollen Sie mich bitte zwanglos begrüßen. Sie kennen mich."

Ingrid wird von einem Chaos der Gefühle überfallen. Es ist Schreck, keine Angst . . . sie war schon anderen Situationen gewachsen. Sie ist aber irgendwie verwirrt und benäbelt.

Natürlich kennt sie den Mann. Je, jetzt weiß sie, was die Verwirrung über sie gebracht hat. Es sind seine Augen, diese dunklen, glänzenden Augen . . .

Dieser Mensch ist stark. Ein Mann, der Macht verkörpert. Von seinen Augen geht Sicherheit und Vertrauen aus. Sie kann sich nicht wehren. Ihre Zunge ist gelähmt.

Endlich schießt ein winziger Widerstand hoch. Und dieser Widerstand gebeut ihr zu lügen . . . sie muß lügen.

Sie ist ihm also ausgewichen, in ihrem eigenen Hause ausgewichen.

Schwäche . . . nichts als Schwäche diesem Manne gegenüber. Rotlos steht sie in ihrem Ankleidezimmer.

Endlich findet sie einen Grund, um ihn empfangen zu können. Wäre es nicht Flucht, Feigheit, ihn nicht zu empfangen? Gut, sie wird ihm gegenübertreten. Und ihm sagen, was sie von ihm hält. Diesen Abenteurer muß doch endlich einmal die Wahrheit gesagt werden. Auf dieser Erde sind auch noch andere Kräfte rege als diejenigen des Herrn Lundberg . . .

Zunächst aber zieht sie sich um. Sie wählt ein schwarzes, langes, tief seitliches Kleid. Es schließt den Hals mit einem mondförmigen Kragen echter Spitzen ab. Sie weiß, daß es sie gut kleidet.

Nur ihre Augen gefallen ihr nicht. Wo ist die ruhige Gelassenheit des Ausdruckes geblieben? Die Pupillen glänzen verdächtig.

Als sie ihr Arbeitszimmer betritt, klingelt sie sofort dem Haushofmeister. Der ist verschwiegen. Er könnte diesen Herrn Lundberg nicht los werden. Er behauptet, daß er bestellt worden sei.

„Bitte, lassen Sie ihn eintreten", antwortet sie matt.

Erschrocken zieht sich der alte Mann zurück. Er holt Lundberg heran, reißt vor ihm die Tür von Ingrids Arbeitszimmer auf.

Auch Lundberg hat sich umgezogen. Er ist im korrektesten schwarzen Besuchsanzug. Er sieht gut aus, dieser straffe, dunkle Mann.

Ingrid geht ihm entgegen, zeigt auf den gleichen Sessel, auf dem sich heute morgen Eustace Mc. Lean niedergelassen hatte.

Sie sitzt, eine scheinbar kühle Königin, ihm gegenüber auf dem Sofa. Doch in ihrer Seele tobt der Aufruhr. Sie fühlt grenzenlose Ohnmacht.

Endlich: „Bitte, Sie wollen mit mir über die Halbenzord-Angelegenheit sprechen . . ." Ihr gereizter Ton zwingt Lundberg ein sanftes Lächeln ab. Er antwortet ruhig und fest:

„Sie haben mein Angebot bisher zurückgewiesen, gnädige Frau. Und zwar durch Ihren Vermögensverwalter, Herrn Dusendanz. Ich bin es aber nicht gewohnt, daß man mit mir durch Mittelspersonen verhandelt. Ich habe es immer noch erreicht, an meine Gegner persönlich heranzukommen. Wenn ich in Ihrem Falle einigermaßen abenteuerlich vorzustoßen gezwungen war, dann war Ihr ganz besonderer und mir unerklärlicher Widerstand schuld.

Doch das ist jetzt erledigt: ich sitze vor Ihnen. Es handelt sich, wie Sie wissen, um Halbenzord, für das ich mich interessiere. Aus bestimmter Quelle weiß ich, daß Ihnen Halbenzord seit Jahren nichts als Verlust brachte. Das hängt mit der Wirtschaftslage zusammen, aber auch damit, daß Sie selber sich um die Sache nicht genügend kümmern. Außerdem verstehen Sie nichts von kolonialen Angelegenheiten. Jawohl, gnädige Frau, das muß ausgesprochen werden. Mich aber interessiert dieses Fleckchen Erde. Meine eigenen Ländereien liegen rund herum um Halbenzord. Ich brauche Ihr Land, um eine Eisenbahn hindurchzulegen. Das ist alles. Bitte, nennen Sie mir die Gründe Ihrer Abweisung, sagen Sie mir, warum Sie den übermäßigen Preis, den ich für Halbenzord anzulegen gewillt bin, nicht annehmen. Weiter will ich nicht, dann bin ich zufrieden."

Lächelnd lehnt er sich zurück. Er weiß, jetzt muß sie antworten, jetzt kann sie sich nicht entwinden. Es ist ihm noch jeder Rede und Antwort gestanden.

Sie ist nicht gewillt, seinen scharfen Ton hinzunehmen. Ja, sie wird ihm zu antworten wissen. Er soll merken, mit wem er es zu tun hat. Sie wünscht ihn in der gleichen Art zu beleidigen.

„Danke schön", sagt sie endlich, den Blick am Teppich, „der Klugheit und Eleganz Ihrer Rede ist unübertrefflich, Herr Amerikaner. So spricht man mit Kindern. Ihr da drüben seht uns armselige Europäer mit Euren Augen an, das ist alles. Und diese Augen sehen ferner nur das, was fünf Jahre hinter ihnen und fünf Jahre vor ihnen liegt. Ihr habt keine Tradition, keine Geschichte . . und deshalb wird eure armselige Weltanschauung eines Tages zusammenkrachen. Hier aber im alten Mutterlande, gibt es noch Leute, die tausend Jahre zurück und einige hundert Jahre vorwärts sehen. Und die halten fest an dem, was ihnen ein gütiges Geschick in die Hand legte. Meine Favlorei Halbenzord wird eines Tages wieder Gewinn bringen, die Krise wird vergehen, wie so viele Krisen vergangen sind. Sie behaupten, daß ich nichts von kolonialen Angelegenheiten verstehe, ja, ich ahne sogar, daß Sie mir jede Kenntnis von den Dingen dieser Welt absprechen . . . Ich sage Ihnen aber, daß ich den Fortschritt, den Sie darin sehen, daß Sie mir Halbenzord abnehmen, ganz entschieden leugne. Was Sie Fortschritt nennen, ist für mich Rückschritt. Ihre Augen sind nicht in Ordnung, weil Sie Raserei für Verkehr halten, weil Sie glauben, daß Ihre übelriechenden Maschinen, mit denen Sie sich fortbewegen, das Leben erweitern und verschönern, weil Sie annehmen, daß Ihre ausgenden Motore Glück und Segen über die Erde verbreiten. Das Gegenteil ist der Fall, davon bin ich felsenfest überzeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdigerweise spricht sie auch englisch.

„Sie behaupten, daß ich Sie kenne. Ich habe keine Ahnung, wer Sie sind. Das ist ein Ueberfall auf eine schutzlose Frau.

Da lächelt der Mann . . . ironisch . . . fast sarkastisch . . .

Ich war gestern fünfmal in Ihrem Hause, gnädige Frau. Vor Ihrem Hause befindet sich ein schöner, großer Garten, ein wundervoller Garten. Und diesen Garten muß man durchschreiten, wenn man auf die Straße gelangen will. Es ist unmöglich, daß sich eine Frau die Gelegenheit entgehen läßt, vom Fenster aus den zudringlichen Besucher zu beobachten."

Seine Unfreundlichkeit entwaffnete sie völlig.

„Frechheit", antwortete sie finster. „Ich möchte jetzt meine Fahrt fortsetzen."

Dabei wandert ihr Blick ab. Sie erträgt seine Augen nicht mehr.

Der Reiter verneigt sich.

„Ich erlaube mir, die Sie in Ihrem Hause zu erwarten, gnädige Frau," sagt er . . . und sprengt von dannen.

Ingrid möchte schreien . . . vor Zorn. Nein, diese Demütigung erträgt sie nicht. „Jacob, in die Stadt, zu Herrn Dusendanz, meinem Onkel!"

Jacob, aus dessen weinrotem Gesicht das Entsetzen über diesen Vorfall noch immer nicht weichen will, schlägt auf die Gäule ein. Und schon setzt sich das schwerfällige Gefährt in Bewegung.

Der alte Dusendanz fällt fast vom Stuhl, als Ingrid bei ihm eintritt. Sie besucht ihn zum ersten Mal in seinem Büro.

Sie reicht ihm, tiefer blickend, die Hand, fordert die Pläne ihrer ostasiatischen Faktoreien.

Und geht. Dusendanz erstarrt an seinem Schreibtisch. Er sieht nahe vor dem Schlaganfall. Was bedeutet das? Ingrid sucht Menschen auf, Ingrid ändert ihr Leben? Hat vielleicht dieser Lundberg, dieser ungeheuerliche Mensch, doch Zutritt bei ihr erhalten? Das ist doch nicht möglich . . .

Vor ihrem Hause hält ein großes, weißes Auto. Ah, er ist schon da, dieser unverschämte Mensch.

Sie durchschreitet den Garten . . . Und er benutzt einen Seitenaufgang. Und wieder kommt der Zorn über sie.

Spiele am Morgen

oder:

Wie werden junge Eltern am zweckmäßigsten beschäftigt?

Von Langfred (Nachdruck verboten.)

In die Nacht von Sonnabend auf Sonntag ist für jeden Arbeitsmenschen die längste und schönste. Sie sollte es eigentlich sein — aber gegen halb acht tönt aus dem Kinderzimmer erst monotones Gemurmel, dann ein schon lauteres Selbstgespräch, und endlich fordernd-bestimmtes: „Papa!" Seufzend dreht sich „Papa" auf die andere Seite und beschließt, schlecht zu hören. Aber Peter, das Goldkind, ist wach. Er geht wochentags in sein Büro, er ist anderthalb Jahre alt, für ihn hat am Sonntag die Morgenstunde großartige Sachen im Munde, und außerdem will er frühstücken und dann die Ovationen seiner Eltern entgegennehmen.

Eine Weile ebbt das Geschrei ab, ab und zu hört man das Liebchen fragen: Wie schmeckt denn Kind das Fläschchen? und dann geht leis die Tür, Papas Träume von Zeitungslesen und ausführlichem Frühstück entschwinden, auf kleinen bloßen Füßen tappelt etwas heran, ein blondes Köpfchen und zwei zielensprühe Augen tauchen auf, das Bambino ist erschienen und nimmt im Sturm das Bett in Besitz. Parole und Feldgeschrei: Ei, ei, ei, Papa, Papa. Der Papa denkt, wozu bin ich erwachen und schlau, ich mach die Augen zu und schlafe. Aber Peter, leider, ist nicht erwachsen und schlau, sondern klein und ausgekocht und weiß, wie er seinen Alten wachkriegen kann. Zuerst bohrt man ein bißchen mit dem Finger in die Augen, dann beißt man Papa mit all den schönen neuen scharfen Zähnchen in die Nase, daß er laut schreit und schon ist das große Spielzeug wach, und es gibt eine Riesenfreuerei und ein mächtiges Geknutsche. Dann wird die Mutti begrüßt, indem man ihr einfach aufs Gesicht fällt und sie zielsicher in den Bauch tritt. Damit sind die Begrüßungsformalitäten abgeschlossen, und das große Varieté-Programm kann beginnen.

Erste Nummer: Der Zauberberg. Originell und dramatisch, mit happy end, in prominenter Besetzung. Titelrolle: Papas Knie, hoch gestellt, mit einer Steppdecke darüber. Der drängende Gipfel wird pustend nicht ohne böseriche Nachhilfe erklommen. Erwartungsvoll thront Peter auf steiler Höh. Der Berg beginnt leise zu zittern, aus der Tiefe schallt drohend unterirdisches Rollen. (Gib Papa mich auch Bauchredner sein.) Der Berg zittert nicht mehr, er wankt. Ein Sturmwind heult, von Muttis zartem Mäulchen täuschend ähnlich imitiert. (Erprobte Geräuschkulisse, wenn das Wirtschaftsgeld nicht reicht. Uebung macht die Meisterin.) Der Berg wackelt ganz gefährlich, der Krach steigert sich, das Gipfelmännlein quietscht . . . Naturkatastrophe . . . völliger Zusammenbruch der Aktuere und Einsturz des Gebirges. Der kühne Bergsteiger wird von hilfreichen Händen gerettet und schnauft beträchtlich vor Aufregung nach all dem Bonnegrufeln. Große Pause mit Erfrischungen in der Wandelhalle. Papa trinkt kaltgewordenen Kaffee, Mutti ordnet das Trümmerfeld, und der erste Held kräht aufgeregt: hee, hee. Papa sagt: Rhotrieben die Matrosen, und so war es auch.

Fortsetzung der großen Schau, es folgt die zweite Nummer „Zelleben in Afrika". Papa und Peter unter der Bettdecke. Protiant wird verteilt. Peter schmeckt es auch in Zentralafrika ausgezeichnet. Ja, ein wildes Tier umkreist das Zelt. Es knurrt entsetzlich. (Mutti, siehe oben unter Wirtschaftsgeld.) Es ist ein Löwe, ein ganz furchtbar hungriger Löwe. Er haut mit der Tatze an die Zeltwand. Peter kriegt mächtige Angst, er ist kein Elefantenjäger mehr, sondern ein feiger kleiner Junge. Der Leu geht jetzt aufs Ganze, er stürmt das Zelt . . . ein Tatzenschlag streckt Papa leblos nieder, der brüllende Peter wird geraubt. Das Zelt sinkt zusammen, man ist wieder im Schlafzimmer, Peter liegt im Arm der Löwin und schnappt begeistert nach Luft. Papas Kaffee wird als Eiskaffee verzehrt, die Löwin sagt, sie sei vollkommen fertig, und Peter benutzt die Pause, um sich auf eine dritte Rolle vorzubereiten, die seine aktivste ist und seinem Talent als erster Held reichste Entfaltung gestattet.

Es folgt das Schaustück: „Der Stiergkampf oder „Don Pedro, Torero von Sevilla". Requisiten: Zwei schreckenerregende Hörner, die Papa aus seinen Haaren gebreht hat, woraus man erkennen mag, daß er dazu verdammt ist, die traurige Rolle des Stieres zu spielen. Ein Rohrstock als Degen in der nervigen Faust Don Pedros, des unerschrockenen Torero, und ein mutiger Klepper, der im Privatgebrauch Mutti heißt. Die Arena wird geräumt, Promenteinstöße klingen (siehe oben unter Papa als Bauchredner.) Don Pedro gibt dem Klepper die Sporen, der Stier senkt die Hörner, das wiedereirische Ringen hebt an. Wohlgezielte Degenstöße treffen den Stier in Bauch und Brust, sein Klagegeschrei läßt die Luft erzittern. Der Torero läuft vor Stolz blaurot an, der Klepper wiehert vor Schadenfreude und trifft auch seinerseits, feste gib ihm, mit allen Hufen nach dem Stier, der sich selbst innerlich einen Ochsen schilt. Er ist ein schlechter Stier, ein feiger Stier, in Sevilla würde man ihn ausbeisen und verächtlich eine Kuh nennen. Ein kühn und geschickt geführter Degenstoß dringt der Bestie ins Herz, sie sinkt entseelt zusammen, und Roß und Reiter umhüpfen munter den Kadaver.

Don Pedro wird auf einmal ein schrecklich müder kleiner Junge. Er kriecht zu Mutti ins Bett, nah, da ist es so schön warm, nah, gleich wird er wieder spielen, nah, und schon ist er eingeschlafen mit geballten Fäustchen, hochroten Backen und verstruwbelten Haaren.

Papa ruht sich aus und trinkt seichen heißen Kaffee, nimmt die Zeitung und liest darin von Politik und Krieg, von Erdbeben auf Kuba und Zusammenbrüchen von Konzernen, von Gewaltaten und politischen Morden, von Goldabfuhren und Notenhortung.

Das sind so die Spiele der Erwachsenen, denkt Papa und wünscht sich, daß Peterchens Spiele immer so freundlich und friedlich ausgehen mögen wie der Bergsturz, das Abenteuer in Afrika und der Kampf mit dem wilden Stier. Und wenn es einmal drohen sollte, schief zu gehen für den kleinen Torero, dann möchte Papa immer neben ihm stehen, diesmal aber mit richtigen scharfen Hörnern, vielleicht nicht mehr als ein zorniger Bulle, aber wenigstens als ein weiser, alter Ochse.

Von der Wolga zum Amur

Von Dr. Joach. Givens

I Von der Wolga zum Amur dehnt sich der Lebensraum sowjetrussischer Völker. Ob mit ihm unter politischen, sozialen oder kulturellen Gesichtspunkten betrachten, immer drängen sich in unsere Vorstellung die gewaltigen Ausdehnungen, deren Schauplatz dieses Gebiet in den letzten eineinhalb Jahrzehnten gewesen ist. Vielleicht erinnert man sich, daß das Schicksal einiger hunderttausend Deutsche als Kriegsgefangene in die uns allzu unbekannte Weite des russischen Raumes verschlug. Wenig aber ist bekannt, daß die Entstehungsgeschichte eines unserer jungen Nachbarstaaten, der Tschechoslowakischen Republik, eng verwoben ist mit dem weltpolitisch bedeutsamen Geschehen, das sich in den Jahren 1917 bis 1920 zwischen Wolga und Amur abspielte. Manchesteil ist im Laufe der Jahre laut geworden über die tschechische Legion und ihr unbestelltes Eingreifen in das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen. In einem kürzlich erschienenen Buch „Von der Wolga zum Amur"*) gibt Dr. Klanke ein umfassendes Bild von der Entstehung der tschechischen Legion, ihrem Aufbau, ihrem militärischen Wirken und ihrer politischen Bedeutung. Diese gewann sie nicht nur als ein Glied der tschechoslowakischen Unabhängigkeitsbestrebungen, sondern auch als Machtfaktor in den Wirren des russisch-sibirischen Bürgerkrieges.

Dr. Klanke schickt mit Recht der Geschichte der Legion eine gründliche Betrachtung voraus über den kulturellen, wirtschaftlichen und nationalpolitischen Aufstieg des tschechischen Volkes während des letzten Jahrhunderts. In ihm liegt die Voraussetzung und die Wurzel der Legion.

Nach Ausbruch des Weltkrieges wurde in Rußland aus anfässigen und kriegsgefangenen Tschechen ein Freikorps gebildet, die Druzina. Sie im Rahmen des russischen Heeres am Kampfe gegen die Mittelmächte teilnahm.

Während beide wirkten politische Gruppen für die Bildung eines selbständigen tschechischen Staates. Als diese stärkeren Einfluß gewannen, erfolgte im Jahre 1917 die Ernennung und Umbildung der Druzina zur tschechischen Legion, die als erste unabhängige tschechische Nationalarmee von den alliierten Regierungen offiziell anerkannt wurde. Sie zählte etwa 35 000 Mann und rekrutierte sich in der Hauptsache durch Werbung unter den Tschechen und Slowaken in den russischen Kriegsgefangenenlagern, wobei man oft vor Zwangsmaßnahmen nicht zurückschreckte. Die ursprünglich geplante Verwendung dieser Armee an der Westfront mußte wegen der innerrussischen Wirren aufgegeben werden. Als Rußland zusammenbrach, begann die Legion nach kurzem Kampf mit den deutschen Besatzungstruppen in der Ukraine den Marsch an die Küste des Stillen Ozeans. Die Legion selbst hat diesen Marsch gern als tschechische „Anabasis" bezeichnet. Als der in Omsk befindliche Admiralsrat — die ersten Gruppen hatten bereits den Ozean erreicht — durch Meibung mit den Sowjets gefährdet schien und die Entwaffnung verlangt wurde, bemächtigte sich die Legion mit Waffengewalt der transsibirischen Bahn.

Gleichzeitig begann die Legion entscheidend in die innerrussischen Wirren einzugreifen. Sie gliederte sich den „weißen" Streitkräften an, die unter Admiral Kolltschak und Ataman Semjonow gegen die sowjetische Macht kämpften. Sie gewann sie nicht nur als ein Glied der tschechoslowakischen Unabhängigkeitsbestrebungen, sondern auch als Machtfaktor in den Wirren des russisch-sibirischen Bürgerkrieges.

Dr. Klanke schickt mit Recht der Geschichte der Legion eine gründliche Betrachtung voraus über den kulturellen, wirtschaftlichen und nationalpolitischen Aufstieg des tschechischen Volkes während des letzten Jahrhunderts. In ihm liegt die Voraussetzung und die Wurzel der Legion.

Nach Ausbruch des Weltkrieges wurde in Rußland aus anfässigen und kriegsgefangenen Tschechen ein Freikorps gebildet, die Druzina, die

Eine Seite Kurzweil

Handlinchen

„Se lassen mich doch ämal in Ihre Hände 'neingucken?!", überfiel mich gestern die Bammlern, deren neuester Sport es ist, in letzter Zeit einen volkstümlich-wissenschaftlichen Vortrag nach dem anderen zu besuchen. Bereitwillig hielt ich ihr meine Handflächen zur Begutachtung hin.

„Nee, so was awer noch", krietschte die gute Frau, „du miß mer uns fätzen drzu!" Hieraus schloß ich wohl mit Recht, ein „kompliziertes Fall" zu sein, und darum tat ich der Bammlern den Gefallen.

„Also da heert sich ja verschiedenes uff," meinte mein Gegenüber, „Sie missen ja ämal esfaufen!"

„Wie bitte?"

„Ach, entschuldchen Se nur, daß mer das jetzt ähnd so 'nausgefahrgn is — awer de Wahrheet bleibt's derdermächen doch!"

„Woraus wollen Sie denn das ersehen, Frau Bammler?"

„Aus der Gobblinie, mei Härzchen! Wissen Se, die macht bei Ihn'n so ä lang' Schlänkrich nach 'nunterwärts, un das is de Wassergurve. Ach nee, jetz sin Se ja förmlich ganz blaß geworden! Gobbchen, wie mer das leed dut! Da zeichen Se mal de andre Baliche här, denn wenn Se wirklich ersaufen missen, dann kimmt Se in alln beeden Händen 'n Zeechen drin. — Nu, sähn Se, 's is ja gar nicht so schlimm, Se hamm's bloß in de Linken! Das heeßt, ins Wasser falln Se ja ganz beschtimmt ämal, das gann 'ch denn bäten Willn nich zurickenäm. Awer 's wärd eener dezugomm, därde Sie rädden dut."

„Nun, dann ist's ja schön. Und was sehen Sie denn sonst noch?"

„Meine — zähne — älfe — zwälfe — dreizn —"

„Ja, was in aller Welt zählen Sie denn da, Frau Bammler?"

„De Ginder, mei Bibbhgen, de Ginder!"

„Woraus schließen Sie denn das nun wieder?"

„Aus dän vielen gurzen Strichelchen, diede sich an dr Worzel von Ihrn wärten gleen Finger hinziehn, nach außen zu. Gucken Se, da fähn Se 's fältwer, de graden, das sin de Jungs, und de grumm sin de gleen Mädchen."

„Jetzt möchte ich gern mal wissen, ob ich geschäftlich Glück haben werde!? Steht das auch in der Hand geschrieben?"

„Nu glar, mei Meischen. da miß mer der Märgurn nachgucken. Nee, geschäftlich hamm Se gee Schwein, da sin Se nich fickeland genuch. Sie wärn von dn Leiten ausgenutzt wärn, solange Se sähm. Se sin ähmd viel zu gutmietch, das sieht mer ooch aus dr Härzlinichе; die grabbelt glei mit zwee Schwänzchen nachn Zeickefinger nuff."

„Sehen Sie sonst noch etwas Bemerkenswertes, Frau Bammler?"

„Freilich, bei Apollohn. Ich meene, imterm Goldfinger. Da hamm Se nämlich in alln beeden Händen de schensten Dalänblinichen. aber weil Se ähmd geene Begawung fierich Geschäftliche hamm, da wärn Se drotzdäm z armes Luder bleim. Un vor alln de Daum', die beschärken das noch, was 'ch da ähmd gesaacht habde."

Wiefo denn?"

„Nu, die lassen sich doch bei Ihn'n weeß Gobb jo weit nach außen umbiechen, dasse förmlich waachrecht zur ganzen Fote schtehn. Wär so nachgiewich veranlaackt is, dät geheert zu där Sorte Männschen, diede von sich saachen genn: Mit mir genntesch machen."

*

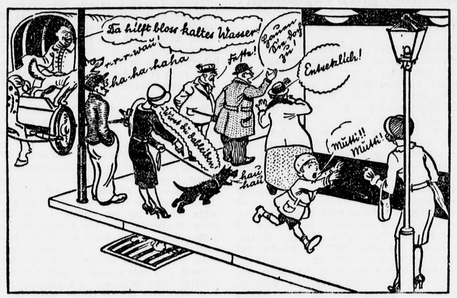
Junge Damen

„Nächsten Sonntag werde ich 20 Jahre alt!"

„Ach — genau so alt wie ich!"

„Ja, aber bei mir ist es das erste Mal!" (Answers)

Ein dramatisches Straßenereignis



Gellendes Geschrei — Hilferufe — Entsetzt halten sich Frauen die Augen zu — Kinder flüchten weinend zu ihren Müttern — Neugierige laufen herbei — Jeder Wohlmeinende weiß einen anderen Rat — Weit und breit kein Schutzmann zu sehen — Was ist denn hinter der Ecke los?

Er und sie

„Wie kommt es denn, Herr Stieglitz, daß Ihre Gattin immer so elegant angezogen ist und Sie immer so einfach?"

„Weil sich meine Frau nach ihren Modebüchern kleidet und ich mich nach meinem Bankbuch!"

*

Neuer Weltrekord.

(Natürlich aus Amerika.)

Einem amerikanischen Sportler gelang es, an einem Baumast hängend, einen Rekord im Bandnudelessen aufzustellen.

*

Hypnotische Sitzung

„Und nun," sagte der Hypnotiseur zum Publikum, „werde ich diesem Manne befehlen, alles zu vergessen . . ."

„Halten Sie ein!" rief jemand aus dem Publikum. „Er schuldet mir 30 Mark!" (Rudae)

*

Im Büro

„Wer ist denn am Telefon?"

„Ihre Frau Gemahlin Herr Chef!!"

„Was will sie denn?"

„Ich weiß es nicht, ich hab' nur das Wort Schlafrock verstanden!"

„So, geben Sie her — sie will mich wahrscheinlich selbst sprechen!" (Muskete)

*

In der Sprechstunde

„Herr Doktor erinnern Sie sich, daß Sie mir vor ein paar Jahren als Mittel gegen meinen Rheumatismus den Rat gaben, mich vor Feuchtigkeit in Acht zu nehmen?"

„Sehr richtig, hat sich denn Ihr Leiden gebessert?"

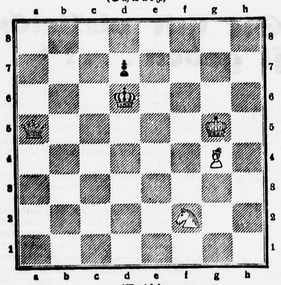
„Ja und nun wollte ich Sie fragen ob ich jetzt mal wieder ein Bad nehmen könnte!" (Tit Bits)

Schachaufgabe.

Von Dr. A. Decker.

(6. Nachrichtsch.)

(Schwarz.)



(Weiß.)

Matt in 8 Zügen.

Diamanträtsel.

Die Buchstaben der nebenstehenden Figur sollen derartig geordnet werden, daß in der waagrechten und senkrechten Mittellinie der Name eines bedeutenden deutschen Komponisten zu lesen ist. Die erste und letzte Reihe besteht je aus einem Konsonanten. Die übrigen Reihen nennen, aber in anderer Reihenfolge: eine Bildart, einen Teil des Auges, einen Maler, einen Bodenort in Oesterreich, einen Fisch, einen Mädchennamen, ein chirurgisches Instrument, ein Theater-Requisit, Reptilien und eine grammatikalische Bezeichnung.

Silbenrätsel.

ar, as, ber, berg, bing, czar, e, e, e, el, gen hat, haus, je, lau, lö, mi, mi, ner, nen, ni, ni, nisch, nit, ra, re, rom, ri, sche, sep, se, so, tem, tin u, wa.

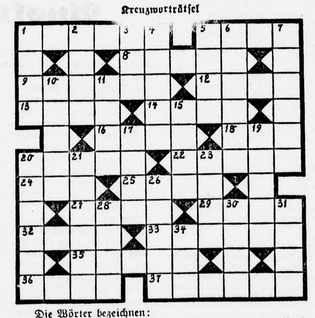
Aus vorstehenden 38 Silben sollen dreizehn mehrsilbige Wörter gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, nach richtiger Ordnung der Bildet, ein Sprichwort nennen. Die Wörter bezeichnen: eine Stadt in Ostpreußen, eine Stadt in Westfalen, eine Stadt in der ehemaligen Provinz Posen, eine Stadt in Italien, eine Stadt in Hannover, eine Pflanze, einen Komponisten, einen Baum, einen Musiker, einen russischen Staatsmann, einen Monat, einen Giftstoff und eine Stadt in Westpreußen.

Magisches Quadrat.

a	a	a	e
a	e	e	i
m	m	m	m
n	s	s	s

Aus den Buchstaben sind vier Wörter zu bilden, deren wagerechte Reihen gleichlautend mit den entsprechenden senkrechten bezeichnen: 1. ein Organ, 2. ein indisches Königreich, 3. eine Fischfamilie, 4. einen weiblichen Namen.

Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen:

Waagerecht: 1. Andere Bezeichnung für Bindfaden, 5. Deutscher Komponist für Kirchenmusik, 8. Getreideart, 9. Bildeinfassung, 12. Hochland in Asien, 13. Metall, 14. Geographischer Enteilungsbegriff, 16. Großes Gewässer, 18. Kurort in Belgien, 20. Chemisches Element, 22. Verfasser, 24. Getränk, 25. Benzinbehälter, 27. Küstenfluß in Belgien, 29. Blutbahn, 32. Geliebte des Zeus, 33. Söller, Mauervorsprung, 36. Roman von Zola, 37. Lehre von der Liebe, Liebeskunst.

Senkrecht: 1. Trogbehälter, 2. Rast, Erholung, 3. Lebensbündnis, 4. Stoßwaffe, 5. Körperglied, 6. Freiheitsstrafe, 7. Flugzeugschuppen, 10. Doppelte Baumreihe, 11. Andere Bezeichnung für Schutzpfeife, 15. Hafenstadt in Algerien, 17. Schwimmvogel 19. Europäischer Staat, 20. Russischer Staatsmann 21. Stadt in Holland, 23. Schriftlicher Erlaß, 26. Wehrmacht, 28. Frau Abrahams, 30. Kleine holländische Münze, 31. Weibliches Kleidungsstück, 34. Soviel wie geistesgestört.

Einsetzaufgabe.

Ale, Eier, Lage, Leer, Horn, Stecken, Leben, Kosen, Para, Taste, Geste, Ozon, zug, Kochen, Posen, vega, Amiel.

Aus jedem dieser Wörter ist dadurch ein neues Wort zu bilden, daß man an irgendeiner Stelle einen Buchstaben hinzufügt. Die eingesetzten Buchstaben sollen ein Sprichwort ergeben.

Der Maler begegnet einem Gläubiger.

Ergänzungsaufgabe.

—rin—ft, —or—en, —al—te, —ck mo, —ot—em, —al—er, —ur au, —ne—ft, —ro hb, —up on, —es—en.

Obige elf Wortfragmente sind dadurch zu ergänzen, daß man an Stelle der Striche je einen Buchstaben setzt. Sind alle Wörter richtig ergänzt, so nennen die Anfangsbuchstaben derselben, und dann die an vierter Stelle eingesetzten Buchstaben ein bekanntes Sprichwort.

Versteckrätsel.

Aschenbrödel, Gabriele, Hottentotten, Personenzug, Eremitage.

Obigen Wörtern sind je drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu entnehmen, welche aneinandergereiht den Vor- und Zunamen einer gefeierten deutschen Sängerin des 19. Jahrhunderts ergeben.

Auflösungen aus Nummer 2

Auflösung der Denksportaufgabe

Aufgleichem Breitengrad

Newyork — Neapel

Las Angeles — Damaskus

Duebec — Wien

Valencia — Peking

Lösung des Silbenrätsels

Weimar
Bespahan
Dörreach
Harini
Gelsenkirchen
Lauffits
Mantua
Trutstein
Erbach
Hadbach
Lotterie

Wilhelm Tell Maria Stuart.

Lösung des Figuren-Rätsels: Leer Tael, Leder. Tadel.

Lösung der Staataufgabe: Vorhand wird Kreuz spielen, das ist für ihn günstiger, weil er dann in der Nebenfarbe Pik das As hat, auf das er bei normaler Kartenverteilung immer einen Stich bekommt. Er wird Karo-Neun und Sieben drücken.

Lösung des Kreuzworträtsels

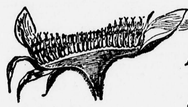
Waagerecht: 1. Nelon. 5. Esto. 9. Aaern. 10. Nan. 11. Leder. 12. Abend. 14. Erie. 16. Ente. 17. Sen. 19. Rein. 20. Nafen. 21. Rute. 23. Sem. 25. Naab. 26. Nana. 29. Adler. 31. Roman. 32. Dom 33. Erato. 34. Orion. 35. Selam.

— Senkrecht: 1. Anlis 2. Laden 3. Oder 4. Nera. 5. Eno. 6. Krem. 7. Kontine 8. Anden. 13. Bern. 15. Eisen. 18. Ecuador. 20 Rebe. 21. Rhad. 22. Talmi. 23. Samos. 24. Menam. 27. Arad. 28. Note. 30. Ren.

Die Sonnenblume, eine Zier- und Nutzpflanze unseres Kleingartens

Von H. Schierdecker

Im August und September brechen auf hohem Stiel die Knospen der Sonnenblume auf und es entfaltet sich eine große Scheibe gelber Blüten mit gelben Zungen am Rande. Die Blüten sind der Sonne ähnlich und sie wenden sich der Sonne zu, daher der Name Sonnenblume oder, wie die Pflanze in Ostpreußen heißt, Sonnenglanz. Ihre Blüte ist eigentlich ein ganzer Blütenkorb, denn auf der großen Scheibe stehen viele einzelne selbständige Blüten, von denen jede ihren Samen bildet.



Ein Prachtexemplar der Sonnenblume (Helianthus L.). Oben Blütenkopf im Durchschnitt

Nur die Blüten am Rande mit den Zungen bringen keinen Samen. Sie haben nur den Zweck, die Insekten auf all die übrigen Blüten aufmerksam zu machen, damit diese auch befruchtet werden. Es ist also eine praktische Arbeitsteilung in der Blüte zu beobachten.

Die Sonnenblume ist im mittleren Amerika zu Hause und wohl gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach Europa gebracht worden. Heute finden wir sie in vielen Gärten, wo sie in wenigen Exemplaren durch ihre Größe einen besonderen Schmuck bildet. Der reife Same, der Sonnenblumenkern, wird gern aufgehoben, um im Winter Singvögel zu füttern. Die Kerne geben aber auch ein gutes Futter für Geflügel, das zum Mästen sehr geeignet ist, da es dem Fleisch Zartheit und Wohlgeschmack verleiht. — Im Kriege wurde der Anbau in großem Maßstabe versucht und auch durchgeführt, weil der Same reich an Öl ist, das uns in Kriegszeiten ja so fehlte. Auch heute noch sollte man die Sonnenblume nicht nur als Ziergpflanze, sondern auch als Nutzpflanze zum Anbau bringen, denn der Ertrag an gutem Speiseöl ist nicht gering. Wie Leinsamen behandelt geben die Kerne etwa 40 v. H. Öl. Man hat errechnet, daß von einem Hektar Land drei Zentner Öl gewonnen werden können.

Pflege und Haltung des Zuchtbullen im Sommer

Die Zuchttauglichkeit eines Bullen wird durch die Haltung und Fütterung entscheidend beeinflußt. Der Zuchtbulle muß daher mit besonderer Sorgfalt gehalten und gefüttert werden. Nur so wird er jederzeit eine gute Deckfähigkeit haben und sie auch lange Zeit behalten. Häufig müssen gute Bullen deswegen frühzeitig abgeschafft werden, weil sie zu fett oder bösartig geworden sind. An einem schädlichen Fettwerden ist immer nur eine falsche Fütterung und Haltung schuld. Wenn der Bulle ständig im Stalle steht und mästende Futtermittel bekommt, dann braucht man sich gar nicht wundern, wenn er seine Deckfähigkeit verliert. Jetzt, in der kommenden warmen Jahreszeit, kann vieles wieder gutgemacht werden, was im Winter versäumt worden ist. Das gute und gesunde Grünfutter soll neben einer hinreichenden Bewegung im Freien auch dem Bullen zugute kommen. Am besten wäre der Weidegang, der aber leider mit Schwierigkeiten verbunden ist. Die Weiden müssen sehr gut eingefriedet sein, damit ein Ausbrechen verhindert wird. Der Bulle kann auch an einer langen Kette geübert werden. So hat er dann Gelegenheit, genügend Futter in Form von Weidegras aufzunehmen und kann sich auch bewegen. Wo der Bulle im Stall gefüttert werden muß, da ist eine Verabreichung von Grünfutter in nicht zu großen Mengen vorteilhaft und der Gesundheit zuträglich. Man muß aber auch für Bewegung sorgen. Dem Bullen bekommt es sehr gut, wenn er zu leichteren Arbeiten, wie Grünfutterholen, Jauchefahren usw., herangezogen wird. Bisweilen kann man finden, daß der Bulle auch zu Ackerarbeiten, wie Pflügen, verwendet wird. Wenn dies in vernünftigen Grenzen geschieht, dann ist es der Gesundheit nur zuträglich. Neben Grünfutter kommen für die Ernährung des Zuchtbullen noch Heu und Hafer in Betracht. Stroh verfüttert man am besten überhaupt nicht, weil es den Darm zu sehr weitet. Wieviel täglich an Hafer gegeben werden soll, muß von Fall zu Fall entschieden werden. Die Futterausnützungsfähigkeit sowie Temperament und Konstitution sind oft sehr verschieden, viel verschiedener wie bei den Kühen. Dazu kommt noch, daß die Bullen sehr ungleich in der Zuchtbenutzung angestrengt werden. Der eine Bulle muß während des ganzen Jahres sehr viel decken, während wieder ein anderer nur zu gewissen Zeiten stark geschlechtlich in Anspruch genommen wird, sonst aber mehr Ruhe hat. Bei einem anderen Bullen wiederum ist die geschlechtliche Benützung schonend über das ganze Jahr verteilt. All diesen Umständen muß bei der Fütterung Rechnung getragen werden. Bei jungen, noch wachsenden Bullen ist so viel zu füttern, daß sie sich günstig weiterentwickeln und eine Größe und ein Gewicht erreichen, das ihrem Alter entspricht. Man rechnet hier neben hinreichendem Grundfutter noch vier bis sechs Kilo Kraftfutter. Das Kraftfutter soll zum größten Teil aus gequetschtem Hafer bestehen. Daneben können sie auch noch Weizenkleie, gesunde Oelkuchen, wie besonders Leinkuchen, oder auch Bohnenschrot in kleineren Mengen erhalten. Sehr allerbestes Grünfutter oder Wiesenheu oder eine gute Weide zur Verfügung, dann kann vielleicht mit dem Kraftfutter etwas heruntergegangen werden. Das Kraftfutter ist in trockenem Zustande zu geben. Wässerige Futtermittel sind zu vermeiden. Am Trinkwasser soll der Bulle nur so viel erhalten, als zur Stillung seines Durstes notwendig ist, aber auch nicht mehr. Er darf nicht unnötig viel Wasser aufnehmen, weil er sonst schwammig wird und seine Schlankheit verliert. Der Futterzustand eines Bullen sollte ständig übermacht werden. Wird er zu fett, dann ist Futter abzuziehen oder ein geeigneteres Futter zu verabreichen. Wird der Bulle zu mager, dann müssen entsprechende Kraftfuttergulagen gegeben werden. Die wichtigste Aufgabe der Bullenhaltung ist es, den Bullen in möglichst langer Zuchtfähigkeit zu erhalten. Gute und sicher vererbende Bullen sind nicht allzu häufig. Sie sind sehr wertvoll und müssen der Zucht erhalten werden.

Anfertigung eines einfachen Regenmessers

Von Dr. M. Beiß

Selbstgefertigter und gut funktionierender Regenmesser

Zunächst wird ein etwa 180 cm langer und 6 cm Durchmesser haltender Pfahl aus ausgetrocknetem Holz an einem Ende zugespitzt und zweimal gründlich mit Karbolineum gestrichen. Nach dessen Trockenwerden folgt noch ein Ölfarbenanstrich. Dann wird zunächst der Standort des Regenmessers richtig gewählt. Als man ihn anfänglich ganz frei und hoch auf freiem Acker, auf Dächern und Plattformen aufstellte, zeigte sich, daß der Wind den Regen und Schnee darüber hinweg jagt, so daß die ermittelten Angaben zu klein ausfielen. Jetzt stellt man den Regenmesser auf einen freien Platz im Garten oder auf einem geräumigen Hof auf, wo aber höhere Gegenstände, wie Bäume, Gebäude, ihm nicht näher kommen als sie selbst hoch sind. Nachdem der Pfahl etwa 60 cm tief in den Boden eingeschlagen worden ist, wird oben darauf ein Brettchen oder besser noch eine Konservendose oder Bohnermassenbüchse von etwa 14 cm Durchmesser und 6 cm Höhe mittels Nägel befestigt. Ihr Boden wird durchlöchert, damit eintretende Regen durchsickern können. In diese stellt man lose eine zweite kleinere Dose von etwa 12 cm Durchmesser und 10 cm Höhe hinein, die zum Auffangen des Regenwassers dient. Es ist zu beachten, daß der Rand der kleineren Dose sich möglichst waagrecht befindet. Beide Behälter werden vor dem Aufstellen zum Verhüten des Rostens zweimal mit weißer Ölfarbe gestrichen, weil sie das Erwärmen und Verdunsten des Wassers verzögert. Damit ist dieser höchst einfache Regenmesser fix und fertig.

Hat es geregnet, wird die Regenhöhe dadurch gemessen, daß ein Zentimetermaß senkrecht in die Dose hineinstellt und die Regenhöhe abliest. Damit ein Emporsteigen des Wassers am Maßstabe, das immerhin 1 bis 1,5 mm betragen kann, vermieden wird, wird der Stab häufig mit Vaselin oder einem anderen Fett eingerieben. Jetzt läßt sich die Regenhöhe sogar recht scharf ablesen. Auf eine streng wissenschaftliche Genauigkeit macht dieser Regenmesser keinen Anspruch. Das wird auch nicht verlangt, für die Praxis reicht er aus. So genügt es, im Garten zu wissen, wieviel Regen in der letzten Nacht gefallen ist. Wer dann einige Zeit mit dem auf so einfache Weise selbstgefertigten Regenmesser gearbeitet hat, wird dann bald ermittelt haben, ob durch den letzten Regen der Boden genügend durchweicht worden ist.

Ohne solche Messung läßt sich das doch nur unsicher schätzen. Und doch benötigt man solche Ermittelungen beim Pflanzen von Gemüsepflanzen oder wenn man zwecks Unkrautvertilgung auf Gartenwegen mit den hierzu geeigneten chemischen Präparaten arbeiten will, denn dazu muß der Boden vorerst gründlich durchtränkt sein, weil sonst die Wirksamkeit dieser Mittel in Frage gestellt wird. Nicht nur für den Gärtner, auch für den Landwirt hat es großen praktischen Wert, die täglich gefallene Regenmenge wenigstens annähernd genau festzustellen. Die Erfahrung lehrt dann bald, ob es nach dem Regen noch möglich sein wird, den Tonboden zu pflügen, ohne daß er schmiert. Der Landwirt kann sich im entgegengesetzten Falle den Weg zu seinem Tonacker ersparen.

Frage und Antwort

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Antworten räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Anweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie ein Portoersatz der Betrag von 30 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 30 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz erzielt wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unentgeltlicher schlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn. Die Schriftleitung.

Frage: Schweine haben Würmer. Können Sie mir ein Radikalmittel zur Bekämpfung der Würmer angeben? J. H. in W.

Antwort: Mit den beobachteten „großen Würmern" bei Schweinen sind wahrscheinlich die Spulwürmer gemeint, die verhältnismäßig häufig bei Schweinen angetroffen werden. Diese Würmer sind blaßgelb oder rötlichweiß gefärbt, zylindrisch geformt und an beiden Enden zugespitzt und sind 17 bis 25 cm lang. Die Ansteckung der Schweine geschieht durch Aufnahme der Wurmbrut bei der Futteraufnahme. Bei der Bekämpfung der Würmer ist das Hauptgewicht auf die Vorbeuge zu legen, d. h. die noch gesunden Schweine sind von infizierten Alteren und von deren Laufplätzen und Weiden fernzuhalten. Bei der Behandlung bereits erkrankter Tiere hat sich bewährt die Verabreichung von Ol. Chenopodium, und zwar in Dosen von 5 g auf 100 kg Körpergewicht. Gleichzeitig mit dem Ol. Chenopodium ist ein Abführmittel zu verabfolgen, 2 bis 3 Eßlöffel Rizinusöl oder Glaubersalz. Zu empfehlen ist als fertiges Präparat auch das Tölt von der Chemischen Fabrik H. Trommsdorff, Aachen, das bequem und billig in der Anwendung ist. Nach Abschluß der Wurmkur sind Stall und Stallgeräte gründlich zu reinigen und zu desinfizieren.

Dr. Tz.

Frage: Hündin hat Hautausschlag. Meine zweijährige Neufundländerhündin hat auf dem Rücken vom Nutenansatz bis zum Nacken einen schorfigen Hautausschlag, der mit starkem Juckreiz verbunden ist. Vom Apotheker verordnete Mittel haben nur vorübergehend Erfolg. Wie kann ich die Krankheit dauernd heilen? Es müssen doch wohl Bazillen sein, die diese Krankheit verursachen. D. H. in W.

Antwort: Ihre Hündin leidet an chronischem Rückenekzem. Durch Bazillen wird diese Krankheit nicht verursacht, sondern durch eine Schärfe im Blute. Sie werden daher durch äußerliche Mittel nur vorübergehende Erfolge haben. Lassen Sie der Hündin zur Umstimmung des Säftewechsels Perlacar-Einspritzungen machen.

Vet.

Frage: Gummibaum verliert die Blätter. Blattpracht habe ich eingelandt. Die Blätter werden immer erst fleckig. Was ist hier zu tun?

A. F. in R.

Ein Ratgeber für jedermann

Antwort: Das eingesandte Blatt des Gummibaumes wurde eingehend mikroskopisch untersucht, doch konnte weder ein pilzlicher noch ein tierischer Schädling daran festgestellt werden. Trotzdem ist es möglich, daß ein Pilz (Septoria oder Glocosporium) die anfängliche Fleckenbildung mit veranlaßt hat, weswegen wir raten, die Pflanze vorbeugend mit fein verspritzter Kupfersoda- oder Kupferkalkbrühe abzuspritzen. Die eigentliche Ursache des Blattfalles ist aber entweder in der Behandlung der Topferde oder in einem äußeren Einfluß auf die Blätter zu suchen. Näheres darüber geht aus der Frage leider nicht hervor. Es ist daher zu prüfen, ob nicht Gas im Zimmer ist oder eine Flüssigkeit etwa beim Abwaschen der Blätter den Schaden veranlaßt hat. Ist beides nicht der Fall, dann ist es zu empfehlen, den Gummibaum in einen dem Wurzelvermögen entsprechend großen Topf umzusetzen. Er ist besonders im Winter mäßig zu gießen, nicht zu warm und vor allem hell zu halten. Etwa Mitte Juni kann er ins Freie kommen, wodurch die Pflanze gekräftigt und widerstandsfähig wird. Schfd.

Eine Seite Kurzweil

Handlinchen

„Se lassen mich doch ämal in Ihre Hände 'neingucken?!", überfiel mich gestern die Bammlern, deren neuester Sport es ist, in letzter Zeit einen volkstümlich-wissenschaftlichen Vortrag nach dem anderen zu besuchen. Bereitwillig hielt ich ihr meine Handflächen zur Begutachtung hin.

„Nee, so was awer noch", kritzschte die gute Frau, „da miß mer uns fähen drzu!" Hieraus schloß ich wohl mit Recht, ein „komplizierter Fall" zu sein, und darum tat ich der Bammlern den Gefallen.

„Also da heert sich ja verschiedenes uff," meinte mein Gegenüber, „Sie missen ja ämal ersaufen!"

„Wie bitte?"

„Ach, entschuldchen Se nur, daß mer des jetzt ämo so 'naugefahrge is — awer de Wahrheet bleibt's derdermächen doch!"

„Woraus wollen Sie denn das ersehen, Frau Bammlern?"

„Aus der Gobbliniche, mei Härzchen! Wissen Se, die macht bei Ihn'n so á lang' Schlänkrich nach 'nunterwärts, un das is de Wassergrube. Ach nee, jetz sin Se ja förmlich ganz blaß geworden! Gobbchen, wie mer das leed dut! Da zeichen Se mal de andre Batsche här, denn wenn Se wärklich ersaufen missen, dann hamm Se in alln beden Händen 'ä Zeechen drin. — Nu, fähn Se, 's is ja gar nicht so schlimm, Se hamm's bloß in dr Linken! Das heeßt, ins Wasser falln Se ja ganz beschtimmt ämal, das sieht mer doch aus dr Härzlinieche; die grabbelt glei mit zwee Schwänzchen nachn Zeickefinger nuff."

„Sehen Sie sonst noch etwas Bemerkenswertes, Frau Bammler?"

„Freilich, bei Apollohn. Ich meene, unterm Goldfinger. Da hamm Se nämlich in alln beeden Händen de schensten Daländlinichen, awer weil Se ähmd geene Begawung fierich Geschäfftliche hamm, da wärn Se droddäm 'ä armes Luder bleim. Un vor alln de Daum', die beschtärken das noch, was ich da ähmd gesaacht habbe."

„Wieso denn?"

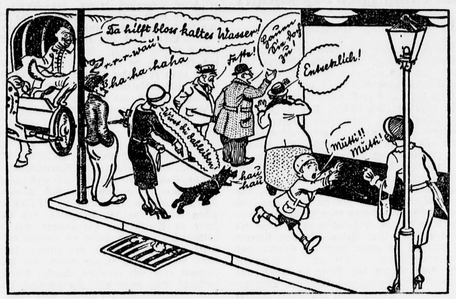
„Nu, die lassen sich doch bei Ihn'n weeß Gobb so weit nach außen umbiechen, dasse färmlich waachrecht zur ganzen Fote schtehn. Wär so nachsprechich veranlaacht is, där gebeert zu där Sorte Männchen, diede von sich saachen genn: Mit mir gennterich machen."

*

Junge Damen

„Nächsten Sonntag werde ich 29 Jahre alt!"
„Ach — genau so alt wie ich!"
„Ja, aber bei mir ist es das erste Mal!"
(Answers)

Ein dramatisches Straßenereignis



Gellendes Geschrei — Hilferufe — Entsetzt halten sich Frauen die Augen zu — Kinder flüchten weinend zu ihren Müttern — Neugierige laufen herbei — Jeder Wohlmeinende weiß einen anderen Rat — Weit und breit kein Schutzmann zu sehen — Was ist denn hinter der Ecke los?

Er und sie

„Wie kommt es denn, Herr Stieglitz, daß Ihre Gattin immer so elegant angezogen ist und Sie immer so einfach?"

„Weil sich meine Frau nach ihren Modedichtern kleidet und ich mich nach meinem Bankdicht!"

*

Neuer Weltrekord.

(Natürlich aus Amerika.)

Einem amerikanischen Sportler gelang es, an einem Baumast hängend, einen Rekord im Bandnudelessen aufzustellen.

*

Hypnotische Sitzung

„Und nun," sagte der Hypnotiseur zum Publikum, „werde ich diesem Manne befehlen, alles zu vergessen . . ."

„Halten Sie ein!" rief jemand aus dem Publikum. „Er schuldet mir 30 Mark!" (Rudae)

*

Im Büro

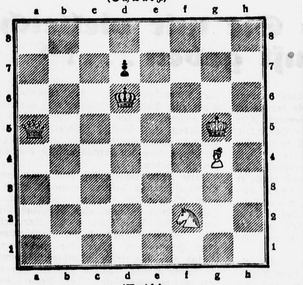
„Wer ist denn am Telefon?"
„Ihre Frau Gemahlin Herr Chef!!"
„Was will sie denn?"
„Ich weiß es nicht, ich hab' nur das Wort Schlußkauf verstanden!"
„So, geben Sie her — sie will mich wahrscheinlich selbst sprechen!" (Muskete)

*

In der Sprechstunde

„Herr Doktor erinnern Sie sich, daß Sie mir vor ein paar Jahren als Mittel gegen meinen Rheumatismus den Rat gaben, mich vor Feuchtigkeit in Acht zu nehmen?"
„Sehr richtig hat sich denn Ihr Leiden gebessert?"
„Ja und nun wollte ich Sie fragen ob ich jetzt mal wieder ein Bad nehmen könnte!" (Tit-Bits)

Schachaufgabe.
Von Dr. A. Decker.
(2. Nachrichtsch.)
(Schwarz.)



(Weiß.)
Matt in 8 Zügen.

Diamanträtsel.

Die Buchstaben der nebenstehenden Figur sollen derartig geordnet werden, daß in der waagerechten und senkrechten Mittellinie der Name eines bedeutenden deutschen Komponisten zu lesen ist. Die erste und letzte Reihe besteht je aus einem Konsonanten. Die übrigen Reihen nennen, aber in anderer Reihenfolge: eine Blütbart, einen Teil des Auges, einen Maler, einen Badeort in Oesterreich, einen Fisch, einen Mädchennamen, ein chirurgisches Instrument, ein Theater-Requisit, Reptilien und eine grammatikalische Bezeichnung.

Silbenrätsel.

ar, ab, ber, berg, ding, czar, e, e, e, el, gen hat, haus, je, lau, lö, lach, mi, mi, ner, neu, ni, nigk, ni, ca, ce, com, ri, sche, sep, se, so, tem, tin u, wa.

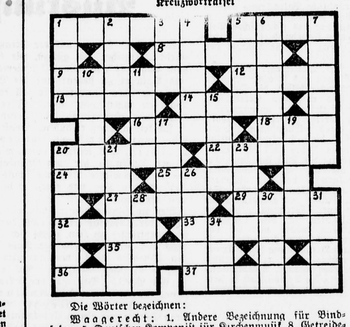
Aus vorstehenden 38 Silben sollen dreiachtu mehrsilbige Wörter gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, nach richtiger Ordnung der Wörter, ein Sprichwort nennen. Die Wörter bezeichnen: eine Stadt in Ostpreußen, eine Stadt in Westfalen, eine Stadt in der ehemaligen Provinz Posen, eine Stadt in Italien, eine Stadt in Hannover, eine Pflanze, einen Komponisten, einen Baum, einen Propheten, einen russischen Staatsmann, einen Monat, einen Gifstoff und eine Stadt in Westpreußen.

Magisches Quadrat.

a	a	a	a
a	e	e	l
m	m	m	m
n	n	s	s

Aus den Buchstaben sind vier Wörter zu bilden, deren waagerechte Reihen gleichlautend mit den entsprechenden senkrechten bezeichnen: 1. ein Organ, 2. ein indisches Königreich, 3. eine Fischfamilie, 4. einen weiblichen Namen.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bezeichnen:

Waagerecht: 1. Andere Bezeichnung für Bindfaden. 5. Deutscher Komponist für Kirchenmusik. 8. Getreideart. 9. Bildeinfassung. 12. Hochland in Asien. 13. Metall. 14. Geographischer Enteilungsbegriff. 16. Großes Gewässer, 18. Kurort in Belgien. 20. Chemisches Element. 22 Verfasser, 24. Getränk, 25. Benzinbehälter. 27. Küstenfluß in Belgien. 29. Blutbahn. 32. Geliebte des Zeus. 33. Söller. Mauervorsprung. 36. Roman von Zola. 37. Lehre von der Liebe, Liebeskunst.

Senkrecht: 1. Tragbehälter. 2. Rast. Erholung. 3. Lebenshündnis. 4. Stoßwaffe. 5. Körperglied. 6. Freiheitsstrafe. 7. Flugzeugaufschuppen. 10. Doppelte Baumreihe. 11. Andere Bezeichnung für Schauspieler. 15. Hafenstadt in Algerien. 17. Schwimmvogel 19. Europäischer Staat. 20. Russischer Staatsmann 21. Stadt in Holland. 23. Schriftlicher Erlaß. 26. Wehrmacht. 28. Frau Abrahams. 30 Kleine holländische Münze. 31. Weibliches Kleidungsstück. 34. Soviel wie geistesgestört.

Einsetzaufgabe.

Ale, Eier, Lage, Veer, Horn, Stecken, Leben, Kosen, Para, Taste, Geste, Oran, Zug, Kochen, Posen, Lega, Amiel.

Aus jedem dieser Wörter ist dadurch ein neues Wort zu bilden, daß man an irgendeiner Stelle einen Buchstaben hinzufügt. Die eingesetzten Buchstaben sollen ein Sprichwort ergeben.

Der Maler begegnet einem Gläubiger.

Ergänzungsaufgabe.

—ru—li, —or—en, —al—le, —ei—ma, —or—em, —al—er, —ur au, —ne—si, —ro hs, —by on, —es—en.

Obige elf Wortfragmente sind dadurch zu ergänzen, daß man an Stelle der Striche je einen Buchstaben setzt. Sind alle Wörter richtig ergänzt, so nennen die Anfangsbuchstaben derselben, und dann die an vierter Stelle eingesetzten Buchstaben ein bekanntes Sprichwort.

Versteckrätsel.

Aschenbrödel, Gaskriels, Hottentotten, Personenzug, Eremitage.

Obigen Wörtern sind je drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu entnehmen, welche aneinandergereiht den Vor- und Zunamen einer gefeierten deutschen Sängerin des 19. Jahrhunderts ergeben.

Auflösungen aus Nummer 2

Auflösung der Denksportaufgabe

Aufgefischen Breitengrad
Newyork — Neapel
Los Angeles — Damaskus
Quebec — Wien
Valencia — Peking

Lösung des Silbenrätsels

Weimar
Espadon
Dörrgemüse
Garnison
Gemsen
Gaunisse
Granatstein
Erbsbach
Gasthof
Lotterie

Wilhelm Tell Maria Stuart.

Lösung des Figuren-Rätsels: Leer Tael, Leder. Tadel.

Lösung der Schaufelaufgabe: Vorhand wird Kreuz spielen. das ist für ihn günstiger, weil er dann in der Nebenfarbe Pik das As hat, auf das er bei normaler Kartenverteilung immer einen Stich bekommt. Er wird Karo-Neun und -Sieben drücken.

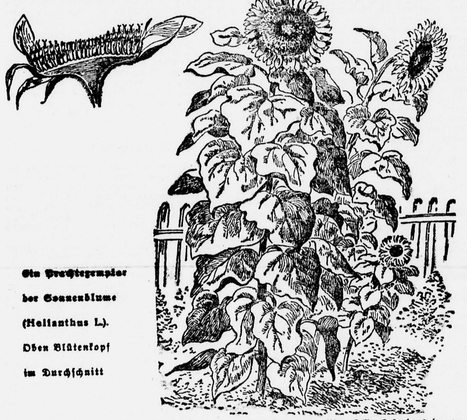
Lösung des Kreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Arlon. 5. Eisa. 9. Aaron. 10. Nan. 11. Leder. 12. Abend. 14. Erie. 16. Ente. 17. Sen. 19. Rein. 20. Nafen. 21. Pute. 23. Sem. 25. Naab. 26. Nana. 29. Adler. 31. Roman. 32. Dom 33. Erato. 34. Orion. 35. Sesam. — Senkrecht: 1. Aufsatz. 2. Loden. 3. Oder. 4. Nera. 5. Eno. 6. Krems. 7. Kantine. 8. Anden. 18. Bern. 15. Eilen. 18. Ecuador. 20 Rebe. 21. Prado. 22. Talmi. 23. Samos. 24. Menam. 27. Aras. 28. Note. 30. Rhein.

Die Sonnenblume, eine Zier- und Nutzpflanze unseres Kleingartens

Von H. Thieserdecker

Im August und September brechen auf hohem Stiel die Knospen der Sonnenblume auf und es entfaltet sich eine große Scheibe gelber Blüten mit gelben Zungen am Rande. Die Blüten sind der Sonne äußlich und sie wenden sich der Sonne zu, daher der Name Sonnenblume oder, wie die Pflanze in Ostpreußen heißt, Sonnenglanz. Ihre Blüte ist eigentlich ein ganzer Blütenkorb, denn auf der großen Scheibe stehen viele einzelne selbständige Blüten, von denen jede ihren Samen bildet.



Ein Prachtexemplar der Sonnenblume (Helianthus L.). Oben Blütenkopf im Durchschnitt

Nur die Blüten am Rande mit den Zungen bringen keinen Samen. Sie haben nur den Zweck, die Insekten auf all die übrigen Blüten aufmerksam zu machen, damit diese auch befruchtet werden. Es ist also eine praktische Arbeitsteilung in der Blüte zu beobachten.

Die Sonnenblume ist im mittleren Amerika zu Hause und wohl gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach Europa gebracht worden. Heute finden wir sie in vielen Gärten, wo sie in wenigen Exemplaren durch ihre Größe einen besonderen Schmuck bildet. Der Same, der Sonnenblumenkern, wird gern aufgehoben, um im Winter Singvögel zu füttern. Die Kerne geben aber auch ein gutes Futter für Geflügel, das zum Mästen sehr geeignet ist, da es dem Fleisch Zartheit und Wohlgeschmack verleiht. — Im Kriege wurde der Anbau in großem Maßstabe versucht und auch durchgeführt, weil der Same reich an Öl ist, das uns in Kriegszeiten ja so fehlte. Auch heute noch sollte man die Sonnenblume nicht nur als Ziergpflanze, sondern auch als Nutzpflanze zum Anbau bringen, denn der Ertrag an gutem Speiseöl ist nicht gering. Wie Leinsamen behandelt geben die Kerne etwa 40 v. H. Öl. Man hat errechnet, daß von einem Hektar Land drei Zentner Öl zu ernten sein. Man sollte besonders da, wo heute Ölmühlen nahe sind, auch der Sonnenblume mehr Beachtung schenken. In England ist ihr Anbau verbreiteter als bei uns. Hier finden die einzelnen Pflanzenteile die verschiedenartigste Verwendung. Die Knospen liefern ein Gemüse, die Blätter Viehfutter, die Blüten Honig für die Bienen, die Kerne Öl und schließlich geben die Blätter und Stengel Brennmaterial.

Die Sonnenblume ist in keiner Beziehung anspruchsvoll an den Boden; nur muß sie möglichst volles Sonnenlicht haben. Sie liefert dann aber auch für die verschiedensten Zwecke Material, als wertvollstes ist aber das Öl in den Kernen zu bezeichnen.

Pflege und Haltung des Zuchtbullen im Sommer

Die Zuchttauglichkeit eines Bullen wird durch die Haltung und Fütterung entscheidend beeinflußt. Der Zuchtbulle muß daher mit besonderer Sorgfalt gehalten und gefüttert werden. Nur so wird er jederzeit eine gute Deckfähigkeit haben und sie auch lange Zeit behalten. Häufig müssen gute Bullen deswegen frühzeitig abgeschafft werden, weil sie zu fett oder bösartig geworden sind. An einem schädlichen Fettwerden ist immer nur eine falsche Fütterung und Haltung schuld. Wenn der Bulle ständig im Stalle steht und mästende Futtermittel bekommt, dann braucht man sich gar nicht wundern, wenn er seine Deckfähigkeit verliert. Jetzt, in der kommenden warmen Jahreszeit, kann vieles wieder gutgemacht werden, was im Winter versäumt worden ist. Das gute und gesunde Grünfutter soll neben einer hinreichenden Bewegung im Freien auch dem Bullen zugute kommen. Am besten wäre der Weidegang, der aber leider mit Schwierigkeiten verbunden ist. Die Weiden müssen sehr gut eingefriedet sein, damit ein Ausbrechen verhindert wird. Der Bulle kann auch an einer langen Kette geführt werden. So hat er dann Gelegenheit, genügend Futter in Form von Weidegras aufzunehmen und kann sich auch bewegen. Wo der Bulle im Stall gefüttert werden muß, da ist eine Verabreichung von Grünfutter in nicht zu großen Mengen vorteilhaft und der Gesundheit zuträglich. Man muß aber auch für Bewegung sorgen. Dem Bullen bekommt es sehr gut, wenn er zu leichteren Arbeiten, wie Grünfutterholen, Jauchefahren usw., herangezogen wird. Bisweilen kann man finden, daß der Bulle auch zu Ackerarbeiten, wie Pflügen, verwendet wird. Wenn dies in vernünftigen Grenzen geschieht, dann ist es der Gesundheit nur zuträglich. Neben Grünfutter kommen für die Ernährung des Zuchtbullen noch Heu und Hafer in Betracht. Stroh verfüttert man am besten überhaupt nicht, weil es den Darm zu sehr weitet. Wieviel täglich an Hafer gegeben werden soll, muß von Fall zu Fall entschieden werden. Die Futterausnützungsfähigkeit sowie Temperament und Konstitution sind oft sehr verschieden, viel verschiedener wie bei den Kühen. Dazu kommt noch, daß die Bullen sehr ungleich in der Zuchtbenutzung angestrengt werden. Der eine Bulle muß während des ganzen Jahres sehr viel decken, während wieder ein anderer nur zu gewissen Zeiten stark geschlechtlich in Anspruch genommen wird, sonst aber mehr Ruhe hat. Bei einem anderen Bullen wiederum ist die geschlechtliche Benützung schonend über das ganze Jahr verteilt. All diesen Umständen muß bei der Fütterung Rechnung getragen werden. Bei jungen, noch wachsenden Bullen ist so viel zu füttern, daß sie sich günstig weiterentwickeln und eine Größe und ein Gewicht erreichen, das ihrem Alter entspricht. Man rechnet hier neben hinreichendem Grundfutter noch vier bis sechs Kilo Kraftfutter. Das Kraftfutter soll zum größten Teil aus gequetschtem Hafer bestehen. Daneben können sie auch noch Weizenkleie, gelbe Oelkuchen, wie besonders Leinkuchen, oder auch Bohnenschrot in kleineren Mengen erhalten. Steht allerbestes Grünfutter oder Weidegang oder eine gute Weide zur Verfügung, dann kann vielleicht mit dem Kraftfutter etwas heruntergegangen werden. Das Kraftfutter ist in trockenem Zustande zu geben. Wässerige Futtermittel sind zu vermeiden. An Trinkwasser soll der Bulle nur so viel erhalten, als zur Stillung seines Durstes notwendig ist, aber auch nicht mehr. Er darf nicht unnötig viel Wasser aufnehmen, weil er sonst schwammig wird und seine Schlankheit verliert. Der Futterzustand eines Bullen sollte ständig überwacht werden. Wird er zu fett, dann ist Futter abzuziehen oder ein geeigneteres Futter zu verabreichen. Wird der Bulle zu mager, dann müssen entsprechende Kraftfutterzulagen gegeben werden. Die wichtigste Aufgabe der Bullenhaltung ist es, den Bullen in möglichst langer Zuchtfähigkeit zu erhalten. Gute und sicher vererbende Bullen sind nicht allzu häufig. Sie sind sehr wertvoll und müssen der Zucht erhalten werden.

Anfertigung eines einfachen Regenmessers

Von Dr. M. Weiß

Zunächst wird ein etwa 180 cm langer und 6 cm Durchmesser haltender Pfahl aus ausgetrocknetem Holz an einem Ende angespitzt und zweimal gründlich mit Karbolineum gestrichen. Nach dessen Trockenwerden folgt noch ein Ölfarbenanstrich. Dann wird zunächst der Standort des Regenmessers richtig gewählt. Als man ihn anfänglich ganz frei und hoch auf freiem Acker, auf Dächern und Plattformen aufstellte, zeigte sich, daß der Wind den Regen und Schnee darüber hinweg jagt, daß die ermittelten Angaben zu klein ausfielen. Jetzt stellt man den Regenmesser auf einem freien Platz im Garten oder auf einem geräumigen Hof auf, wo aber höhere Gegenstände, wie Bäume, Gebäude, ihm nicht näher kommen als sie selbst hoch sind. Nachdem der Pfahl etwa 60 cm tief in den Boden eingeschlagen worden ist, wird oben darauf ein Brettchen oder besser noch eine Konservendose oder Bohnermassen-Büchse von etwa 14 cm Durchmesser und 6 cm Höhe mittels Nagel befestigt. Der Boden wird durchlöchert, damit eintretende Regen durchsickern können. In diese stellt man lose eine zweite kleinere Dose von etwa 12 cm Durchmesser und 10 cm Höhe hinein, die zum Auffangen des Regenwassers dient. Es ist zu beachten, daß der Rand der kleineren Dose sich möglichst waagerecht befindet. Beide Behälter werden vor dem Aufstellen zum Verhüten des Rostens zweimal mit weißer Ölfarbe gestrichen, weil sie das Erwärmen und Verdunsten des Wassers verzögert. Damit ist dieser höchst einfache Regenmesser fix und fertig.

Hat es geregnet, wird die Regenhöhe dadurch gemessen, daß man ein Zentimetermaß senkrecht in die Dose hineinstellt und die Regenhöhe ablest. Damit ein Emporsteigen des Wassers am Maßstabe, das immerhin 1 bis 1,5 mm betragen kann, vermieden wird, wird der Stab öfters mit Lanolin oder einem anderen Fett eingerieben. Jetzt läßt sich die Regenhöhe sogar recht scharf ablesen. Auf eine streng wissenschaftliche Genauigkeit macht dieser Regenmesser keinen Anspruch. Das wird auch nicht verlangt, für die Praxis reicht er aus.

Selbstgefertigter und gut funktionierender Regenmesser

So genügt es, im Garten zu wissen, wieviel Regen in der letzten Nacht gefallen ist. Wer dann einige Zeit mit dem auf so einfache Weise selbstgefertigten Regenmesser gearbeitet hat, wird dann bald ermittelt haben, ob durch den letzten Regen der Boden genügend durchweicht worden ist.

Ohne solche Messung läßt sich das doch nur unsicher schätzen. Und doch benötigt man solche Ermittelungen beim Pflanzen von Gemüsepflanzen oder wenn man zwecks Unkrautvertilgung auf Gartenwegen mit den hierzu geeigneten chemischen Präparaten arbeiten will, denn dazu muß der Boden vorerst gründlich durchtränkt sein, weil sonst die Wirksamkeit dieser Mittel in Frage gestellt wird. Nicht nur für den Gärtner, auch für den Landmann hat es großen praktischen Wert, die täglich gefallene Regenmenge wenigstens annähernd genau festzustellen. Die Erfahrung lehrt dann bald, ob es nach dem Regen noch möglich sein wird, den Tomaten zu pflügen, ohne daß es schmiert. Der Landmann kann sich im entgegengesetzten Falle den Weg zu seinem Tonacker ersparen.

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Antworten räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie 20 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, wenn der volle Portosatz erhalten, genügt 10 Rpf. beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portosatz erhalten ist. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn. Die Schriftleitung.

Frage: Schweine haben Würmer. Können Sie mir ein Medikamentmittel zur Bekämpfung der Würmer angeben? S. H. in W.

Antwort: Mit den beobachteten „großen Würmern" bei Schweinen sind wahrscheinlich die Spulwürmer gemeint, die verhältnismäßig häufig bei Schweinen angetroffen werden. Diese Würmer sind blassgelb oder rötlichweiß gefärbt, zylindrisch gestormt und an beiden Enden zugespitzt und sind 17 bis 25 cm lang. Die Ansteckung der Schweine geschieht durch Aufnahme der Wurmbrut bei der Futteraufnahme. Bei der Bekämpfung der Würmer ist das Hauptgewicht auf die Vorbeuge zu legen, d. h. die noch gesunden Schweine sind von infizierten Aleen und von deren Lausplätzen und Weiden fernzuhalten. Bei der Behandlung bereits erkrankter Tiere hat sich bewährt die Verabreichung von Öl. Chenopodium, und zwar in Dosen von 5 g auf 100 kg Körpergewicht. Gleichzeitig mit dem Öl. Chenopodium ist ein Abführmittel zu verabfolgen, 2 bis 3 Eßlöffel Rizinusöl oder Glauberfalz. Zu empfehlen ist als fertiges Präparat auch das Tölt von der Chemischen Fabrik H. Trommsdorff, Aachen, das bequem und billig in der Anwendung ist. Nach Abschluß der Wurmkur sind Stall und Stallgeräteschaften gründlich zu reinigen und zu desinfizieren. Dr. Tz.

Frage: Händin hat Hautausschlag. Meine zweijährige Neufundländerhündin hat auf dem Rücken vom Nutenansatz bis zum Nacken einen scharfen Hautausschlag, der mit starkem Juckreiz verbunden ist. Vom Apotheker verordnete Mittel haben nur vorübergehend Erfolg. Wie kann ich die Krankheit dauernd heilen? Es müssen doch wohl Bazillen sein, die diese Krankheit verursachen. D. H. in W.

Antwort: Ihre Händin leidet an chronischem Rückenekzem. Durch Waschen wird diese Krankheit nicht verursacht, sondern durch eine Schärfe im Blute. Sie werden daher durch äußerliche Mittel nur vorübergehende Erfolge haben. Lassen Sie der Händin zur Umstimmung des Stoffwechsels Perlacar-Einspritzungen machen. Vet.

Frage: Gummibaum verliert die Blätter. Blattprobe habe ich eingesandt. Die Blätter werden immer erst fleckig. Was ist hier zu tun? A. R. in R.

Antwort: Das eingesandte Blatt des Gummibaumes wurde eingehend mikroskopisch untersucht, doch konnte weder ein pilzlicher noch ein tierischer Schädling daran festgestellt werden. Trotzdem ist es möglich, daß ein Pilz (Septoria oder Gloeosporium) die anfängliche Fleckenbildung mit veranlaßt hat, deswegen wir raten, die Pflanze vorbeugend mit fein verpulvertem Kupfersoda- oder Kupferkalkbrühe abzuspritzen. Die eigentliche Ursache des Blattfalles ist aber entweder in der Behandlung der Topferde oder in einem äußeren Einfluß auf die Blätter zu suchen. Näheres darüber geht aus der Frage leider nicht hervor. Es ist daher zu prüfen, ob nicht Gas im Zimmer ist oder eine Flüssigkeit etwa beim Abwaschen der Blätter den Schaden veranlaßt hat. Da beides nicht der Fall, dann ist es zu empfehlen, den Gummibaum in einen dem Wurzelvermögen entsprechend großen Topf umzusetzen. Er ist besonders im Winter mäßig zu gießen, nicht zu warm und vor allem hell zu halten. Etwa Mitte Juni kann er ins Freie kommen, wodurch die Pflanze gekräftigt und widerstandsfähig wird. Schl.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Zur Düngung der Hackfrüchte. Die Kartoffeln und Rüben sind unsere wichtigsten Hackfrüchte, sie liefern Massenerträge. Bringt doch die Kartoffel zweimal so viel Nährstoffe vom Morgen als das Getreide, oder, anders ausgedrückt, die Kartoffel bringt von derselben Fläche so viel Nährstoffe, als der Roggen von halben. Bei guter und sachgemäßer Kultur sind die Hackfrüchte fast stets sicher im Ertrage. Hinzu kommt, daß sie eine Hackkultur verlangen, eine wichtige Voraussetzung für jede weitere Ackerkultur. Der Anbau der Rüben und Kartoffeln trägt somit zu einer Steigerung der Gesamterträge des Ackerbaues bei und verdient deshalb in Wirtschaften, die keine Zuckerrüben bauen, besondere Beachtung. Neben einer sachgemäßen Bodenbearbeitung hat die Düngung auf die Erzielung von Massenerträgen der Hackfrüchte großen Einfluß. Die Grundbedingung für die Hackfrüchte bilden Stallmist und Gründünger, mehr Rüben und Kartoffeln sehr dankbar sind. Bezüglich der Düngung machen die Hackfrüchte hohe Ansprüche, ihnen schadet im allgemeinen nur der Dünger, den sie nicht bekommen.

Alle Hackfrüchte — in erster Linie die Rüben — sind starke Kalizehrer. Entzieht doch eine Hackfruchternte von 1000 Zentner Futterrüben und 300 Zentner Kraut dem Boden rund 500 Pfund Kali, eine Hektarernte von 400 Zentner Kartoffeln und 150 Zentner Kraut rund 320 Pfund Kali. Kali kann man daher nicht zu leicht zuviel geben. Man gebe für Rüben je nach dem Boden und dessen Düngungszustand 3 bis 5 Zentner Kainit, für Kartoffeln 1 bis 2 Zentner 40prozentiges Kalisalz pro Morgen. Die Kalidüngung erhöht auch den prozentischen Zuckergehalt in der Rübe — trockensubstanzreiche Futterrüben haben einen größeren Futterwert als trockensubstanzarme — aus welchem Grunde gerade die Kalidüngung im Futterrübenbau nicht einschränkt werden darf. Hohe Futterrübenernten haben auch einen großen Kalibedarf im Boden zur Verfügung. Das wird nicht überjehen. Daneben sind Stickstoffgaben in Höhe von 1 bis 2 Zentner Leunasalpeter oder der entsprechenden Menge anderer Salpeterarten (Kalksalpeter) für Rüben bzw. 1 bis 2 Zentner schwefelsaures Ammoniak für Kartoffeln zur Erzielung von Massenerträgen pro Morgen erforderlich. Außerdem sind alle Hackfrüchte für leicht lösliche Phosphorsäure in Form von Superphosphat, in Mengen von etwa 1 Zentner pro Morgen, sehr dankbar.

Die reichliche Aufnahme von Phosphorsäure, namentlich in der ersten Zeit der Entwicklung, hat zur Folge, daß die Rüben gut ausreifen und deshalb der Zuckergehalt verbessert wird. Der Landwirt baue leistungsfähige Züchtungssorten, die eine starke Düngung voll ausnutzen können. Mittelrassige gelbe Kartoffelknollen, 30 bis 80 g schwer, sind als Saatgut die besten. Für den Zuckerrübenbau kommt nur Originalsaat einer zuckerreichen Rübe in Frage. Sehr zuckerreich, überhaupt sehr trockensubstanzreich, ist Kirsches Ideal; sie zeigt auch eine gute Haltbarkeit im Winterlager. Vieg.

Radieschäume im Mai zu verpflanzen ist sehr ratsam, da sie jetzt langsam in den Trieb kommen und zur Neubildung von Faserwurzeln übergehen. Radieschäume brauchen zum Anwachsen leicht durchfeuchteten Boden und viel Feuchtigkeit. Ein bis zwei Tage vor dem Herausnehmen werden sie gründlich angegossen. Wichtig ist, den Wurzelballen nicht abfallen, deshalb gräbt man auf einer Seite der Pflanze frei und schält dann den Ballen regelrecht aus dem Boden heraus. Es ist falsch, wenn man glaubt, durch Ausklopfen mit dem Spaten die Erde des Ballens zu festigen; man erreicht dann nur das Gegenteil. Der freigelegte Ballen wird am besten in Schälchen eingebunden und an den gewünschten Ort gebracht. In die Pflanzgrube gebe man die vorhandene Erde, die bis zur Hälfte durch Torfmull ersetzt und gut vermischt ist. Eine Düngerunterlage ist zwecklos, meist sogar schädlich; besser ist es, später mit Jauche ab und zu nachzuhelfen. Die Erde wird beim Pflanzen fest angetreten. Man gebe einen guten Gießrand, um nach dem Pflanzen öfters gründlich durchdringend wässern zu können. Das Verpflanzen nehme man möglichst bei trübem Wetter vor. Ist es aber sonnig und warm, so überspritze man eine Woche lang täglich die frischgepflanzten Radelbäume und umgebe sie, wenn sie in voller Sonne stehen, die ersten vierzehn Tage mit Fichtenzweigen, das man feucht hält. Kk.

Die Pastinake, ein würziges Gemüse. Wie die Möhre ist auch die Pastinake eine bei uns wild vorkommende Pflanze, aus der durch Kultur ein Wurzelgemüse gezüchtet wurde. Die Pastinake wächst auf Wiesen und an Gräben und entwickelt hier ihre fettgelben Doldenblüten. In Kultur genommen verlangt sie zum guten Gedeihen einen ähnlichen Standort auf feuchterem Humusboden, der zur Saat wie bei Möhren vorbereitet wird. Die Aussaat erfolgt früh, etwa im März in Reihenabständen von 30 bis 40 cm. Die Pflanzen werden dann in den Reihen auf 10 cm vereinzelt. Die Ernte kann im Herbst auch noch sehr spät erfolgen, da die Wurzeln nicht frostempfindlich sind. Diese Widerstandsfähigkeit gegen Kälte ermöglicht auch eine Aussaat im Spätsommer, wodurch die Erntezeit bereits im Juli nächsten Jahres beginnen kann. Insbesondere auf Moorböden kann man so einen Ertrag erzielen, der von keiner anderen Hackfrucht erreicht wird. Dabei ist der Nährwert der Pastinake auf das Gewicht der Ernte bezogen ein höherer als bei der Möhre und auch als bei der Kopfkohlrabi. Das sind Gründe genug, bei entsprechenden Böden seine Aufmerksamkeit dem Pastinakenanbau zu widmen. Man verwendet die Pastinakenwurzeln in der Küche ähnlich wie die Karotten zu einem Suppengemüse und alleine oder mit Möhren zusammen als Gemüse zu Fleischspeisen. Auch ein Salat aus Pastinaken ähnlich dem Selleriesalat ist eine würzige Beigabe zum Mittagsmahle. Der Geschmack der Pastinakenwurzeln ist weitaus aromatischer als der der Möhren, im ganzen aber etwas weichlicher, dem würzigen Geschmacks wegen hat die Pastinake viele Liebhaber, auf der anderen Seite mögen aber viele Menschen das Gemüse nicht. Wir finden den Anbau in Süddeutschland, auch in Frankreich und England verbreiteter als im nördlichen Deutschland. Durch Züchtungen sind eine Reihe von Sorten entstanden, von denen die „Lange weiße" wegen ihrer tiefgehenden Wurzel für tiefgründigen Boden geeignet ist. Die „Halblange kurzlaubige" und „Student" sind andere gute Sorten. Schl.

Für die Kaninchenzucht ist im Sommer die günstigste Zeit, weil das Futter leicht und auch abwechslungsreich dargeboten werden kann. Die Tiere nehmen alles an, was in Feld und Garten wächst, außer Unkräutern und Gemüsehabfällen auch Fallobst. Dies ist sogar auf dem Speisezettel beliebt, darf jedoch nicht im Übermaß noch weniger ausschließlich verfüttert werden. Bei Kälbzucht haben die Kaninchen oft in den engen Ställen sehr unter der Hitze zu leiden. Größte Reinlichkeit ist jetzt nötig, besonders darf sich kein Dünger ansammeln, da er die Wärme im Stalle steigert, durch die sich entwickelnden schlechten Gase die Tiere belästigt und schädigt, auch Fliegen und anderes Ungeziefer anlockt. Es ist auch für entsprechende frische Luftzufuhr deshalb zu sorgen, dabei aber Zugluft zu vermeiden. Die Zuchthäsinnen werden meist im Laufe des August zum dritten Male belegt. Der folgende Wurf muß natürlich der letzte im Jahre sein. Häufig setzt gegen Ende des August schon der Haarwechsel ein. Neulinge in der Kaninchenzucht, aber auch erprobte Züchter sind vielfach im Zweifel, wann sie die Muttertiere mit Rücksicht auf Ende- satz decken lassen sollen. Fast allgemein gilt als Regel, dies nicht vor vollendetem achten Monat geschehen zu lassen. Man hängt aber der Ansicht an, daß die Zucht nicht so sehr nach genau einzuhaltenden bestimmten Alter ab als von der körperlichen Entwicklung des betreffenden Tieres. Man wird deshalb die Lebensbedürfnisse desselben genau beobachten und Fütterung, Wartung und Pflege sorgsam danach einrichten. Wenn nun eine Häsin vor dem achten Monat, etwa schon nach sechs oder sieben Monaten, zum ersten Male hitzig wird, dann wird vor allem sich der Züchter genau überzeugen, ob sie in Form, Größe, Haar usw. dem Zuchtziele der betreffenden Rasse entspricht. Das Tier braucht nicht schon Größe und Gewicht eines völlig ausgewachsenen Artgenossen erreicht zu haben, wenn es nur kräftig und gesund ist; denn es wird dann ohne gesundheitlichen Nachteil auch nach dem Decken noch weiter wachsen. Wenn man also beim Rammler unmöglich darauf Rücksicht nehmen kann, ihn frühestens im Alter von acht Monaten zum Decken zu benutzen, so kann man die Häsin früher zur Zucht verwenden, und zwar aus folgenden überwiegenden Gründen: Ist die Häsin bis zum erstmaligen Zulassen acht und neun Monate und darüber alt geworden, dann war sie normalerweise inzwischen schon einige Male hitzig und wird nun nicht selten, wenn sie zum Rammler kommt, sehr schwer, manchmal auch gar nicht, aufnehmen. Rk.

Badekasten für Tauben. Die Tauben baden gern, und sollten ihnen Badewasser in der Woche dreimal gegeben werden, jedoch immer nur auf eine Stunde, während dies in der besten Jahreszeit täglich geschehen kann. Das Bad hat für die Tauben einen großen gesundheitlichen Wert, es dient nicht nur der Reinlichkeit, sondern tötet auch die Krankheitskeime, ist dem Wachstum der neuen Federn äußerst dienlich und macht sie auch glänzend sowie seidenweich. Man wird finden, daß gesunde Tiere stets und gern ins Wasser gehen und sich mit großer Lust darin tummeln, während kranke Tauben einen Widerwillen gegen dasselbe zeigen. Gewöhnlich nun stellen die Taubenhalter das Badewasser in einer flachen Schüssel in den Schlag. Praktischer jedoch ist, und gern von den Tauben benutzt wird der hier abgebildete Badekasten, den man sich auch selbst herstellen kann. Der Kasten, welcher aus gehobelten Brettern besteht, ruht auf zwei Leisten und ist so gebaut, daß rechts sowie links ein freier, breiterer Rand bleibt,

Selbstgebauter Badekasten für Tauben

auf dem die Tauben trocken sitzen können, während der Wasserstand nach der Mitte zu tiefer wird, also muldenähnlich erscheint. Die Tiegen werden mit Glasertitt gedichtet, das bald gefriert und, nachdem es trocken geworden, einige Male mit Oelfarbe gestrichen und eventuell mit Lack überzogen. Dieser Badekasten verhütet das Verschütten von zuviel Wasser, wodurch im Schlag sehr leicht schädliche Feuchtigkeit entsteht. Nik.

Schlittschuh mit Spargelkunke. Nachdem man den Schlittschuh eine Stunde in starkem Salzwasser gewässert hat, reibt man ihn mit Zitrone ab, bestreut ihn von den Gräten und zerlegt ihn in kleine Stücke, die man salzt. Dann trocknet man die Fischstücke ab, zieht sie durch geschlagenes Ei, wendet sie in geriebener Semmel um und bäckt sie in Butter hellbraun. Von einer Büchse Schnittspargel gießt man das Wasser ab und bereitet von Butter, Mehl, Fleischbrühe, dem Spargelwasser und Zitronensaft eine schöne Tunke, die man mit zwei Eigelben abrührt. Die Spargelstückchen gibt man in die Tunke, läßt sie damit durchziehen und gibt alles dann über die heißen Schellfischstücke. Den Rand der Schüssel belegt man mit Blätterteig-Halbmonden. Frau A. in L.

Käsestangen. 150 g Butter schaumig rühren, dazu 150 g Mehl, 150 g geriebenen Emmentaler Käse, zwei Eigelb, ein ganzes Ei, Salz geben, den Teig gut durcharbeiten und eine Stunde ruhen lassen. Dann formt man kleine Stangen, legt sie auf ein gefettetes Backblech, bestreut sie mit Eigelb, das mit Milch verdünnt wurde, und bäckt sie dann sofort im heißen Ofen. Frau E. S.

Kasseler Braten. Der sehr in Aufnahme gekommene Braten ist am besten von einem Kotelettenstück, unter welchem an der einen Seite noch das Schweinefilet liegt, oder von dem Kamm genommen. Man löst die Speckschicht bis auf einen kleinen Finger breit ab, reibt das Fleisch recht tüchtig mit Salz ein und legt es in einen leinenen Tuch oder auch ohne ein solches in ein Gefäß und stellt es vierundzwanzig Stunden an einen kühlen, nicht zu kalten Ort. Es zeigt sich bald Pökellake, welche häufig über das Fleisch gegossen wird. Am folgenden Morgen trocknet man das Fleisch ab und hängt es in einem Musselinbeutel zwei Tage in schwachen Rauch, läßt es hierauf zwei Tage in der Luft hängen und wäscht es vor dem Kochen in kaltem Wasser ab. Es wird dann gebraten oder in wenig Wasser geschmort. Auch kann man es in Butter anbraten und unter Hinzufügen von etwas Wasser weichschmoren. Für ein kleines Stück ist die letztere Art zu empfehlen. Kasseler Braten wird kalt und warm serviert, ersterer Art ist der Vorzug zu geben. Zum Garwerden bedarf er verhältnismäßig kurze Zeit. Fr. Ad. in K.

Weinbrand-Kränze. Hierzu benötigt man 625 g Butter, 210 g Zucker, ein Päckchen Vanillezucker, 635 g Mehl. Die Zutaten werden zu einem geschmeidigen Teig verarbeitet. Aus diesem Teig werden schmale Stangen gespritzt, und diese zu Kränzen zusammengebogen. In einem nicht zu heißem Ofen werden die Kränze gebacken. Es werden etwa 300 Stück. Frau K. R.-G.

Für die Bücherfreunde

Anleitung zum Erkennen und Bekämpfen der Ackerunkräuter. Von Otto Wehsarg. Heft 32 der „Anleitungen" der DVG. Mit 117 Abbildungen im Text und 11 farbigen Unkrautbildern. Ganzleinenband. Preis für Mitglieder beim Bezug durch den DVG.-Verlag, Berlin SW 11, Dessauer Straße 14, einschließlich Porto 4,30 RM. Im Buchhandel 6 RM.

Otto Wehsarg gilt als einer der besten Kenner unserer einheimischen Unkräuter. Er war der erste, welcher darauf hinwies, daß man die nur dann erfolgreich bekämpfen könne, wenn man nicht nur ihre Namen, sondern vor allem auch die Eigenart ihrer Lebensbetätigung in gewissen Jahreszeiten die größte Anfälligkeit gegenüber Vernichtungsmethoden zeigen, während sie zu anderer Zeit durch dieselbe Bekämpfungsmaßnahme eher angereizt als vernichtet werden. So erfüllt denn das Buch in jeder Hinsicht seinen Zweck. Im ersten lernen wir die Lebensweise der Unkräuter kennen und die danach zuzulchn abenden Bekämpfungsmethoden; im zweiten werden die Einzelunkräuter familienweise besprochen und ihre Bekämpfungsmaßnahmen angegeben. In den Text sind zahlreiche Schwarzweißzeichnungen eingesprengt und elf Buntdruckta eln unterstützen die Ausführungen dieses selten reichhaltigen Buches in der wirksamsten Weise. Wir wünschen dem Buch weiteste Verbreitung! Dr. A. Einecke.

Frühling in der Geflügelfarm

Von Slums

Jetzt, da der Frühling mit Macht seinen Einzug hält und überall in der Natur sich neues Leben regt, ist auch auf der Geflügelfarm Hochbetrieb. Um einmal einen Blick in eine solche Farm werfen zu können, besuchte ich an einem schönen Frühlingstage den vor der Stadt liegenden Großgeflügelhof.

Zuerst kam ich mit der liebenswürdigen Besitzerin über alle möglichen land- und hühnerwirtschaftlichen Fragen ins Gespräch. Dann forderte sie mich auf, ihr zu folgen. Der freundlichen Einladung Folge leistend, landete ich — mein intelligentes Gesicht (wie bitte?) möchte ich diesen Augenblick gesehen haben — im Keller. Meine Führerin erklärte mir, daß wir uns im Brutkeller befinden. Ein großer lustiger Raum, darin zwei große Schränke. Nanu denn ich, ich denk' nanu, aber lange brauchte ich mich nicht zu wundern, denn die Besitzerin all dieser Herrlichkeiten öffnete einen dieser beiden Schränke. Darin lagen, schön in Reihen geordnet, Hühnereier, ja nichts als Hühnereier. Eines sah aus wie das andere. — ? ? ? — Nun erklärte mir meine Führerin, daß das alles Bruteier sind, die in diesem Schranke bei einer Temperatur von 38 Grad 18 Tage, bis kurz vor dem Ausschlüpfen, ausgebrütet werden. In diesen Tagen vollzieht sich also in den Eiern das Wunder der Entstehung neuen Lebens. Durchleuchtet man so ein Ei, das nur wenige Tage erst in dem Schrank gelegen hat, so kann man sehen, daß sich der Blutkreislauf, das Herz- wie der Fachmann sagt, ausgebildet hat. Nach 18 Tagen ist die Entwicklung so weit fortgeschritten, daß die Eier in den Schlüpfschrank gebracht werden können. Hier herrscht eine Temperatur von 39 Grad. Dieser zweite Schrank ist die Wiege der Küken. Wenn der Schlüpftag gekommen ist, beginnt es in dem Schranke lebendig zu werden. Erst sieht man nur kleine Veränderungen an der Schale der Eier. Das neue Hühnchen pickt die Schale auf und legt nach und nach einen Ring um die ganze Schale frei. Langsam, ganz langsam geht das schwierige Werk vonstatten. Doch endlich ist es gelungen. Eine letzte Anstrengung noch und die harte Schale bricht entzwei. — Uff, das war ein schweres Stück Arbeit für das kleine Hühnerkind. Ganz matt bleibt es erst einmal eine Weile liegen. Nur das Köpfchen bewegt es und schaut sich in der Welt, in die es eben eingetreten ist, verwundert um. Jetzt sieht es noch recht erbarmungswürdig aus, aber wenige Stunden später kennt man es nicht wieder. Sehr schnell hat es sich ein schönes zitronengelbes Flaumkleidchen zugelegt und macht die ersten Gehversuche im neuen Leben. Dazu piept es lustig in den Frühlingstag hinein. Ihm gleich tun es alle seine Brüder und Schwesterchen, die alle so nett aussehen, im wahrsten Sinne des Wortes, wie aus dem Ei gepellt. Nicht lange mehr müssen sie in dem großen Kasten bleiben, ein Teil wird noch am zweiten Tage in Pappkartons gesteckt und wird unter der Bezeichnung „Eintagsküken" mitunter weit fortgeschickt. Alle die andern aber, die in der Farm bleiben, kommen am zweiten Tage unter die Schirmglucke. Das ist ein breites Blechgewölbe, das beheizt wird und den kleinen Hühnerkindern Schutz bietet gegen die Kälte der Nacht. Eine Fesstellung konnte ich machen, nämlich die, daß nicht alle Hühner gleich sind, auch wenn sie derselben Rasse angehören. Es gibt auch hier Standesunterschiede, die sich schon in der Wiege bemerkbar machen. In dem Brutschrank fanden sich einzelne kleinere Abteilungen, und auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, wurde mir geantwortet: da drinn kommen die Nachkommen der Herdbuch-Hühner zur Welt, das ist so gleichermaßen der Adel in unserer Farm, nur erstklassige Hühner, die viel Eier legen, gehören ihm an.

Da ich nun einen Blick in die Wiege der Geflügelfarm getan hatte, wollte ich mir die weiteren Abteilungen ansehen. Von meiner Führerin wurde ich jetzt an ein junges Mädchen verwiesen, daß sich als Hühnerbändergärtnerin zu erkennen gab, und mich sofort in die Kinderstube der Farm einführte. Hier lebt ein lustiges Völkchen. Hunderte von kleinen gelben Hühnchen piepsten und rannten durcheinander, schlüpften auch mal unter die Schirmglucke und verfuchten das ihnen gereichte Futter. Einige scharrten schon ganz wie die Großen in dem feinen Sand und dem Torfmull, der als Streu den Boden bedeckte. Mitunter kommt es, wie in jeder Kinderstube, zu kleinen Meinungsverschiedenheiten die dann mit den Schnäbeln, den Flügeln und den Sporen ausgetragen werden. Es ist halt wie im wirklichen Leben — Lustia plaudert die Besitzerin des großen Hühnerhofes von ihren Schützlingen, wobei sie mir dann die nach Stämmen geordneten erwachsenen Hühner in Freiheit dressiert vorführte. Eine wahre Pracht ist es, alle die schönen weißen Tiere stolz auf ihren Weideplätzen gehen zu sehen. Betreut von stolzen Hähnen unter deren Schutz die Hennen ein frohes, unbekümmertes Hühnerleben führen. Im Legeraum war Hochbetrieb, die Fallennester waren fast stündig besetzt. Meine Führerin befreite die Insassen aus ihrer Haft, verzeichnete das Datum und die Nummer der Hennen auf dem Ei und trug es in die Legeliste ein. So ist eine ständige Kontrolle der einzelnen Hennen möglich. Die besten Tiere werden ausgesucht und zu besonderen Zuchtstämmen zusammengestellt. Diese bilden die Elite der Farm, den Adel von dem ich sprach. aus den Reihen dieser Tiere werden die besten dann als Herdbuchhühner geführt.

Während des Rundganges plauderten wir Führerinnen lustig über all die Einrichtungen dieser mustergültigen Farm, ihre heiteren Gesichter aber verrieten, daß ihre Arbeit ihnen viel Freude bereitet.

DER JUGENDWILLE
VOM WERK JUNGER MENSCHEN

Über Ziel und Wesen der deutschen Jugendkraft

Von Carl Mosters †

Als wir seinerzeit an den Reichsausschuß für Leibesübungen in Berlin den Antrag stellten, als ebenbürtiger Stammverband aufgenommen zu werden, haben wir diesen Antrag nicht damit zu begründen gesucht, daß die DJK genau in einer Linie mit den bisherigen Stammverbänden gestellt werden könne und aus diesem Grunde den Anspruch auf ebenbürtige Eingliederung in eine Linie mit den bisherigen Stammverbänden erheben; wir haben vielmehr im Gegenteil ausdrücklich betont und begründet, daß die DJK einen durchaus anderen, aber keineswegs weniger bedeutsamen und weniger wertvollen Typus unter den Turn- und Sportverbänden darstelle. Aus der Zeit der Gründung des Reichsausschusses wurden als Stammverband bisher nur ausgesprochene Fachverbände anerkannt. Verbände, die sich nur bestimmten Arten von Leibesübungen hingeben und diese bis zur Vollendung durchzuführen suchen, sei es das Turnen in der Deutschen Turnerschaft, sei es das Fußballspiel im Deutschen Fußballbund oder das Schwimmen im Schwimmverband, oder das Fechten, Rudern, Ringen und wie die verschiedenen Arten von Leibesübungen und deren Fachverbände heißen.

In Abweichung von diesen Verbänden will die Deutsche Jugendkraft

1. Alle gesunden Arten der Leibesübungen pflegen, soweit sie für Jugendliche in Betracht kommen, je nach der Neigung und den örtlichen Möglichkeiten auch mehrere Arten in ein und derselben Abteilung.

2. Zum zweiten betreibt die Deutsche Jugendkraft Leibesübungen nicht nur ihrer selbst willen, nicht mit dem Ziele der größten Leistungen, sondern aus körperlich und geistig erziehlichen Bewegründen.

3. Zum dritten ist ihr eigentlicher Zielgedanke der geistig und körperlich harmonisch gestaltete Mensch und darum nach ihrer christlichen Lebensauffassung die Leibespflege. Glied der Jugendpflege, nicht neben ihr, sondern in ihr, betreibt mit dem letzten Ziele der Seelenpflege, auch durch Leibesübungen.

Darum ist auch ihre Organisation in die Organisation der katholischen Stände eingegliedert, als deren Brauftrage zur Mitarbeit an der gesamten Jugendbildung im katholischen Sinne.

Innerhalb dieses Gesamtzieles katholischer Jugenderziehung hat die DJK folgendes besondere Sonderziel:

1. Als nächstliegendes naturgegebenes das der körperlichen Gesundheits- und Kraftpflege, aufgefaßt als harmonische Ausbildung und Kräftigung von Nerven und Körper, zur Pflege körperlicher Gewandtheit und der Ausdauer. Dies ist der erste naturgemäße Sinn der Leibesübungen auch auf christliche Erziehungsauffassung nicht nimmt; denn sie erkennt den Körper als ein von Gott geschenktes Gut an, das zu hüten und zu fördern jeder Mensch verpflichtet ist, das unbedingt, auch unter höheren Gesichtspunkten, zu den höchsten irdischen Gütern gehört.

2. Das zweite, auch im Wesen jeder Leibesübung liegende Ziel ist die Pflege geistig-körperlicher Erfrischung und Belebung des Menschen und darin edler und reiner Erholung und Freude. Auch dieses Ziel wird von der katholischen Erziehungsauffassung durchaus bejaht; denn Freude ist eine Lebenskraft, ohne die kein Mensch, vor allem kein junger Mensch, lebensfrisch und lebensstark bleibt.

3. Das ist das Ziel aller vernünftigen Leibesübungen. Für uns aber ein bevorzugter Bewegsgrund und geradezu das Ziel unserer Leibesübungen ist ihre Einstellung und ihre Wirkung auf Geist und Willen. Geordnete Leibesübungen sind nicht unüberlegte körperliche Bewegungen, welche das Seelische im Menschen nicht berühren würden; sie sollen vielmehr auf den inneren Menschen, auf den Charakter hinwirken und tun es auch in starkem Maße. Sie können und sollen geistesschärfend und willensschärfend wirken, sie können freilich auch Geist und Willen unter die Knechtschaft des Körperlichen, des Animalischen im Menschen, bringen. Dort, wo das Verhältnis der Kräfte stimmt, dahin wollen wir deutsche Jugend aus allen deutschen Gauen führen.

Manche werden die Frage stellen: Ist es gerechtfertigt, in dieser Zeit das Reichstreffen durchzuführen? Es gibt ja genug Pfiffiker, die diesen Gedanken ablehnen und vom „Sparen" sprechen. Aber bei diesen ist das „Sparen" beinahe eine fixe Idee. Weder sie, noch die politischen Unkenrufe können uns davon abhalten, unser Fest zu feiern. Gerade wegen der Not und des Druckes der auf Deutschland, seinem Volk und seiner Jugend liegt, eben deshalb halten wir uns verpflichtet, ein Fest deutscher Jugend, ein Fest junger deutscher Freude zu feiern.

Es ist zunächst der Sportgedanke, der uns leitet. Dieser verpflichtet eine Sportorganisation zum Wettkampf, denn der Wettkampf ist ein pädagogisch notwendiges Mittel, um die Leibesübungen zu einem System zu bringen und insbesondere, um die deutsche Jugend zu Leibesübungen zu bringen und daran zu fesseln. Für eine Sportorganisation ist es notwendig und unabweisbar, daß Meisterschaften und Siege von Termin zu Termin angesetzt werden.

Dann aber soll das Reichstreffen werden ein Treffen der Freude. Ist nicht Not an- nug, Lagert nicht Elend genug über unserem Leben? Soll nicht auch wieder dann und wann ein helles Leuchten dazwischen kommen, das die Menschen wieder aufrichtet und stark macht? Ist unserer Jugend ist unendlich viel Erwerbslosigkeit. Ein großer Prozentsatz der Jugendkraftler steht in Lebensnot und hoffnungslos vor den Toren des Lebens. Ist es deshalb nicht nur die restgläubige Kraft, die über diese Notdruck hinwegzuhelfen, Kraft, die von Gott kommt. Darum ist, was wir unseren jungen Deutschen Sportlern schenken dürfen und müssen: die Freude.

Der dritte Gedanke ist und bei der vaterländische Gedanke. Es ist ein vaterländisches Werk, wenn wir dazu helfen, daß Deutsche ihr deutsches Vaterland kennen lernen. Deutschland soll wissen, daß nicht nur der Schritt des Radfahrklubs in den Straßen seiner Städte dröhnen kann, und daß noch eine Jugend da ist, stahlstren und christustreu. Und alle sollen sehen, hören und wissen, daß es noch Tausende und aber Tausende gibt in der katholischen deutschen Jugend, die ihrem Vaterlande zu dienen bereit sind und die Kräfte ihrem Vaterlande zu schenken gewillt sind. Wir haben Mut und Kraft zu marschieren!

Auch ein volkswirtschaftlicher Gedanke fördert den Willen zum Reichstreffen in Dortmund. Wir wollen auf vernünftige Weise weiterspüren, was wir erspart haben. Die Jungens verzichten deshalb auf Zigarette und Alkohol. Das ist volkswirtschaftlich durchaus gesund. Und wir erhalten so die Mittel zum großen Werk, das nicht zuletzt ein geistiges ist.

Der letzte Gedanke der uns stärker zwingen möchte, und es doch oft nicht tut, das ist der Gedanke Gottes, der religiöse Gedanke. Haben wir vor dem Herrn nur die Verpflichtung, am Sonntag Gottesdienst zu halten, um uns zu erbauen und unsere Pflicht zu tun? Nein, unsere Aufgabe ist größer. „Geht hinaus auf die Dächer und predigt", heißt das Evangelium. Und ob der Sportler, der nach Dortmund kommt, verkündet die frohe Botschaft, daß Christus lebt und nicht tot ist.

Generalpräses Msg. L. Wolker.

*

Sparen!

Sparen? In diesen Zeiten? Unmöglich! So sagt Ihr. — Bitte hier die Antwort. Ein Preis nämlich berichtet von seiner Abteilung: „Meine Jungens sparen, wo sie nur können. Und an allen Enden. Selbst die Molle, die sie „anstandshalber" im Umfeldelokal trinken müßten, wird dem Reichstreffenfonds geopfert. Jeder Pfennig (sawohl auch Pfennige!) fließt in die gemeinsame Reichstreffenkasse. Erst recht die Gelder, die wir bei den Spielen vereinnahmen und die nicht ohne Quittung für Geräte verwandt werden müssen. Manchen Mop zum Plaß des Gegners, wenn er nicht gar so weit ist, machen die Jungens zu Fuß und bezahlen die „Fahrt" an den Abteilungsleiter, der den „Betrag" ihrem Reichstreffenkonto gutschreibt. So stark lebt in den Jungens die Vorfreude für das Reichstreffen. Sie wissen, daß sie ihrer Sache ein Opfer bringen müssen.

Uebt!

Uebt für das 8. Reichstreffen. Denn das Reichstreffen als Ausdruck unserer Kraft verlangt auch eine sportliche Leistung. In allen Klassen wollen wir unsere Besten sehen. Für Unreifste ist da kein Platz. Sie stören nur die glatte Abwicklung und den Gesamteindruck der Wettkämpfe.

Uebt vor allem auch die Freiübungen. Tausende von Turnern und Sportlern sollen die weite Fläche der Kampfbahn füllen, und im Gleichmaß und Rhythmus der Bewegungen und Schwingungen ein Bild von Einheit und Geschlossenheit geben. Dehalb soll die wöchentliche Jugendkraftstunde stets mit den Freiübungen des 8 Reichstreffen beginnen und dabei sollen auch die Mädchen und Jungen, die nicht am Reichstreffen teilnehmen können. So leben alle mit in den Vorbereitungen zum 8. Reichstreffen.

DJK-Körperschule

Soll das Ziel Deutscher Jugendkraft erreicht werden, dann muß die Gesamtheit unserer Jugend zu regelmäßiger Leibesübung geführt, dann muß die Gesamtheit unserer Jugend zu einer aufseitigen Körperschule geführt werden.

So hatte es sich die DJK von allem Anfang an zum Ziel gesetzt. Die Entwicklung der ersten 10 Jahre hat jedoch nicht in allzweg diese Zielrichtung eingehalten und erfüllt. Wir haben 220000 Aktive in den Reihen der DJK Es stehen aber 2 000 000 junge Menschen in unseren Stammverbänden katholischer Jugend, also zwei Drittel, die nicht bei uns sind und keine Leibesübungen im Sinne der DJK treiben. Wir haben Tausende von Sportgruppen aller Art, leistungsfähig und vielseitig. Aber wir haben nicht die Hilfen unserer Stile von Termin zu Termin angesetzt werden.

Dann aber soll das Reichstreffen werden ein Treffen der Freude. Ist nicht Not an- nung, Lagert nicht Elend genug über unserem Leben? Soll nicht auch wieder dann und wann ein helles Leuchten dazwischen kommen, das die Menschen wieder aufrichtet und stark macht? Ist unserer Jugend ist unendlich viel Erwerbslosigkeit. Ein großer Prozentsatz der Jugendkraftler steht in Lebensnot und hoffnungslos vor den Toren des Lebens. Ist es deshalb nicht nur die restgläubige Kraft, die über diese Notdruck hinwegzuhelfen, Kraft, die von Gott kommt. Darum ist, was wir unseren jungen Deutschen Sportlern schenken dürfen und müssen: die Freude.

Der dritte Gedanke ist und bei der vaterländische Gedanke. Es ist ein vaterländisches Werk, wenn wir dazu helfen, daß Deutsche ihr deutsches Vaterland kennen lernen. Deutschland soll wissen, daß nicht nur der Schritt des Radfahrklubs in den Straßen seiner Städte dröhnen kann, und daß noch eine Jugend da ist, stahlstren und christustreu. Und alle sollen sehen, hören und wissen, daß es noch Tausende und aber Tausende gibt in der katholischen deutschen Jugend, die ihrem Vaterlande zu dienen bereit sind und die Kräfte ihrem Vaterlande zu schenken gewillt sind. Wir haben Mut und Kraft zu marschieren!

Auch ein volkswirtschaftlicher Gedanke fördert den Willen zum Reichstreffen in Dortmund. Wir wollen auf vernünftige Weise weiterspüren, was wir erspart haben. Die Jungens verzichten deshalb auf Zigarette und Alkohol. Das ist volkswirtschaftlich durchaus gesund. Und wir erhalten so die Mittel zum großen Werk, das nicht zuletzt ein geistiges ist.

Der letzte Gedanke der uns stärker zwingen möchte, und es doch oft nicht tut, das ist der Gedanke Gottes, der religiöse Gedanke. Haben wir vor dem Herrn nur die Verpflichtung, am Sonntag Gottesdienst zu halten, um uns zu erbauen und unsere Pflicht zu tun? Nein, unsere Aufgabe ist größer. „Geht hinaus auf die Dächer und predigt", heißt das Evangelium. Und ob der Sportler, der nach Dortmund kommt, verkündet die frohe Botschaft, daß Christus lebt und nicht tot ist.

Generalpräses Msg. L. Wolker.

*

Spart!

Sparen? In diesen Zeiten? Unmöglich! So sagt Ihr. — Bitte hier die Antwort. Ein Preis nämlich berichtet von seiner Abteilung: „Meine Jungens sparen, wo sie nur

Heil Deutsche Jugendkraft

Wo junge Adler kreisen hoch überm Alpenglühn,
Wo Hämmer aus dem Eisen zum Himmel Feuer sprühn,
Und wo der Brandung Dröhnen ein Lied aus Wogen schafft,
Durchs ganze Reich solt's tönen: Heil, Deutsche Jugendkraft!

In lichter Schar wir schreiten! Der Heerbann vorwärts bricht!
Du Bruder an der Seiten, ich schau' dir ins Gesicht.
Wir tragen heilige Brände, die Muskeln hoch gestrafft,
Wir tragen die Zeitenwende! Heil Deutsche Jugendkraft!

Steig auf aus dunklen Nächten, du junger, deutscher Mai!
Den Geist kann niemand knechten: Mein Deutschland, du wirst frei!
Ein neues Lied wir singen, als Gottes Ritterschaft,
Er selbst führt unsre Klingen! Heil Deutsche Jugendkraft!

Wir bauen Deutschlands Ehre aus neuen Quadern auf!
Wir stehn in heller Wehre und Schild an Schild darauf!
Die Christuszeichen fliegen! Kein Feind sie mehr entrafft.
Und deine Banner siegen, heil, Deutsche Jugendkraft!

Ludwig Hugin

Warum 3. Reichstreffen?

Mittsommer dieses Jahres stehen, so Gott es will, schöne und große Tage vor uns, die Tage des 3. Reichstreffens der Deutschen Jugendkraft. Tausende und abertausende junge deutsche Sportler sollen in jenen Tagen nach Dortmund kommen. In die Hauptstadt des Industriegebietes, in den Mittelpunkt des Landes deutscher Sorge: sollen aufmarschieren zu einem Sportfest. Und es wird ein festes Treiben sein. Die Banner aller der Verbände,

RUND FUNK

Rundfunk-Vortragsfolge Langenberg (472,4)

Sonntag, 17. April.

7.00: Hamburger Hafenkonzert. Glocken vom Großen Michel.
8.30: W. Wingen: Elperanto.
9.00: Gedenke vom St. Gereon, Köln.
9.55: Katholische Morgenfeier.
11.00: Horner: Zeugung der Westfälischen Kameradschaft ehemaliger Kriegsgefangener.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Weinen, Klagen, Sorgen, Jagen.
12.05: H. Ebert: Die Musik der Woche.
12.20: Trier: Das deutsche Weinmuseum.
13.00: Mittagskonzert.
14.30: H. Wolter: Deutsche Einheitskurzschrift.
15.00: Soest: Feier des 150jährigen Bestehens des Bezirks Westfalen im Bund erbündeter Krieger.
15.35: Jugend musiziert und singt. Zum Reichswerbetag für das Jugendherbergswerk. Ansprache: H. Forschepiepe.
16.10: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte. Dr. Blume: Straßburg.
16.30: Paderborn: Beiwerkonzert. Ausf.: Musikverein und Domchor Paderborn.
17.15: Internationale Wettdeutsche Fußballmeisterschaft. Teilübertragung von den einzelnen Spielen.
18.05: A. Trejan: Otto Huc zum Gedächtnis.
18.30: Prof. Dr. Reichenbach: Das physikalische Weltbild der Gegenwart.
19.00: Eine Stunde Kurzwell.
19.45: Sportvorbericht.
20.00: Frauenliebe. Romantische Operette von Franz Lehar.
22.20: Letzte Meldungen, Bericht über das geistige Leben, Sportbericht.
ca. 22.45: Nachtmusik und Tanz.

Montag, 18. April.

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
11.10: Kinderturnen mit Musik.
16.20: Jugendfunk: Zwei Märchen. — Wir bauen uns ein Segelflugzeug.
18.15: Prof. Lic. Dr. Sellmann: Froebel und die Kinder.
18.40: Hans Siemsen: Erziehung im Zoo. — Wanderzirkus in Westfalen. Zwei Erzählungen.
19.15: Vom Tage.
19.30: Dr. Schleifer: Probleme einer wirtschaftlichen Neugestaltung des mitteleuropäischen Raumes.
20.00: Konzert mit Wanda Achsel Mitw.: Funkorchester. Werke von Smetana, Dvorak, Bittner, Ast. Korngold, Joh. Strauß.
Anschl. Nachtmusik und Tanz.

Dienstag, 19. April.

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
11.10: Rhythmische Gymnastik für Schüler
16.10: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.20: L. M. Voß: Zur Psychologie der Reklame.
16.40: Fortsetzung Dinteimann: Der organisierte Holzabsatz als Mittel zur Ertragssteigerung.
18.15: Charles Darwin: Aus der „Reise eines Naturforschers um die Welt". Zum 50. Todestag Darwins.
18.40: Französisch.
19.15: Zehn Minuten Funknachrichten.
19.30: M. Hebermann: Einführungsvortrag zur Bachschen h-moll-Messe.
20.00: Essen: Hohe Messe in h-Moll von Joh. Seb. Bach.
ca. 22.20: Dr. Ernst: Zehn Minuten Sportfunkliter.

Mittwoch, 20. April.

9.15: Die Frau im Staat. Marie Juchacz, M.d.R.: Frauenarbeit im Preußischen Landtag.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
11.10: Kinderturnen mit Musik.
16.20: Aus der Arbeit der Versuchsschule in Oberhausen (Rhld.).
18.15: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte. H. Eulenberg: Magdeburg.
18.40: Italienisch.
19.15: Meister der Naturschilderung. J. v. Liebig: Aus den „Chemischen Briefen".
19.35: Dr. Horaß: Die verkehrspolitische Lage des Aachener Kohlenbezirks.
20.15: Kopenhagen: Europäisches Konzert.
ca. 22.45: Stuttgart. Nachtmusik des Tanz-Ensembles der Stuttgarter Philharmoniker.

Freitag, 22. April.

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
11.10: Kinderturnen mit Musik.
16.20: Jugendfunk: Wie singen die Vögel? — Wir bauen uns ein Segelflugzeug.
18.15: Die Welt auf der Schallplatte. Dr. Uhall: Altschwedische Volkslieder.
18.40: Englisch.
19.15: Drei Deutsche sprechen miteinander.
20.00: Meister der Operette. Ein Julius mit Schallplatten. Verbindende Worte: P. H. Gehlin.
20.20: Chorkonzert Ausf.: Kammerchor, Kinderchor und Funkorchester. Solisten: Hanlein (Sopran), Mann (Alt), Wode (Bariton), Hilgers (Orgel).
Anschl. Nachtmusik und Tanz.

Sonnabend, 23. April.

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
11.10: Rhythmische Gymnastik für Schüler.
16.20: Frauenstunde: Dr. Maria Müller: Froebel und die Frauen.
16.40: Englisch.
18.15: Dr. Wichterich: Die Schweiz in der handelspolitischen Notwehr.
18.40: Reg.-Rat Dr. Riesen: Reichsverfassung und Landwirtschaft.
19.10: Fünf Minuten Verkehrsfunkstille.
19.15: Wanderungen in Rheinland und Westfalen. L. Pauper: Im Rurtal der Eifel.
19.35: Prof. Dr. Reichenbach: Das physikalische Weltbild der Gegenwart.
20.00: Lustiger Abend. Kapelle Enfoldt.
Anschl. Nachtmusik.
24.00: Meister des Jazz.

Rundfunk-Vortragsfolge Deutsche Welle (1635)

Deutsche Welle: Sonntag, 17. April.

6.45: Funkgymnastik.
7.00: Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
8.15: Wochenrückblick auf die Marktlage
8.25: Landwirtschaft in USA Eine Studienreise.
8.55: Morgenfeier
10.05: Wettervorhersage.
11.00: Balladenabend in der Weltliteratur Dr. Günkler: Faust.
11.30: Leipzig Bach-Kantate: Weinen, Klagen, Sorgen, Jagen.
12.05: H. v. Bogullawski: Meistermerke der bildenden Kunst im Spiegel der Dichtung.
12.25: Königsberg Mittagskonzert Orchester des Rdg Opernhauses.
13.00: Saarbrücken Oeffentliche Sänger-Rundgebung anläßlich des 13. Rundestages des Saar-Sängerbundes
13.30: Königsberg: Fortsetzung des Mittagskonzertes.
14.00: Prof. Dr. Schomburg: Eltern, laßt Eure Kinder wandern!
14.30: Stuttgart: Volksmusik
15.15: Kindertheater: Jochen erlinnt mit der Mutter ein Märchen. Hörspiel.
16.00: Konzert des DDR-Orchesters und -Männerchors.
16.45: Programm der Aktuellen Abteilung
17.40: Hans Hemnina Frhr v Grote: Vorlesung aus eigenen Werken.
18.00: Junge Generation spricht Rückblick und Vorschau auf Grund der Hörerbriefe
18.30: München Geistliches Konzert Veranstaltet von der Bruckner-Gemeinde zur Pflege geistlicher Musik e. V.
19.30: Dr Eddelbüttel: Reise in Deutschland!
19.50: Sportnachrichten
20.00: Wien: Der letzte Walzer Operette von Oskar Straus.
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Juan Llossas.

Deutsche Welle: Montag, 18. April.

9.35: H. Hölker. Erinnerungen an Moritz von Lyon.
10.10: Schulfunk: Heinrich von Kleist
12.05: Schulfunk: Englisch für Anfänger.
14.45: Kinderstunde Kindererlebnis
15.40: Dr Reiß u. M Roth: Vor und nach dem Abitur.
16.00: Lehrer Schuppe Die deutschlastige Landschule mit zwei Lehrern.
16.30: Berlin Nachmittagskonzert
17.30: H. Engel: Aberglauben in Beruf und Leben.
18.00: Dr Jul: Musizieren mit unsichtbaren Partnern.
18.30: Spanisch für Anfänger
19.00: Aktuelle Stunde
19.30: W. Schoysau: Zweck und Notwendigkeit der Schweinelebendausprüfungen.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
Anschl. R Graef: Aus Goethes Naturpoesie.
20.10: Festkonzert zur 50-Jahr-Feier der Berliner Philharmoniker — Verbunden: Reunte Symonie h-moll, op 125
21.35: Tages- und Sportnachrichten.
21.45: Die Völker lachen Manuskript: Gerhart Pohl.
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Oscar Joost.

Deutsche Welle: Dienstag, 19. April.

10.10: Schulfunk: Unser der Dorflinde Ein Volksliederspiel.
12.05: Schulfunk: Französisch für Fortgeschrittene.
15.00: Kinderstunde Märchen und Geschichten.
15.45: Künstlerische Handarbeiten: Der Krawattenhalter.
16.30: Leipzig Nachmittagskonzert.
17.30: Dr Jaret Bücher der Zeit
18.00: Prof Dr Wiersmann: Wir bauen Melodien.
18.30: Prof Dr Schaeder: Die großen Religionen des Orients und das Abendland.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
Anschl. Englisch für Fortgeschrittene
19.20: Neukölln Hilfe u. F Tarnow (M.d.R.): Wiederkehr oder Ende des Kapitalismus?
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Bremen: Militärkonzert
21.30: Hamburg: Im Namen des Schicksals. Eine Hörszene vom Prozeß gegen einen Königsmörder.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.15: Dr Münchner: Politische Zeitungsschau.
22.30: Hamburg: Die Romantiker: Franz Schubert. Ausf.: Norag-Herren-Chor und Orchester.

Deutsche Welle: Mittwoch, 20. April.

9.00: Schulfunk: Ein Wilhelm Busch-Spiel: Fips, der Affe.
9.30: H. E. Hirschberg: Persönliche Arbeitstechnik.
10.10: Schulfunk: Eine Donaufahrt von Passau zum Schwarzen Meer.
14.30: Jugendstunde: Musikalische Silberbogen.
15.00: Dr. Weise: Wen Alida lagt Gedankenexperimente.
15.45: Dr Margarete Aitmann: Wie gewinnt die Landfrau eine hygienisch-einwandfreie Milch?
16.00: Dr. Menke: Aus der Dichtung der Gegenwart.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Jörner: Weiche Siedefestfetten sind heute rentabel?
18.00: R Hernried u Mitw.: Das Orchester und seine Instrumente.
18.30: Bad Kreuz: Milangegellschaften unserer Heimat.
19.00: Prof. Dr. Müller: Wie suchen die Verbraucher die Wirtschaftskrise zu überwinden?
19.30: Königsberg: Alte und neue Tänze. Ausf.: Kl. Orag-Orchester. Kapelle Ednut Runde.
21.00: Tages- und Sportnachrichten.
21.15: Geheimrat Prof. Dr. Wachsodt: Goethe und die bildende Kunst.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.20: Hamburg: Unterhaltungskonzert des Norag-Orchesters.

Deutsche Welle: Donnerstag, 21. April.

10.10: Schulfunk: Eine naturkundlich-musikalische Frühlingsbetrachtung mit Schallplatten.
15.00: Kinderstunde: Kunterbunt.
15.45: Manna Copona: Die Mütterschule des Pestalozzi Fröbelhauses in Berlin.
16.00: Dr Wiese: Zum Gedächtnis Georg Kerschensteiners.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert
17.30: Dr Schrader: Das deutsche Bevölkerungselement in der Wirtschaft der österreich-ungarischen Nachfolgestaaten.
18.00: R Ghattero u. H. Wegener: Neue Songs.
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.30: Dr. Amend: Aus der Praxis des bäuerlichen Wirtschaftsberaters.
20.15: Kopenhagen: Europäisches Konzert.
ca. 21.15: Tages- und Sportnachrichten.
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Hamburg: Tanzmusik des Norag-Orchesters.

Deutsche Welle: Freitag, 22. April.

10.10: Schulfunk: Heinrich Schliemann, ein deutscher Schatzgräber. Ein Hörbild.
15.00: Jungmädchenstunde: Moderne Lebensführung.
15.40: Jugendstunde: Abu Sein Geschicke eines Marabus.
16.00: Dr. Hollter: Fröbel, auch ein Führer aus den Nöten der Gegenwart. Anläßlich seines 150. Geburtstages.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Linken: Die realistische Dichtung des 19. Jahrhunderts.
18.00: Marie Luise König u. H. Schulz-Ritter: Verschollene deutsche Musik aus der Zeit Bachs.
18.30: Frdr. von Richthofen-Bogullawitz: Extensive und intensive Landwirtschaft, zwei Schlagworte und ihr Inhalt.
19.00: Wissenschaftlicher Vortrag für Tierärzte.
19.30: Min.-Rat Joachim: Aus der Praxis des Arbeitsrechts.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Unterhaltungsmusik der Kapelle Ilja Livschakoff.
20.45: München: Der Revisor Lustspiel von Nikolaus Gogol.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Adalbert Lutter.

Deutsche Welle: Sonnabend, 23. April.

9.30: Stunde der Unterhaltung
12.05: Schulfunk: Chöre von Mozart bis 15. u. 16. Jahrhunderts.
14.50: Kinderbastelstunde: Unsere Puppenstuber
15.45: Elle Steup: Frauen helfen sich untereinander.
16.00: Kavalliersitz Schröter: Die Entwicklung des Grammophons und der Schallplatte.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr Kunert: Unser Brot, der wichtigste Faktor zu zweckmäßiger Ernährung.
17.50: Ebering Naiz: Viertelstunde Kunstschnitt.
18.05: Dr. Günther: Deutsch für Deutsche.
18.30: Prof. Schmiedel: Die geistige Situation der Zeit.
19.00: Englisch für Anfänger
19.30: Stud.-Rat Lic. Waldenmayer: Kann man Gott bewelsen?
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft
20.00: Breslau: Lustiger Abend — Als Einlage: Das Hochzeitsgedicht. Sketch von W. Hoffmann-Harnisch.
21.30: Tages- und Sportnachrichten.
23.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Sam Baskini

Rundfunk-Vortragsfolge Frankfurt a. M. (390)
Zwischensender: Kassel (219).

Gleichbleibendes Wettags-Programm. 6: Wetter, Gymnastik. ● 6.30: Gymnastik. ● 7: Wetter. — anschl.: Frühkonzert. ● 7.55: Waiserhaus. ● 11.50: Programmansage. Zeit. Wirtschaftsmeldungen. Wetter. ● 12: Konzert. ● 12.50: Nachrichten. ● 12.55: Rauener Zeitzeichen. ● 13: Konzert ● 14: Nachrichten. ● 14.10: Werbekonzert. ● 15: Gießener Wetterbericht. ● 15.10: Zeit, Wirtschaftsmeldungen. ● 18.55, 18.15: Wirtschaftsmeldungen. ● 19.15: Zeit, Programm, Wetter, Wirtschaftsmeldungen.

Sonntag, 17. April.

7.00: Hamburger Hafenkonzert. Glocken vom Großen Michel.
8.15: Katholische Morgenfeier.
9.15: Stunde des Chorgeiangs. Ausf.: Der Julauische Madrigal-Chor, Kaisel.
10.15: Cello-Konzert. Ausf.: Maurits Frank (Violoncello), Hans Rosbaud (Klavier).
11.00: Dr. Steinberger: Gespräch mit einem jungen Akademiker.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Weinen, Klagen, Sorgen, Jagen.
12.00: Konzert auf Schallplatten.
12.30: Trier: Aus dem deutschen Weinmuseum. Mikropbonbericht.
13.00: Saarbrücken: Sänger-Rundgebung an Anlaß des 13. ordentlichen Bundestages des Saar-Sängerbun...
13.30: Schallplattenkonzert.
14.00: Jahresmitgliederstand der Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.10: Dr. Leber: Welche Abgaben hat der Landwirt zu entrichten? — Schulrat Kreuzberg: Bauer und Sohn im Bauernhause.
15.10: Stunde der Jugend. Iwerg Nase. Nach Hauffs Märchen, von Arthur Wellich.
16.00: Wiesbaden: Konzert des Städt. Kurorchesters.
17.30: Jitterkonzert. Ausf.: Franz Hoffer.
18.00: Rätsel von Peradax: Mode in unserer Zeit.
18.25: 30 bunte Minuten.
19.05: Rugby-Länderkampf Deutschland—Frankreich. (Schallplatten)
19.25: Wetter für die Landwirtschaft.
Anschl. Sportnachrichten.
19.30: Stuttgart: Orgelkonzert von Albert Schweitzer.
20.00: Heitere Stunde.
21.25: Nationale Tänze. Konzert des Philharm. Orchesters Stuttgart.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.40: Köln: Nachtmusik.

Montag, 18. April.

15.20: Frau Dr. Baum: Arbeitslosigkeit in Amerika.
16.35: Ein rheinischer Weberjunge erzählt. Improvisation von P. Lacen.
17.00: München: Neue Unterhaltungsmusik.
18.35: Dr. Dönges: Die geologischen und bergwirtschaftlichen Verhältnisse im rheinfränkischen Gebiet Süd-West-Deutschlands.
18.50: Englisch.
19.20: Der Zaum auf der Bühne, Bemerkungen zu der Molnarschen Uraufführung am 19. April.
19.30: Goethe oder Das Gegenwärtige. Ein Gespräch von Egon Vietta.
19.45: Eine Viertelstunde Lyrik. Ina Seibel. Gelesen von Charlotte Christians.
20.00: Kammermusik. Ausf.: Amar-Quartett.
20.30: Kassel. Ein Stadtebild.
21.15: Schlosserstunde. Robert Koppel.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: München: Nachtmusik.

Dienstag, 19. April.

15.20: Hausfrauen-Nachmittag.
17.00: Musikalische Jugendstunde: Richard Wagner. Ausf.: Philharmonisches Orchester Stuttgart.
18.25: Dr. Müller: Zum 50. Todestag von Charles Robert Darwin.
18.50: Mannheim: Ein Sportarzt gibt Auskunft.
19.30: Bernard v. Brentano: Der Mann ohne Ausweis. Eine Erzählung aus dem Berliner Norden.
20.00: Streifzug durch Alt-Frankfurt. Hörfolge mit Schallplatten. Mitwirkende: Ltn. Modell Mitropulos. Ausf.: Funkorchester und Kammerchor, Am Klavier: E. J. Kahn.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik.

Mittwoch, 20. April.

10.20: Schulfunk: Eine halbe Stunde am Bankschalter.
15.20: Stunde der Jugend. Rheinarbeit in alter Zeit. — Fried Stern erzählt Geschichten von maierden Dichtern.
17.00: München: Unterhaltungsmusik Werke von Mokkowski, Joh. Strauß, Flotow, Komzak u. a.
18.25: Prof. Dr. Breisbans: Von alten Zauberbüchern.
18.50: Mannheim: Dr. Menninger: Rechenknifte. Lustiges und vorteilhaftes Rechnen.
19.30: H. Rosbaud: Musikalische Grundbegriffe — Ihr Wesen und ihre Bedeutung.
20.00: Liederstunde. Ausf.: Joh. Willy (Bariton), H. Rosbaud (Klavier).
21.00: Unbekanntes von Bekannten. Ein Essay mit Beispielen von Dr. Leppmann
21.40: Unterhaltungsmusik.
22.20: Berlin: Irland — Englands große Sorge. Zeitbericht, bearbeitet von Reinalis.
23.00: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.

Donnerstag, 21. April.

15.30: Stunde der Jugend. Zwei Radengeschichten von Ernst Eimer. — Lustige volkstümliche Sport- und Scherzübungen.
17.00: Darmstadt: Akademie-Konzert Ausf.: Instrumentalverein Darmstadt. Solistin: Ludda Koselia (Klavier).
18.25: Zeitfragen.
18.50: Die Staatsgerichtsverfassung der Völker: Oesterreich. Vortrag.
19.30: Operetten-Konzert des Funkorchesters.
20.00: Scarpins Streiche. Hörspiel nach Molière.
21.20: Studien-Konzert. Ausf.: Herta Reinecke (Sopran), W. Filtig (Klavier, Mitglieder des Funkorchesters.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik des Tanzorchesters der Stuttgarter Philharmonie.

Freitag, 22. April.

15.20: Amtsgerichtsrat Dr. Deichauer u. Assessor Dr. Klöppel: Erziehung und Bildung.
17.00: München: Beiperkonzert Werke von Rossini, Kreisler u. a.
18.25: H. Wendel: Französische Menschen.
18.50: Freiburg: Aerztevortrag: Kinder, die „ewig" erkältet sind.
19.30: Karlsruhe: Unterhaltungskonzert des Philharm. Orchesters. Werke von Fall, Linke, Kalman, Lehar. Joh. u. O. Strauß.
20.15: Sonderdienst der Wartegen beionderen Ereignisse.
20.20: Der Flug um die Welt
21.30: Freiburg: Neue deutsche Instrumental- und Vokalmusik.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Konzert Ausf.: Nole Gein Hafke). Amar-Quartett. Otto Plath (Englisch Horn), G. Jung (Fagott), W. Schütze (Klarinette), J. Gelius (Flöte).
Anschl. Alte Tanzmusik.

Samstag, 23. April.

10.00: Schulfunk: Berühmte Wellen. Eine Hörfolge aus dem 30-jährigen Kriege.
15.30: Stunde der Jugend.
16.30: Konzert der Hausdarmonika-Vereinigung Kettnacker.
17.00: Nachmittagskonzert des Philharm. Orchesters Stuttgart. — Werke von Schubert, Mozart, Grieg.
18.20: Prof. Freiherr v. Weisäcker u. Dr. Sternberger: Neurosen und Neurotiker.
18.55: Tägliche Bezegnungen: Autokahrer und Passant.
19.30: Heidenheim: Ein Heimatabend aus dem Brental. Manuskript von Fritz Schneider.
20.30: Köln: Bunter Abend.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Berlin: Nachtmusik.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang / Blatt Nr. 4 Sonntag, 24. April 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Sieben!

Sieben, — damit wollen wir heute anfangen.

Aber wer jetzt nach dem Zeitungskopf hinschaut und meint, das bezöge sich auf die dicke 7 in unserem Titel, der ist nicht nur auf dem Holzweg, sondern der fährt im Stickendüstern auf dem Knüppeldamm.

Denn wovon die Rede sein soll, das ist nicht die Sieben, sondern das Sieben.

Weiß einer, was das ist? Nun, das ist: sieben tun, mit einem Sieb. Dafür gibt es verschiedenartige Siebe: Drahtsiebe, mit engen und schmalen Maschen, und Haarsiebe, — sieht man drüber, dann meint man, es könne doch kaum etwas hindurch gehen. Aber durch alle Siebe geht etwas hindurch. Und etwas bleibt übrig. Je nachdem, wie das Sieb beschaffen ist und welchem Zweck es dient, wird das weggeworfen, was im Sieb hängeblieben ist, oder was hindurchgefallen ist — welches Sieb immer das richtige ist, das bestimmt der Hausvater. Man kann auch fagen: der Verstand. Denn das richtige Sieb muß man jeweils haben: ein anderes für Roggen, ein anderes für Gerste, Klee und Leinen. Heute hat man wenige Siebe mehr: man macht alles mit Maschinen.

Sieben, — das tut der Weltenschöpfer. Und es muß ihm offensichtlich Freude machen. Denn er tut es immerzu. Und etwas von seiner Freude am Sieben muß auch auf die Menschen übergekommen sein. Denn von allen Arbeiten, die im Hause zu verrichten sind, ist das Sieben eine von den schönsten.

Sieben, das hab' ich jungermeß immer am liebsten getan. Auf der Tenne stehen, die Beine auseinandergespreizt, eine Holzschaufel voll ins Sieb gefüllt bekommen und dann immer rütteln hin und her, und nich eher Ruhe lassen, bis es richtig getan ist und nichts mehr durchfällt, — das ist eine besinnliche Freude.

Denn das Gesiebte sieht sich so rein und blank und lockend sauber an, daß man immer einmal gern mit der Hand hineinfährt. Gleichviel, ob man Roggen gesiebt hat, der in die Mühle mußte, oder Klee, ehe er gesät wurde, oder die Oelsaat, ehe sie der Oelmüller holte. An den hohen Festtagen hätten die Wecken nicht geschmeckt, und an Fastnacht die Dampfnudeln nicht, wenn die Mutter das Mehl nicht gesiebt hätte.

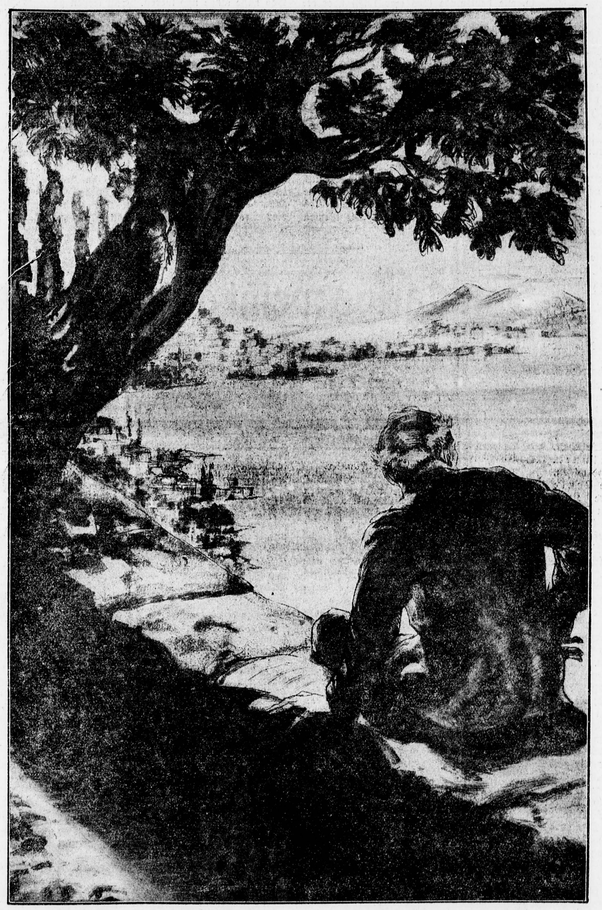
Der Siebrest, — das ist dann, was nicht taugt und weggeworfen werden muß. Da ist beim Korn die Tresz zurückgeblieben, und all der bösartige Unkrautsamen.

Ist dann zu nichts mehr zu gebrauchen. Nicht einmal auf den Misthaufen darf man's werfen; sonst steht das Jahr darauf der ganze Acker voll Unkraut. Am einfachsten: man wirft es ins Feuer.

Der Herrgott tut mit seinen Sieb-Resten auch so, haben wir im ewigen Buch gelernt.

***

„Ist das hier richtig?" kommt einer zur Tür hereingepoltert.



Bavaria-Verlag, Gauting vor München

„Kommt darauf an. Was hätten Sie denn gerne?"

„Arbeitslos . . ." Aber als ich einen Groschen aus der Weste fingere, wehrt er ab. Geld will er keines. Einen Rat will er haben. Das ist schon schwieriger. Keiner kann geben, was er nicht hat. Manchmal weiß ich mir selber keinen Rat.

Aber lass' uns mal hören.

„Also," fängt er an, „die Sache ist so. Gefallen lasse ich mir nichts. Wenn mir einer was will, dann bin ich gleich fertig. Hauen, — nee, das nich. Vollständig unbestraft. Feine Papiere, — hier . . ."

Aus den Papieren ersehe ich: Knecht war er, beim Brinkschulte. Gutes Zeugnis so weit, und hat derselbe seine Arbeiten gut verrichtet." Keine Klage über Führung und Leistung. „Ist auf eigenen Wunsch ausgeschieden."

„Stimmt das?"

„Jawohl!"

„Selber gekündigt? Warum?"

„Je —" er druckst und will nicht recht heraus mit der Sprache.

„Zuviel Arbeit? Schlechte Behandlung?"

„Was denn? Schlechtes Essen?"

„Nee, dat nu schon gar nich."

„Oder was vorgekommen?"

Und nun kommt es allmählich heraus. Einen Schein hat er unterschrieben sollen. Am Palmsonntag sei der Bauer gekommen: bis zum Winter könne er bleiben; aber er müsse es ihm unterschreiben, daß er bis dahin bleiben wolle. Und das habe er rundweg abgelehnt.

Ja, ob er denn im Sommer anderswo hin gewollt habe. — Das nicht. Im Gegenteil. Ihm habe es so weit ganz gut gefallen. Aber unterschreiben, — nee. Lieber habe er aufgehört.

„Und was nun?"

„Je, dat weit ick ook nich."

„Lieber Freund! Was ich Ihnen jetzt sage, darauf können Sie mich vor Gericht verklagen. Wie ich heiße, steht draußen an der Tür, und die Hausnummer können Sie sich auf der Straße aufschreiben. Wissen Sie, was Sie sind? Ein großer Schafskopf sind Sie!"

„Je, dat heff 'k mi auk all dacht."

„Was? Tausend andere an Ihrer Stelle wären froh, wenn sie Arbeit hätten. — Sie haben Arbeit und laufen weg, wegen nichts, wegen rein gar nichts. Nun können Sie kippeln. Bis Sie wieder unterkommen, können Sie lange warten. So eine Dummheit ist mir doch schon lange nicht mehr vorgekommen."

„Je, dat heff 'k mi auk all dacht."

Das entwaffnet ja nun. Und ausgesprochen haben wir uns auch soweit. Ob [illegible] mal den Bauern antelephoniere? Wozu hat man den Kasten? Wie das sei mit dem Soundso, rufe ich hinein, — ob er etwas ausgefressen habe? Keineswegs, beißt es. (Gottseidank.) Aber mit dem Mann sei nicht zu reden; er habe ja wohl einen Stich weg. Ob der Platz schon besetzt sei? All lange. Und dann fange ich an zu parlamentieren, — i nochmal, Brinkschulte!, vielleicht läßt es sich doch noch ermöglichen. Bei dem miserablen Wetter dieses Frühjahr, — nachher, wenn's drüber hergeht, dann kann man nicht Hände genug haben, — wie? Bauern besinnen sich immer eine Weile. Schließlich brummt er: „Lot en men kuommen." So ist Brinkschulte.

Das Weitere braucht nicht mehr erzählt zu werden. Schreiben, das konnte ich einige Stunden nicht mehr; ich mußte die Hand in die Tasche stecken. In Zukunft leh' ich mich vor, ehe ich wieder einem vierschrötigen Fuhrknecht die schmächtige Schreibershand gebe.

Währenddem ich nicht schreiben kann, seh' ich aus dem Fenster und sinniere vor mich hin, ...ist dem wären wir ja nun einmal, Gottlob, ganz gut fertig geworden. Aber da war mehr Glück bei, als Verstand. Heute abend schüttet er schon wieder seinem Gespann Hafer und Häcksel in den Futtertrog, und mengt eine Handvoll Melasse bei. Oder, was besser ist, Wurzeln und Runkeln. Mit dem Heu ist es knapp geworden. Was da ist, brauchen die Kühe. Im Winter haben die Pferde genug Stroh gefressen; jetzt müssen sie wieder etwas Kräftiges haben, wenn sie arbeiten sollen. Wenn er, vor dem Zubettgehen, auf der Häckselkiste sitzt, dann freut er sich, daß die Gerste, die nach dem langen Frühjahrsfrost gelb geworden war, sich so schön wieder bekriegt hat, und daß es feste ans Hafersäen gehen kann. Denn Pferde pflegen und Hafer säen, das versteht

er; das habe ich aus seinem Zeugnis gesehen. Brinkschulte hat recht getan, daß er ihn wieder eingestellt hat.

Aber die vielen anderen, für die man nichts tun kann! Die nicht viel anders weglaufen, als der, und für die kein Brinkschulte da ist. Sie haben noch nicht begriffen, daß die Arbeit ein Gottesgeschenk ist, und die Arbeitslosigkeit ein Fluch. Bis sie's recht begreifen werden, wird lange Zeit vergehen, und bis dahin wird es ihnen schlecht gehen.

In solchen Zeiten wie heute steht Gott die Menschen. Er steht die Arbeitgeber, aber auch die Arbeitnehmer. Wer nicht den rechten Begriff hat von seiner Lebensaufgabe und Zweckbestimmung, fällt durchs Sieb. Viele sind schon durchgefallen. Manche, die es nicht besser verdient haben, sind darunter; viele haben es, wie sie meinen, nicht verdient. Nun hadern sie mit dem Schicksal und lamentieren, wie damals Pomuchelskopp: „Wo geiht mi dat!"

***

Aber dabei muß ich immer daran denken, wie ich einmal herausgeschmissen worden bin. Regelrecht. In einer großen Versammlung. Obwohl ich so etwas wie der Hauptredner des Abends war. Prügel habe ich zwar nicht bekommen, aber viel gefehlt hat nicht. Selber weiß ich, daß es gefährlich ist, zu sagen, was man denkt. Ich habe damals, das heißt vordem, daß ich rausgeschmissen worden bin, nur noch sagen können:

„Die Stunde erlebe ich noch, wo ihr mit der Kappe unter dem Arm von einer Tür zu andern geht und keiner kann euch welche geben. Ueberall wird man sagen: „Danke; has' selber keine."

Ein alter Pastor, — er hatte eine Industrievorortsgemeinde, fast zur Hälfte polnisch, im Kirchenvorstand hatten die Polen die Mehrheit, inzwischen ist er längst zu Gott gegangen, — hat mich damals ein Stück nach Hause gebracht. Hat mir unterwegs die Leviten gelesen. Ob das eine Art sei. Immer mit dem Kopf gegen die Wand. Aber ich würde ja wohl seindage nicht klug. Immer wissen, wo man ist. Es muß nicht immer alles herausgesagt sein . . .

„Wenn es aber doch wahr ist," beharrte ich.

Unter einer Laterne blieb er stehen, bot mir eine Prise, nahm selber eine, und sagte bedachtsam:

„Die Unwahrheit sagen, das brauchen Sie nicht. Hat keiner von Ihnen verlangt. Ist was Schönes um den Drang nach Wahrheit. Aber zügeln muß man sich können. Zügeln. Darauf kommt es an. Und wissen, wen man vor sich hat. Was die Leute vertragen können. Unsere Leute heute abend, Gott ja, — falsch dran sind sie. Total falsch. Ist ein Kreuz. Reden über das Arbeiten, als ob sie ein Haß drauf hätten. Hat mich richtig geschaudert, hat's mich. Nichts, wie über das Arbeiten schimpfen. Die eine Arbeit nicht tun wollen, und die andere auch nicht. Als ob das Arbeiten eine Zumutung sei. Beschlüsse fassen: die Arbeit darf nicht gemacht werden, und die andere auch nicht. Und immer wieder die Arbeit hinwerfen, um irgend etwas zu erzwingen. Ist's etwas Richtiges, in Gottes Namen: eine Waffe muß der Arbeiter haben. Damit er sich durchsetzen kann. Aber heute wird ja bald gestreikt um jeden Spatzendreck. Meine älteren Arbeiter tun mit leid; die sind anders. Sehen weiter. Und müssen sich von den jungen Dözen „Feiglinge" und „Verräter" schimpfen lassen. So mit dem Gottesgut der Arbeit umgehen, wie heutzutage, das muß sich rächen. Das läßt sich der Herrgott nicht gefallen. „Gallste siehn, min Jung, dat geiht no mol schlimm. Schlimm geiht dat! Men blouk eck brouk dat nich meh to erliäwen. Aewerst jug. De leiwe Godd sall't jug nich krumm niäwen, wat ji för Dösköpe sidd. — Den Dunnerbüssem no emol, bätt 'ck min Kräuderee met. Ick sall't jug wiesen! Tüschen de Schullerbläder mull 'ck jug banen, dat ehr nach Godd schreit!"

„Zügeln! Herr Pastor," segg eck. Dat kunn 'ck mi nu nich verkniepen.

„Zügeln muß man sich können. Nicht immer alles herussagen, was man denkt. Die Wahrheit leidet nicht darunter, wenn man sie nicht immer herussagt!"

Da hielt er, bommenstill, es war wieder unter einer Straßenlaterne, und der Wind fegte uns durch die dünnen Ueberröcke, griff gewohnheitsmäßig nach der Schnupftabaksdose, vergaß aber, den Deckel abzunehmen:

„Du ellen lurigen Kiäl, wüst du mi äumen?!"

„I Gott bewahre, Herr Pastor. Aber ich denke, wir sind uns wieder einig. Damals, wissen Sie noch, in den Wochen nach der Revolution, als ich fast nicht mehr arbeiten konnte, weil ich immer losheulen wollte, wie der Wolf im Walde, sind Sie Abend für Abend um das Betzeitläuten heruntergesahren in die Stadt und haben sich zu mir an den Ofen gesetzt, und haben mich wieder auf die Wege gebracht. So etwas vergißt man nicht. — Das sehe ich ein: ich hätte heute abend die Versammlung nicht reizen dürfen. Die Leute sind konfus. Und ihre Führer haben nicht immer die rechte Kurasche; manche ja, aber nicht alle. Woher auch? Sind auch nur Menschen, und müssen mit allem rechnen. Aber daß sie ihren Leuten bei dem ganzen Kampf um alles, was das Arbeiten betrifft, nicht besser den rechten katholischen oder christlichen Begriff von der Arbeit vor Augen halten und ihnen die Köpfe zurecht setzen, daß sie alle diese Konzessionen machen an das verierte Massendenken und die enterbten Masseninstinkte."

„Entartet?" Der Pastor sah mich über die Brille an. Ich konnte es sehen; denn wir waren schon wieder in der Stadt, also bald zu Hause.

„Jawohl, Herr Pastor. Entartet. Denn so, wie heutzutage (das war 1920) über die Arbeit gedacht wird, das ist in all den Jahrhunderten her nie die deutsche Art gewesen. Das ist erst in den letzten Jahrzehnten so aufgekommen —."

„. . . . als die Arbeiter die Bücher von Marx und Lasalle und Engels gelesen haben, und sind sich nur noch als Proletarier vorgekommen."

„Unser katholischer Arbeiter hat nie ein Proket sein wollen, aber heutzutage kramt er mit grausamer Wollust in dieser Denkweit der Trostlosigkeit herum."

„Wollen Sie es dem Kumpel übel nehmen, der Tag für Tag in die Grube fährt oder ins Eisenwerk, und er kann trotz aller Ueberschichten seinen Kindern kein besseres Los erarbeiten, als sein eigenes. — Wie können wir beide urteilen über die Bitterkeit, die in diesen Leuten steckt! Das fährt irgendwo heraus. Das ist nicht anders möglich."

„Aber durch dieses haßwütige Zerfallen mit der Arbeit wird das Proletariat nicht befreit und nicht erlöst. Damit wird lediglich Unheil angerichtet. Dadurch machen sich die Leute noch unglücklicher, als sie schon sind. Und wir haben es können zu sagen. Ganz egal, ob es ihnen paßt, oder nicht. Wir müssen an später denken."

„Ich erlebe es nicht mehr, aber Sie," und er sahst mich am Rockknopf:

„Dieselben Führer, die heute zur Arbeitsverweigerung aufputschen, werden noch einmal sich die Köpfe zerbrechen und sich die Beine ablaufen, um Arbeit zu schaffen."

„Je, Herr Pastaur, anners heff 'ck auck nix seggt. Aewerst dor hewwen si mi rute smeten."

„Dan mine Kanzel segg 'ck dat auk nich. Dao kasse lange upp lueren. Süß leepen sie mi ut be Kärke."

Wir standen vor der Pastorat. Länger wollten wir das Gespräch nicht mehr fortsetzen; er mußte noch ein Stück von seinem Brevier beten. Nachts mußte er fast immer heraus; auf Versehgang. Häufig, weil sie sich irgendwo gestochen hatten. Um 7 hatte er seine erste Messe. Ich verdrückte mich rasch.

Aber als ich vorn an der Ecke vom Pfarrgarten war, rief er mir nach. Er hatte in seinem Schreibpult noch einige Aepfel liegen. Die waren damals, als man für alles Karten haben mußte oder Bezugscheine, eine Kostbarkeit. Viere waren's. Die haben am anderen Morgen, als ie wach wurden, meine vier Trabanten auf den Betten gefunden.

Don Carlos weißt die Decke

Umzug mit lyrischen Möbelpackern — Dichter, Maler, Schauspieler als Transportarbeiter, Anstreicher, Tapezierer — Ein Brief an Brüning

Berlin, im April.

„Sehr geehrter Herr Reichskanzler!

Die Selbsthilfe junger Künstler übernimmt Reparaturen aller Art. Die Selbsthilfe arbeitet schnell, geschmackvoll und gewissenhaft. Wir beraten Sie gern. Wir bedienen Sie gern und Sie werden zufrieden sein.

Selbsthilfe junger Künstler.

Berlin-Charlottenburg, Kunstr. 96."

Hatten die Absender dieses Briefes an den Reichskanzler gehofft, Brüning werde ihnen das Weißen der Decken oder das Aufhängen der Gardinen im Ausweichenden Amt übertragen? Bestimmt nicht; denn in der Wilhelmstraße gibt es eigene Büros, die derartige Aufträge erteilen, und es wäre ein bißchen zu viel von Brüning verlangt, wenn er sich auch noch um die Reparaturen in seinen Diensträumen kümmern sollte.

Und trotzdem hat dieser merkwürdige Brief seinen Zweck erreicht. Durch irgendeine Hintertür der Reichskanzlei schlüpfte die Geschichte in die Oeffentlichkeit, und die „Selbsthilfe junger Künstler" hatte ihre kostenlose Reklame.

Originell, wie die Idee des Brüning-Briefes, ist der ganze Gedanke dieser Selbsthilfeorganisation. Der junge Schauspieler Bernd Wäßle hat nichts zu essen. Er sucht nach Arbeit irgendwelcher Art. Ein Zufall bringt ihn auf die Berliner Bananenstellung vom letzten Jahr, wo er einen Tag lang Beschäftigung findet. Die ungewohnte körperliche Arbeit schmerzt in den Muskeln — aber sie befriedigt nach so vielen Monaten untätigen Wartens auf den Glücksfall eines Engagements. Und vor allem — er kann sich wieder satt essen . . .

„In einem kleinen Freundeskreis brachte ich die Idee auf, eine Selbsthilfe junger Künstler ins Leben zu rufen", erzählt uns Bernd Wäßle; wir besuchten ihn in einer vornehmen Villa der Berliner Umgebung, wo er mit einem Kollegen, einem Kunstmaler, gerade dabei ist, die Decke frisch zu streichen. „Wir haben uns sofort an die Verwirklichung unseres Gedankens gemacht. Wir haben keinen Verein gegründet und keine Statuten verfaßt, sondern unser letztes Geld zusammengelegt und ein paar Tausend Zettel drucken lassen: „Wir sind junge Künstler! Wir übernehmen jede Arbeit, um uns selbst zu helfen . . ." — Wir verteilten die Zettel in den Briefkästen, und sofort zeigte sich der Erfolg: wir erhielten Aufträge für Malerarbeiten, Transporte, Reparaturen. Wir hatten Arbeit gefunden!

Einer lernte vom anderen: Tapetenkleben, das Umgehen mit elektrischen Leitungen, Gartenarbeiten, Verpacken. Wir halten uns immer mehr Leute von den Akademien, den Schauspielerbörsen, den Stellennachweisen. Heute haben wir eine Liste von 85 Namen — darunter sieben Frauen —, die je nach Neigung und Können berücksichtigt werden. Es sind Bildhauer und Musiker darunter, Schriftsteller und Architekten; auch für die Damen gibt es Arbeit genug: Nähen, Aufmachen, Tippen."

„Fällt den meisten Künstlern diese Umstellung nicht recht schwer?"

„Sicherlich. Ein großer Prozentsatz von ihnen scheut praktische Arbeit, sie werden sie sich nicht fertig wurd. Oft hören wir, unsere Arbeit sei „nicht vereinbar mit dem Künstlerberuf" — aber davon merken wir nichts. Wir finden dadurch, daß wir immer zeitsam arbeiten, noch genügend freie Zeit zu unserem eigentlichen Beruf, zum Studieren, Schreiben, Rollenlernen. Nur an einem Prinzip halten wir fest: wir arbeiten nie allein, immer mindestens zu zweit. Arbeiten zwei von uns zusammen, so stachelt der eine den anderen an, trübe Gedanken kommen nicht auf. Alleine ermüdet man schneller, es wird einem ein wenig Angst, und mancher hat, als wir ihn allein arbeiten lassen mußten, nach kurzer Zeit den Pinsel beiseitegeworfen und ist heimgelaufen.

Die ungewohnte Atmosphäre hat ihn einfach erdrückt. Je mehr wir sind, um so vertrauter ist es. Und man behandelt uns überall als Künstler, wir werden zum Kaffee eingeladen und aufgefordert, doch mal wieder auf Besuch zu kommen. Manchmal fragt man uns schon, ob wir Trinkgeld nehmen. Aber wir nehmen keins.

Es ist natürlich ein Uebergang, und wer Stellung in seinem Beruf findet, hört bei uns zu arbeiten auf. Vielleicht stehe ich in vier Wochen schon wieder als Don Carlos auf den Brettern, statt als Anstreicher auf dieser Leiter. Die kleine Ludmilla, eine Schauspielerin, die jetzt wieder als jugendliche Naive auftritt, hat bis vor kurzer Zeit als Scheuerfrau bei uns mitgemacht . . ."

„Haben Sie zur Zeit viel Arbeit?"

„In diesen Wochen sind mehr Umzüge zu bewältigen, als die Transporteure schaffen können. Und glauben Sie mir, wenn wir für unsere Organisation Propaganda machen, dann überlegt sich mancher, ob er nicht Reparaturen ausführen hätte, an die er vorher gar nicht gedacht hat! Unser kleines gemietetes Transportauto sorgt schon ein wenig dafür; es trägt die Aufschrift „Selbsthilfe junger Künstler" und eine Fahne mit den Worten „Wir nehmen jede Arbeit an!" Und der Sie sehen, daß wir uns wirklich vor keiner Tätigkeit scheuen. Freilich, keiner von uns möchte seinen Künstlerberuf für immer eintauschen gegen das Handwerk, obwohl es „goldenen" Boden hat — uns scheint es wenigstens so. Aber im Grunde hoffen wir inständig, die Zeit des Tapetenklebens, des Möbelpackens, des Parkettbohnerns möge recht bald vorbei sein, und der nächste Winter möge uns wieder dort finden, von wo uns das vergangene bittere Jahr vertrieben hat: in den Ateliers, an der Rampe, an der Schreibmaschine. Dann wird diese Zeit nur mehr eine Erinnerung sein, an einen Lebensabschnitt, der uns den Wert körperlicher Arbeit gezeigt hat — und den Wert der Willenskraft, die man braucht, um sich allen Stürmen zum Trotz durchzusetzen."

Wochenrückblick

Donnerstag, 14. April. Der Reichskanzler begibt sich nach Genf, um an der Abrüstungskonferenz und an den Besprechungen der europäischen und amerikanischen Politiker teilzunehmen. — Die deutsche Handelsbilanz wird seit für März einen Ausfuhrüberschuß von 152 Millionen RM (Februar 50). — Hitlers Behauptung, die Auflösung der SA sei auf französischen Wunsch erfolgt, wird amtlich dementiert.

Freitag, 15. April. Amtliches hessisches Material beweist, daß man dort die SA und SS illegal bewaffnen wollte. — Der Völkerbundsrat befaßt sich eingehend mit dem Finanzbericht über die Donauländer. — Die schwedische Kriminalpolizei verhaftet drei führende Direktoren des Kreugerkonzerns, die an der Umbuchung fiktiver Einkommen mitgewirkt haben sollen.

Samstag, 16. April. Reichspräsident von Hindenburg bittet Minister Groener, zu prüfen, ob auch bei anderen Parteien ähnliche Organisationen wie bei den verbotenen NSDAP-Formationen bestehen. — Wegen Auflösung der SA und SS hat die NSDAP Klage beim Staatsgerichtshof gegen das Deutsche Reich erhoben. — Griechenland stellt den laufenden Zinsendienst ein und fordert sinnfürige Unterbrechung des Anleihetilgungsdienstes.

Sonntag, 17. April. Der preußische Wahlkampf bringt zu Beginn der letzten Woche zahlreiche Reden fast aller Minister. — Während der sächsische Volksentscheid auf Landtagsauflösung ergebnislos bleibt, wird der oldenburgische Landtag aufgelöst. — Die Stockholmer Untersuchungskommission in der Kreugeraffäre hielt seit, daß Kreuger persönlich 42 italienische Scheckfälschungen von je 500 000 englischen Pfund fälschte.

Montag, 18. April. Der deutsche Vertreter auf der Abrüstungskonferenz setzt sich für Herabsetzung der Rüstungen ein und verwirft den Vorschlag einer bloßen Besprechung. — Dr. Brüning bespricht sich mit Sir John Simon, Henderson und dem dänischen Minister Munch. — Auf der Tagung der Internationalen Handelskammer in Innsbruck sprechen der deutsche Vertreter, Clemens Lammers, und ein englischer Finanzmann, der vor Gewährung neuer Kredite an die Donauländer warnt.

Dienstag, 19. April. In ganz Preußen unternimmt die Polizei eine Aktion gegen illegale Betriebungen der NSDAP. — Der Hauptausschuß der Abrüstungskonferenz nimmt eine Entschließung über eine gewisse Rüstungsherabsetzung auf den niedrigsten Stand an. — In seinem Haushaltsrede vor dem Unterhaus erläutert Schatzkanzler Chamberlain den neuen Etat, der keine Belastungen für Empire oder Zahlung von Regierungsschulden enthält.

Mittwoch, 20. April. Botschafter Nadolny vermißt auf der Abrüstungskonferenz die französischen Vorschläge und fordert Abschaffung der schweren Angriffswaffen. — Dr. Brüning bespricht sich mit Simons, Grandi und Sir John Simon über die Reparations- und Abrüstungsfrage. — Tardieu und Mac Donald haben in Paris eine längere Besprechung und begeben sich gemeinsam nach Genf.

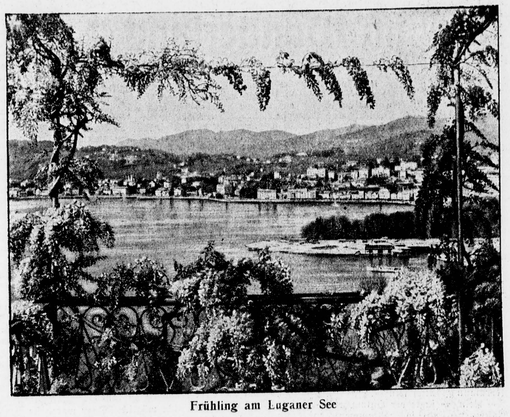
Der Mann im Monde

Wahlkampf im Lenzwald — Blick auf einen Schulhof — Dänisches Demokratenbier

Komme ich da in ein friedliches Wäldchen und beginne eben die braunen Blattknospen zu streicheln, die so hübsch klebrig sind — „die kleinen, klebrigen Frühlingsblättchen", heißt es bei Dostojewski — da geht auf einmal ein Gepiep und ein Gequiek los, daß ich ordentlich erschrocken bin. Zwei Vogelmännchen waren sich in die Federn geraten, während im Lenzwald zuschaute, Es sagte immer nur Piep, was in der Menschensprache heißt: Mein lieber Mann, halt dich gut! Wir haben unser Weibchen schon gebaut, sah niemanden heran. Mein lieber Mann, du hast doch die schönsten Farben von allen Männlein im Wald. Aber kaum, daß ihr eine Uniform tragt, so geht ihr mit den schwarzen Schnäbeln aufeinander los. Piep, piep — warum ist der Wald so fein? Wäre er größer, so gäbe es mehr Würmlein darin und es wäre leichter mit dem Futter. Ja, die Futterkrippe, das ist die Hauptsache im Wahlkampf der Natur! Piep, piep, Männchen, das hast du gut gemacht, jetzt hilf zu oben auf! Schon wird dein wilder Kampfruf zu einem süßen Liebesgesang — da lag schon ein neues wieder im Nest. Bald wird der kleine Piepmatz da sein. Er ist mir wichtiger als Lausanne und die gar berühmte Allgemeinheit. Unsere Welt-Konferenzen? Männe, die halten wir im warmen Nest. Und die Zukunft Europas und der Welt? Unser Piepmatz wird das sein, Piep, piep, mein lieber Männe —

Ich bin weitergegangen, denn die Sprache der Liebenden soll man nicht belauschen. Man müßte auch selber verliebt sein, um die feinen Unterschiede wahrzunehmen. Jeder Triller hat seine besondere Bedeutung. Dazu sprechen auch die Augen und das Herz. Worte gibt es da nicht so viel, aber jedes Wort bedeutet etwas. Liebe ist Leben. Wenn sie schweigen, sagen sie ein ander oft am meisten. Frühling. Geliebter! Schluß. Ich bin ein moderner Mensch. All dieses Frühlingsgetue ist verlassene Bauernfänge. Wie sind sachlich heute —

Da bin ich am Rande eines Schulhofes angekommen, wo ziemlich große Kinder miteinander spielen. Merkwürdige Kinder das, es sind nämlich Mädchen und Jungen zusammen. Es ist ein Gymnasium mit sog. Koedukation. Vor Jahren waren diese Pädagogen dafür. Heute ist es etwas abgeflaut. Schließlich mußte man doch erkennen, daß eine spätere Mutter einen andern Spar zu sein, und wie sollte sich auch Ritterlichkeit Weiben gegenüber entwickeln, die der Bursche eigentlich nur als schwächere Männer kennt. die er in ihrer Eigenart und in ihrem eigenen Wert gar nicht verstehen lernt. Der Sonntag der Liebe, der eine gewisse Feierlichkeit über den ersten Frühling junger Menschen breitet, ist hier in einen flauen, faden Alltag verwandelt. Nie wird ein solcher Bursche „errötend ihrer Spur" folgen; nie wird im Leben der Geschlechter das erreicht werden, was die Natur will, die der Frau und dem Mann gleicherweise besondere Vorzüge verliehen hat. Daß die Vertreter der Koedukation sich nicht mehr auf Modernität berufen können, hat P. Schröteler jüngst in ein paar ausgezeichneten Artikeln der Schweizerischen Erzieherischen Umschau dargelegt. Aber dieser Schulhof hat nur wenig gefallen.



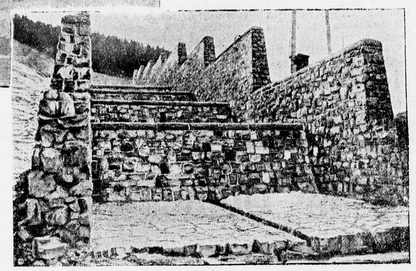
Frühling am Luganer See

Ich bin weitergegangen, denn die Sprache der Liebenden soll man nicht belauschen. Man müßte auch selber verliebt sein, um die feinen Unterschiede wahrzunehmen. Jeder Triller hat seine besondere Bedeutung. Dazu sprechen auch die Augen und das Herz. Worte gibt es da nicht so viel, aber jedes Wort bedeutet etwas. Liebe ist Leben. Wenn sie schweigen, sagen sie ein ander oft am meisten. Frühling. Geliebter! Schluß. Ich bin ein moderner Mensch. All dieses Frühlingsgetue ist verlassene Bauernfänge. Wie sind sachlich heute —

Da bin ich am Rande eines Schulhofes angekommen, wo ziemlich große Kinder miteinander spielen. Merkwürdige Kinder das, es sind nämlich Mädchen und Jungen zusammen. Es ist ein Gymnasium mit sog. Koedukation. Vor Jahren waren diese Pädagogen dafür. Heute ist es etwas abgeflaut. Schließlich mußte man doch erkennen, daß eine spätere Mutter einen andern

Schloß Sinaia niedergebrannt

Das Schloß Sinaia, der Lieblingsaufenthalt der rumänischen Königsfamilie, fiel einem offenbar durch Kurzschluß verursachten Brande zum Opfer. Die reichen Kunstschätze wurden vollständig vernichtet. Menschenleben waren glücklicherweise nicht zu beklagen.

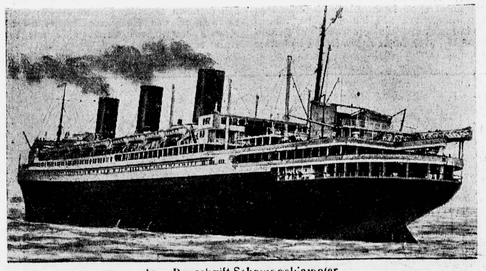


Eine Riesentalsperre im Sauerland

Im Kreise Arnsberg i. W. ist seit mehreren Jahren die Sorpe-Talsperre im Bau, die sich jetzt ihrer Vollendung nähert. Nach ihrer Fertigstellung wird die Talsperre noch die bekannte Saale-Sperre am Bleiloch an Größe übertreffen, die ohnehin als die größte Europas gilt. Unser Bild zeigt die großen Gerüstrutsen die vom Stausee ins Sorpe-Bett hinabführen.

Bismarcks Studentenwohnung wird Museum

Das kleine Häuschen am Wall in Göttingen, in dem Bismarck während seiner Studienzeit wohnte. Das Häuschen wird jetzt zu einem Bismarckmuseum umgestaltet. Die Eröffnung erfolgt im Mai.



Der Rauschgift-Schmuggeldampfer

Die deutschen Kriminalbehörden sind einer umfangreichen Schmuggelbande auf die Spur gekommen, die in ungeheuren Mengen Rauschgifte aus der Türkei nach den Vereinigten Staaten verschob. Der vor einiger Zeit in Berlin festgenommene Rauschgifthändler Del Graco ist ebenso in diese Affäre verwickelt, wie der in Newyork verhaftete Rauschgifthändler Fränkel. Die Fäden, die zwischen den Rauschgifthändlern gesponnen waren, liegen nun mehr oder weniger klar zu Tage. Demnach hat man es hier mit einer der größten Rauschgiftschmuggelaffären der letzten Zeit zu tun. Der Hauptanschlag gegen die Schmuggler wurde in Newyork geführt. Auf dem dort angekommenen französischen Luxusdampfer „Isle de France" wurde eine Rauschgiftsendung im Werte von 1,5 Millionen Mark beschlagnahmt. Das Rauschgift war in Spielwarenkästen verpackt und als Spielzeug deklariert. Der Dampfer „Isle de France", den unser Bild zeigt, ist eins der bekanntesten Schiffe, die auf dem Nordatlantik verkehren.

Alles, was ich hier erzähle, spielt übrigens nicht in Deutschland, sondern in Dänemark, wohin mich das Glück auf den Flügeln der Deutschen Lufthansa entführt hatte. Möchten manche deutsche Demokraten, vor allem aus dem deutschen Nord, oft gezwungen werden, eine solche Fahrt zu unternehmen. In Dänemark kommen sie nämlich lernen, was Menschlichkeit und was Demokratie ist. Die beiden Dinge hängen zusammen, ist doch seine Staatsform so sehr auf die echten, ehrlichen Eigenschaften des Menschen gestellt, wie die Demokratie. Monarchen und Exzellenzen bedeuten etwas durch ihren Titel oder durch ihre Amtskleidung, der Demokrat bedeutet nur etwas durch seinen persönlichen Wert. Deshalb sangen doch einst die Wiener: „Exzellenz kann jeder werden, doch 'nen Lueger gibts nur einen". So ungefähr. Die Dänen sind Demokraten, so wie bei uns etwa die Württemberger und überhaupt die vernünftigen Leute und dem Süden. Man kann doch Mensch sein und ist nicht gezwungen, den Professor, den Adeligen, den Direktor und was es sei herauszukehren. Ich fragte, um den Einsatz der Demokratie auf die soziale Entwicklung zu erkunden, irgendwo in einem großen Unternehmen nach der Stimmung der Arbeiter. Um es ehrlich zu sagen, es war auf der weltberühmten Brauerei Tuborg. Dort werden etwa 1500 Arbeiter beschäftigt. Klassenkampf gibt es nicht. Man verständigt sich menschlich. In kritischen Stunden mag ein gut Tröpfeln mithelfen. Der Arbeiter scheint zuerst als Mensch genommen zu werden und so auch der Direktor. Auf die Weise geht es.

Was mir übrigens dort auffiel? Nicht der Umstand, daß auch in Dänemark die Landwirtschaft nicht rentabel ist, denn das ist heute in der ganzen Welt so. Nein, es war eine Kleinigkeit nur, die aber doch etwas sagt. Die Leute lassen nämlich alle ihre Fahrräder ungesichert an der Straße und vor dem Häusern stehen. Keiner hat Angst, daß eines gestohlen wird. Mit dem Auto, deren es dort viel mehr gibt als bei uns, ist es beinahe ebenso. Ehrlich sind die Leute, wohl auch, weil sie Demokraten sind. Ich habe eine ehrliche Demokratie gesehen, ein Satz, der im Tagebuch festgehalten zu werden verdient. Als ich mit einem Pädagogen darüber sprach, sagte er: „In jedem Menschen wohnt ein König und ein Bandit; man muß den König in ihm wecken." Das ist eine Erziehungsweise, die man zweifellos zunächst nicht bei Demokraten sucht — „macht euren Dreck alleene!" — wenigstens nicht in Deutschland, die aber eigentlich in einer richtigen Demokratie von selbst wachsen müßte. Von diesem schönen Lande muß ich noch mehr erzählen. Das Flugzeug, das uns zurück nach Hamburg und Berlin bringt, will nämlich starten. Das geht beinahe auf die Minute, und wenn der Wind nachhilft, kommt man sogar ganze halbe Stunden zu früh ans Ziel. Wir fahren am Strand und dann über die Dünen hin. Entfernungen gibt es nicht mehr. Das Stück Land, Sumpf, Heide, Kiefernwald zwischen Hamburg und Berlin fliegt auch schnell vorüber. Man sollte nicht glauben, daß ein Wahlkampf durchs Land tobt. Ich werde auch wählen, aber keine Fanatiker, keine Radauhelden, sondern Menschen, Frühlingsmenschen, Menschen der friedlichen Arbeit. Im übrigen hüte ich mich vor all den fremdwörterreichen Leitartikeln und halte mich lieber an die Weisheit der Vöglein. Die Würmlein entscheiden, der Piepmatz, na ja, ich weiß, was ich weiß. Piep . . . piep . . . . .

Alice im Wunderland

Eine amerikanische Parodie auf die heutige Weltlage

„Alice im Wunderland" — so heißt ein weltberühmtes englisches Kinderbuch. Die folgende amerikanische Parodie auf die heutige Weltlage gibt vor, ein unveröffentlichtes Kapitel aus diesem überaus witzigen Buch zu sein, in dem der Unsinn wahre Triumphe feiert. Sie erschien in der „Newyork Times", der wichtigsten amerikanischen Tageszeitung. — Alice kommt zu einem Hutmacher und nimmt bei ihm den Fünf-Uhr-Tee ein. Dabei entspinnt sich eine Unterhaltung. Der Leser wird gleich merken, wo hier der gesunde Menschenverstand zu suchen ist.

— Das ist folgendermaßen — sagte der Hutmacher und goß sich eine zweite Tasse Tee ein. Unsere Bauern produzieren zuviel Getreide, unsere Fabriken zuviel Fertigwaren, unsere Maschinenbauer zuviel Maschinen. Wir machen so viel Dinge, daß wir sehr unglücklich sind. Ihr versteht mich doch, nicht wahr? —

— Ich fürchte nein, — sagte Alice. — Denn wenn es viele Nahrungsmittel und andere Dinge gibt, müßte doch die ganze Welt glücklich sein —.

— Die Preise sind sehr gesenkt —, sagte der Hutmacher. — Das ist es, was so deprimierend ist. —

— Das ist kein Grund, um deprimiert zu sein —, sagte Alice. — Ich dächte, die Leute hätten sich über zu hohe Preise beklagt. Wenn die Preise niedrig sind, dann muß doch jedermann glücklich sein —.

— Nein, — sagte der Hutmacher. — Unsere Maschinen sind so vollkommen, daß wir immer weniger Arbeiter brauchen. Darum werdent der Arbeiter nichts und kann nichts kaufen und darum kann man die Erzeugnisse der Fabriken nicht absetzen. —.

— Ja, was hat es denn dann für einen Wert, daß man sie fabriziert? — fragte Alice.

— Wir sind sehr wirtschaftlich —, fuhr der Hutmacher fort. — Wir sparen das Geld, wir häufen Schätze auf, mit denen wir immer mehr und immer bessere Fabriken bauen. Je besser sie sind, desto weniger Arbeiter brauchen sie und desto mehr können sie erzeugen. Dann häufen sich die Produkte auf den Märkten und die Maschinen erzeugen Arbeitslose. Wir stecken soviel Geld in die Fabrikation, daß der Verbraucher nicht mehr genug hat, um die Erzeugnisse, die aus den Fabriken kommen, zu kaufen —.

— Mein Gott —, sagte Alice — und niemand weiß, was tun?

— Es gibt Volkswirtschaftler — sagte der Hutmacher — die gesehen haben, was kommen würde und die uns gewarnt haben. Aber das sind nur Theoretiker, die Konferenzen abhalten und Bücher schreiben. Die Männer der Praxis, die die Geschäfte machen, brauchen diese akademische Kenntnisse nicht. Uebrigens haben wir Zölle, um unsere Fabriken zu schützen.

— Ich verstehe. — sagte Alice. — Eure Zolltarife helfen euch, die Erzeugnisse eurer Fabriken zu verkaufen, nicht wahr? —

— Keineswegs —, sagte trocken der Hutmacher. — Der Zolltarif verbindert den Handel, indem er die Märkte verschließt. Wir verschließen unseren Markt, um die anderen Länder zu kränken. Und die anderen Länder verschließen uns wiederum ihren Markt. Ihr müßt wissen, daß alle Länder ein gutes Gleichgewicht für ihren Handel suchen, d. h. daß sie mehr zu verkaufen als zu kaufen suchen. Jeder will bei den anderen so wenig wie möglich kaufen und ihnen soviel wie möglich verkaufen —.

— Aber was ein Land verkauft, das muß doch wohl ein anderes kaufen —, sagte Alice. Das wenigstens ließ sich nicht bestreiten.

— Ganz recht —, sagte der Hutmacher.

— Wie können sie denn dann alle zugleich mehr verkaufen und weniger kaufen —? fragte Alice.

— Das ist nicht möglich —, antwortete der Hutmacher. — Sie ruinieren sich gegenseitig, und tun alles, was sie können, um gegenseitig ihre Leiden zu vergrößern —.

— Aber warum verlachen sie denn nicht, sich statt dessen untereinander zu helfen —?

— Das ist gerade das, was sie um keinen Preis wollen —, sagte der Hutmacher. — Jedes Land will sich ohne die Hilfe der anderen aus der schlimmen Lage helfen. Jede Nation will sich selbst genügen; denn wenn es einen Krieg gäbe, dann wäre die Nation im Vorteil, die am wenigsten auf Einfuhr angewiesen ist —.

— Ich hoffe doch, daß es keine Kriegsdrohungen gibt —, sagte Alice.

— Wir haben viele Verträge, die uns den Frieden garantieren: die Konvention des Völkerbundes, die Verträge von Locarno, den Kellog-Pakt, und viele Schiedsgerichtsverträge —.

— Um so besser —, sagte Alice erleichtert.

— Dann hat niemand Angst vor dem Krieg und die ganze Welt rüstet ab —.

— Ganz im Gegenteil — sagte der Hutmacher. — Die ganze Welt hat Angst und rüstet auf. — Wir haben schon viel mehr Waffen als zu Beginn des letzten Krieges —.

— Das ist aber sonderbar! — sagte Alice. Aber sie wollte nicht unhöflich erscheinen.

— Nein, — sagte der Hutmacher. — Denn niemand hat Vertrauen in die Verträge. Jeder weiß, daß er sie nie verletzen wird. Aber niemand ist seines Nachbarn sicher —.

— Ja, zu was dienen denn dann die Verträge —? fragte Alice.

— Nehmt doch noch eine Tasse Tee —, sagte der Hutmacher.

Alice verstand jetzt gar nichts mehr. Vielleicht, dachte sie, wenn ich ein wenig von der rechten Seite dieses Champignons essen würde (aber wer weiß, was bei einem Champignon rechts und links ist?), dann würde ich vielleicht größer und ich könnte begreifen.

Der Hutmacher begann von neuem:

— Es gibt auch eine Geschichte der Reparationen. Die Deutschen mußten aufbauen, was sie im Krieg zerstört hatten. Das kam davon, daß sie besiegt wurden —.

— Da denke ich, — unterbrach Alice den Hutmacher, — daß sie Handwerker und Material schicken, um den Schaden wieder gutzumachen. —

— Redet doch keine so dummen Sachen —, sagte der Hutmacher. — So etwas wäre ganz unzulässig —.

— Dann schicken die Deutschen also Geld, um die Arbeit machen zu lassen? —

— Das war nicht möglich. Dazu waren sie nicht reich genug, und wenn sie Gold gehabt hätten, dann hätten sie es nicht hergeben können, ohne ihre Währung zu gefährden. Es war für sie nur möglich, in Waren zu zahlen. Aber die Gläubiger wollten keine deutschen Waren. Sie belegten sie mit Zöllen.

— Ja, wie konnte man es dann fertig bringen, daß sie zahlten? —

— Man hat Deutschland Geld geliehen, damit es zahlen konnte. Auf diese Weise bekamen die Deutschen so viel Kapital, daß sie immer produktivere Fabriken bauen konnten. Sie machten es wie die ganze Welt. Ihre Fabriken produzieren mit weniger Arbeitern mehr Dinge. Wohl verstanden, jetzt können die Deutschen nicht zahlen. —

— Warum nicht? — fragte Alice. — Sie haben doch so viel Kapitalien —?

— Das ist es ja eben. Deutschland hat so viel geliehen, daß es bankrott machte. Es hat so schöne Fabriken und so geschickte Arbeiter, daß sein Volk in Not ist —.

— Auch Deutschland hat also eine sehr entwickelte Industrie —? fragte Alice.

— Sehr entwickelt, in der Tat, — erwiderte der Hutmacher.

— Wenn die Reparationen schlecht sind, warum schafft man sie denn dann nicht ab —? fragte Alice.

— Das ist unmöglich —, sagte der Hutmacher — weil Frankreich nicht will und auch weil es nötig ist, daß die Alliierten von Deutschland bezahlt werden, damit sie ihre Schulden an Amerika bezahlen können. Man kann auch seine Schulden mit dem Erlös aus dem Verkauf von Waren bezahlen. Aber Amerika hat seine Zolltarife erhöht, um die Menge der eingeführten Waren zu verringern. —

— Aber was macht man denn dann, um seine Schulden zu bezahlen —?

— Niemand erwartet, daß diese Bezahlung erfolgt, — sagte der Hutmacher. Aber wir müssen tun, als ob wir es erwarteten. —

Alice seufzte und fragte sich, ob die Dinge jemals wieder eine vernünftige Wendung nehmen würden.

— Und warum halten denn die Franzosen an den Reparationen fest —? fragte sie.

— Sie sagen, daß ein Vertrag heilig ist und gehalten werden muß —, sagte der Hutmacher.

— Und sind die Schulden an Amerika denn auch heilig —?

— Ja, für Amerika. — sagte der Hutmacher. — Frankreich will auch verhindern, daß Deutschland wieder stark wird, weil dann Deutschland eine Revision der Friedensverträge verlangen könnte. —

— Und was sagen denn die Deutschen dazu? —

— Sie sagen, daß sie gerne wieder stark werden möchten, um die Verträge revidieren zu können und sie verlangen von Frankreich, daß es sich entwaffne und schwächer macht, damit diese Revision möglich ist. —

— Und was wollen denn die Engländer? —

— Sie wollen, daß Deutschland stark genug wird, damit es seine Schulden an die englischen Banken bezahle und englische Waren kaufen kann. Aber sie wollen Frankreich nicht ärgern, weil Frankreich stark ist. —

— Dann also niemand überhaupt irgendetwas tun? — fragte Alice.

— Nun, niemand hat bisher viel getan. — antwortete der Hutmacher.

— Aber man sollte etwas tun. Das ist sehr wichtig. — sagte Alice.

— Ganz sicher, das ist sehr wichtig, — sagte der Hutmacher.

Der ruppige Hund

Don Adolf August Kallau

Immer, wenn ich das Schimpfwort „ruppiger Hund!" höre, das Menschen im Zorn so leicht gebrauchen, um ihr Gegenüber als das verachtungswürdigste aller Geschöpfe hinzustellen, fällt mir der Hund ein, den meine Eltern während meiner Schülerzeit hatten, und mit ihm zugleich die dunkelste Stunde meines Lebens, jene schwarze Nachtstunde, da ich, verzweifelnd am Leben und aller Hoffung auf eine glückliche Wendung meines Geschickes bar, die Kette widriger Umstände abschütteln und mich ins Nichts, ins ewige Vergessen, in den Tod flüchten wollte.

Unser Hund kam mir vor als der jämmerlichste aller Köter, die sich auf der Erde herumtreiben. Sein Aeußeres schon stieß mich ab. Er hatte ein grauweißes Fell, das immer wie verschmutzt aussah. Wie bei einem Pinscher hingen ihm über die Augen struppige Haarbüschel, hinter denen, wie ich meinte, bösartige Wolfsaugen funkelten. Sein Haß auf die Ratten, deretwegen die Eltern ihn besonders schätzten, erschien mir als ein Ausfluß seiner Mordgier. Während der Ferienzeiten hielt ich ihn mit deutlichen Bekundungen meines Mißfallens von mir fern und nannte ihn einmal übers andere ruppigen Hund. Und als der Vater sich einmal meine Behandlung des Köters mit scharfen Worten verbat, verwandelte meine Abscheu sich in Zorn und Haß. Daß man ihn „Mäuschen" nannte, mutete mich an wie ein Betrug, wie eine schlechte Maskierung seines mordwütigen Wesens. — „Man sollte dich Fuchs nennen," sagte ich eines Tages zu ihm, „weil du falsch bist, oder Wolf, weil du auf Mord ausgehst, oder noch besser einfach Biest." Er aber umwedelte mich, anscheinend geschmeichelt, daß ich ihn überhaupt einer Anrede würdigte, so daß ich mich wegen solcher jämmerlichen Unterwürfigkeit und Kriecherei von ihm wegwandte.

Da zerrissen plötzlich die Fäden, aus denen meine Zukunftsgeschicke gewebt werden sollten. An unserer Schule bestand eine zwar harmlose, gleichwohl aber verbotene Schülerverbindung, der auch ich angehörte. Bei einer Haussuchung wurden bei drei der Schüler die Statuten der Verbindung gefunden. Unter diesen Dreien befand auch ich mich. Ein jeder von uns wurde vor die Wahl gestellt, entweder sämtliche Mitglieder der Verbindung zu nennen oder die Schule zu verlassen, und ein jeder von uns entschied sich für das Letztere. So standen wir einer jünglingshaften Schwärmerei halber mit einem Schlage im leeren Raum, aus dem keine Fäden herüber und hinüber leiten. Das Törichte, das gänzlich Zwecklose solcher Verbindungen erhellt am besten aus der Tatsache, daß auch nicht einer unserer Verbindungsbrüder es wagte, mit uns während der wenigen Tage, die wir uns noch am Platze aufhielten, in irgendwelche Beziehung zu treten, geschweige denn, sich mit uns solidarisch zu erklären.

Eines Spätsonntags stand ich vor den inquisitorisch benachrichtigten Eltern. Der Vater stützte den Kopf in die Hand und sah vor sich nieder, und aus der Kammer hörte ich das Schluchzen der Mutter. Kein Laut der Begrüßung, kein Wort des Vorwurfs! Schweres Schweigen! Hätten sie mit Donnerworten auf mich hineingeschlossen, hätten sie mich geschlagen, hätten sie mich hinausgewiesen — es wäre mir erträglicher gewesen als dieses entsetzliche Verstummen. Da kam der ruppige Hund aus einem Winkel hervor und sah mich aus seinem struppigen Gesicht und den zerfetzten Nohren gen mit seinen Blitzaugen wie teilnahmsvoll und schien fragend an, daß ich darob bis ins Innerste erschüttert wurde und mich wie unter dem Druck einer unausweichlichen Gewalt zu ihm niederbeugte und ihn streichelte, worauf er ein lautes und freudiges Bellen und Herumspringen in der Stube anhob, so daß ich meiner selbst nicht mehr Herr blieb, sondern hinausstürzte, um im Dunkel der Nacht meine Bewegung vor mir selber zu verbergen.

Dann habe ich drei Tage auf der Bodenkammer gehaust, wohin die jüngeren Geschwister mir das Essen brachten. Ich ahnte, ich wußte, daß nicht nur unter Verwandten und Bekannten, sondern im ganzen Dorfe ein allgemeines Mäuseltreiben war um mich Elenden, der ich alle Mühen und Sorgen der Eltern in den Wind geschlagen hatte in frevelhaftem Uebermut in törichter Spielerei, in phantastischer Ueberhebung. Dies Bewußtsein würgte in mir zur Kehle hinauf; es brannte wie Feuer in meinem Kopf; es verdorrte meine Gedärme; es würgte alle meine Lust am Leben; es machte Sonne und Tag zu meinem Feinde und die Nacht zu meiner Herzensgenossin. Am Abend des dritten Tages stand mein Entschluß fest, ein Ende zu machen.

Ich ging zum Mühlenteich. Wie im Halbschlaf, mit einem Fuße schon am Ufer des Jenseits stehend, war ich hingelangt. Ein herabgebrochener dürrer Zweig kam mir gerade zupaß, den Teich auf seine Tiefe zu messen; sie genügte für die Absicht eines Lebensmüden. Schnell warf ich die Kleider ab, holte aus der Tasche einen Strick hervor und setzte mich nieder, um mir die Füße zusammenzubinden, als ich auf ein Knacken hin den Kopf zur Seite wandte und in ein paar Glutaugen blickte. „Mäuschen!" hauchte ich, und im nächsten Augenblick sackte der „ruppige Hund" mit Hände und Hals, sprang laut bellend um mich herum, um dann in wilden Sätzen davonzujagen, und ein paar Augenblicke darnach hörte ich sein klägliches Gebell in der Richtung des elterlichen Gehöfts. Ich hielt einen Augenblick inne mit meinen Vorbereitungen; denn ich fühlte Vater, Mutter und Geschwister an meinem Strick zerren und hörte sie hinter meinem Sarge jammernd schreien. Da wurde meine Seele matt; aber mit einem zornigen Ruck riß ich an dem Strick, knotete ihn fest um die Fußgelenke und schlug ihn um die Beine, als Mäuschen wieder angerannt kam. Wieder sprang er bellend um mich her. Da huschte ein Licht durch das Buschwerk, und im nächsten Augenblick stürzte die Mutter mit dem Rufe: „Junge, Junge, was willst du uns antun!" auf mich zu. Sie ergriff in fliegender Hast den Strick, wickelte ihn mir von den Füßen und half mir wie eine dienende Magd beim Anziehen der Kleider. Und ich weinte dabei wie ein Schulknabe, vor Scham über mein Vorhaben, über den Kummer, den ich ihr gemacht hatte und zu machen sodann noch im Begriff gewesen war, über mein Jammerlos, über mein Betragen gegenüber dem „ruppigen Hund" und über das Leid, das allerorten auf Erden die Menschen peinigt. Nun kam auch der Vater, und dann nahmen sie mich gostschen sich und führten mich wie einen halb schon Gestorbenen nach Hause, mit tröstenden Worten auf mich einredend, der ich ihnen vor ein paar Augenblicken zu allem Gram noch den schwersten hatte bereiten wollen. Mäuschen aber ging beruhigt nebenher.

Seit jenem todesdunklen Abend war der „ruppige Hund" mein steter Begleiter, so oft ich in der Heimat weilte. Wenn ich ihn anrief, blickte er aus verhängten Wimpergardinen mit seinen klugen Augen auf mich, als ob er darauf warte, in selbstverständlicher Hundetreue mir wieder irgend einen Dienst zu tun, und je länger je mehr erkannte ich als den Grundzug seines Wesens treue Anhänglichkeit und dienstbereite Ergebenheit. Als die Eltern mir seinen Tod mitteilten, war ich voll Trauer und Herzeleid, als ob mir ein lieber Mensch gestorben wäre. Und so oft mich heute mein Weg zu den Stätten der Kindheit führt, stecke ich von den Rosen für die Gräber der Eltern ein paar auf des „ruppigen Hundes" Grab hinten in der Gartenecke.

Denn, mein lieber Christ, ein Geschöpf mag noch so ruppig aussehen, noch so armselig, elend und verkommen sich ausnehmen: Wo Leben ist, da glimmt ein Funke aus Himmelshöhe, da strahlt durch alle Niedrigkeit ein Sonnenblitz vom Thron der Allgüte. Und noch eins: Der äußere Schein täuscht sehr leicht. Im schlichten Gewande schreitet oft der Edelmut einher, und scheinbarer Knechtssinn ist oftmals herzgeborene Treue, nicht nur bei einem ruppigen Hund.

Von der Stirne heiß...

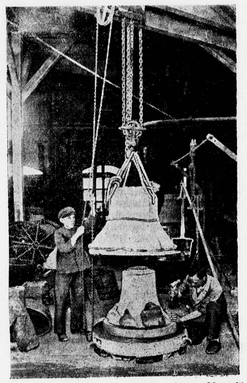
Der Glockenguß in alter und neuer Zeit

Die Glockengießer waren einst eine berühmte Zunft. Die Meister dieses Handwerks wurden in einem Atemzuge mit den Meistern im Reiche des Geistes genannt. Dies mag einmal darauf zurückzuführen sein, daß sich dem Glockenguß nicht mit trockenen Lehrsätzen und mathematischen Formeln beikommen läßt. Er verlangt wirkliche Künstler, die nur durch lange Erfahrung und ein gewisses Gefühl zu dieser Aufgabe befähigt werden. Die Glocke läßt sich um ehesten mit der Violine vergleichen. Sie ist, so wenig man es ihr auf den ersten Blick ansieht, ein derart kompliziertes Gebilde, daß die Wissenschaft versagt und man nur auf die Ueberlieferung angewiesen ist, die unter den Glockengießern sorglam, sogar ängstlich gehütet wird. Heute ist der Glockengießer und seine Kunst in den Hintergrund getreten. Wer braucht schon eine Glocke? Höchstens die Kirche. Es ist längst nicht mehr so, wie es Schiller in seinem unsterblichen Liede von der Glocke besungen hat: daß uns die Glocke durch unser ganzes Leben begleitet. Den müden Schläfer reißt der Wecker aus dem Schlafe, und die Dampfsirene ruft ihn zur Arbeitsstätte. Bricht ein Brand aus, dann läßt nicht mehr die Glocke ihre eherne Stimme vom Rathausturm erschallen, sondern es tritt der elektrische Fernmelder der Feuerwehr in Tätigkeit . . .

Dennoch hat sich die ehrsame Zunft der Glockengießer bis auf den heutigen Tag erhalten. In Thüringen und im Sauerland sitzen die bedeutendsten unter ihnen. Sie üben ihr Gewerbe aus, wie ihre Großväter und Urgroßväter vor Jahrhunderten. Geändert hat sich nichts, höchstens daß ein Kran oder ein Faschenzug eine technisch-moderne Note in den Betrieb hineintragen. Der Hergang des Glockengusses ist immer noch so, wie ihn Meister Schiller dargestellt hat. Besser vermag es keiner zu machen und zu sagen.

Aus ungebrannten Lehmziegeln wird zunächst die rohe Form aufgemauert, die ungefähr dem inneren Hohlraum der Glocke entspricht. Auf die Steine wird eine Lehmschicht aufgetragen, die mit einer Schablone fein geschlichtet wird. Diese innere Form, der sogenannte Kern, ist hohl, so daß darin ein Holzfeuer angezündet werden kann, das den Lehm zum Trocknen bringt. Der Kern erhält einen Ueberzug aus Talg. Es wird eine zweite Lehmschicht aufgetragen, entsprechend der Wandungsstärke der Glocke, die gegossen werden soll. Diese Lehmschicht, der Glockengießer nennt sie das „Hemd", erhält das Aussehen, wie die richtige Glocke. Die Rundungen werden mit der Schablone gedreht und Inschriften sowie Verzierungen in Wachsmodellen aufgeklebt. Ist das Hemd getrocknet, dann wird eine dritte Lehmschicht aufgetragen, der sogenannte Mantel, nicht ohne daß vorher ebenfalls eine Fettschicht dazwischen gelegt wurde. Wird nun die Glockenform gebrannt, so erhärten die drei verschiedenen Formteile, die Fettleite schmelzen und der Mantel läßt sich mit Leichtigkeit abheben, ebenso das Hemd, das nunmehr wertlos geworden ist und zerschlagen werden kann. Stülpt man später den Mantel über den Kern, so entsteht ein Hohlraum, der genau der Glocke entspricht. Das letzte Stück der Glockenform ist die Krone. Sie wird ganz aus Wachs modelliert, dann mit Gips und Lehm umkleidet und getrocknet. Hierbei schmilzt das Wachs aus, und es entsteht wieder eine Hohlform, die auf die Glockenform paßt.

Alle drei Formteile, also Kern, Mantel und Krone, wandern in die Gießgrube, die in nächster Nähe des Schmelzofens liegt, sofern nicht bei größeren Glocken der Kern gleich in der Gießgrube gemauert wurde. Die Formen werden übereinander gestülpt, und um sie herum wird vorsichtig Erde festgestampft, bis sie vollständig eingebettet sind. Die Erde verhindert ein Treiben oder gar das Platzen der Form, wenn das flüssige Metall, die sogenannte Glockenspeise, einströmt. Diese selbst fließt aus dem Schmelzofen durch einen einfachen, aus Ziegelsteinen gebauten Gießkanal zur Form. Als Gußmetall dient, wie vor Jahrhunderten, immer noch eine Bronze, die zu etwa



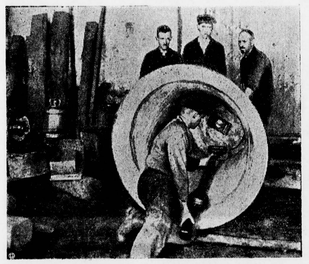
Die Glockenform ist fertig. Der „Mantel" wird abgehoben und das „Hemd" vom Kern abgeschlagen.

78 Prozent aus Kupfer und etwa 22 Prozent aus Zinn besteht. Der Schmelzofen wird auch immer noch mit Holz gefeuert, da es als einziges Brennmaterial keine schädlichen Gase entwickelt, die von der Bronze aufgenommen werden könnten. Etwa 24 Stunden kühlt die Form ab. Dann wird sie ausgegraben, der Lehmmantel abgeschlagen, und die Nachbehandlung der Glocke beginnt.

Die rohe Glocke wird zunächst mit einem Sandstrahlgebläse gereinigt und dann auf ihren Ton hin geprüft. Eine Glocke muß nicht nur zu den übrigen Glocken eines Geläutes stimmen, sie muß auch in sich selbst harmonieren. Bekanntlich entwickelt eine Glocke beim Anschlagen nicht nur den eigentlichen Grundton, sondern auch eine Reihe von Ober- und Unterlönen, und von einer guten Glocke wird verlangt, daß sie neben dem Grundton mindestens auch noch die Terz, die Oktinte, sowie die Ober- und Unterlokave entwickelt, die in ihrem Zusammenklang erst den eigentlichen Glockenton ergeben. Gerade dieser Punkt ist es, in dem Berechnungen und wissenschaftliche Richtlinien versagen und wo der Glockengießer auf seine eigene und die Erfahrung seiner Vorfahren angewiesen ist. Die Glocke aus der Hand des erfahrenen Gießers stimmt im Ton sofort. In vielen Fällen jedoch muß die Glocke nach dem Guß gestimmt werden, was durch Abdrehen oder Feilen an geeigneter Stelle erfolgt.

Die Kunst des Glockengießens reicht bis in das graue Altertum zurück. Noch heute ist eine Glocke erhalten, die vor etwa 3000 Jahren von Babyloniern gegossen wurde. In Deutschland jedoch wurde der Glockenguß erst im früheren Mittelalter bekannt, und zwar waren es Mönche, die diese Kunst ausübten. Die älteste deutsche Glocke hängt in der Cäcilienkirche in Köln. Das Verfahren, das damals gebräuchlich war, unterschied sich jedoch von dem obigen insofern, als auf den Kern eine Wachsschicht, der Stärke der Glocke entsprechend, aufgetragen und darüber wieder eine Lehmschicht als Mantel gebreitet wurde. Beim Brennen der Glockenform schmolz das Wachs aus, und es entstand ein Hohlraum, in den die flüssige Bronze gegossen werden konnte. Um das Jahr 1200 wurde jenes Verfahren zu dem oben geschilderten umgestaltet, das den Vorteil besitzt, daß das wertvolle Wachs gespart wird, und die einzelnen Formenteile vor dem Guß auf eventuelle Fehler hin untersucht werden können. Seitdem hat sich dieses Verfahren bis auf den heutigen Tag behauptet.

Wohl hat es an Versuchen nicht gefehlt, auch den Glockenguß auf neue Wege zu führen. Im vorigen Jahrhundert kam der Guß von Stahlglocken auf, der bedeutend billiger ist und auch weniger Zeit in Anspruch nimmt. Auch andere Legierungen, die die verhältnismäßig teure Bronze ersetzen sollten, wurden versucht, wie Aluminiumlegierungen und Porzellan. Zwar haben diese Versuche Glocken ergeben, die für bestimmte Zwecke durchaus genügen, aber die eigentliche Glocke ist und bleibt doch die Bronzeglocke, die ich an Klangfülle und Wohllaut nicht übertreten läßt.



Der Klöppel wird eingesetzt

Glockenfreude

Das muß man gesehen, gehört, erlebt haben. Die Glockenfreude nämlich. In der Zeitung liest man ja Woche um Woche von Glockenfesten. Aber was liest man da? Gewöhnlich ist es nur das Aeußerliche an der ganzen Sache, was beschrieben wird. Wenn alles herum ist, holt einer sein Instrument, bläst den Staub von seiner Feder, schreibt etwas von blumenbekränzten Reitern und Radfahrern, vom reichen Zuckerbohnenregen und wie alles so schön gewesen. Aber warum es eigentlich so schön gewesen, das sagt er gewöhnlich nicht. Die Hauptsache, die Seele des Festes, die große Freude nämlich — die kommt dem Schreiber vom Herzen nicht bis in die Federspitze.

Werde ich darin glücklicher sein? Weiß nicht, denny eine Feder ist schwieriger zu handhaben als ein Karst. Aber wenigstens habe ich erlebt, worauf es ankommt: die Glockenfreude. Habe sie erlebt, wie etwas ganz Neues, wie etwas, was ich trotz aller Glockenweisheitsartikel nicht einmal ahnte, wie eine kleine Offenbarung.

Und ich, der ich unsere Leute auswendig zu kennen glaubte, muß jetzt sagen, daß ich sie doch nicht ganz gekannt habe, daß mir etwas in ihnen verborgen war bis auf diesen letzten Tag, den letzten Abend vor dem Fest, wo die Glocken, fast gegen alle Hoffnung, ankamen.

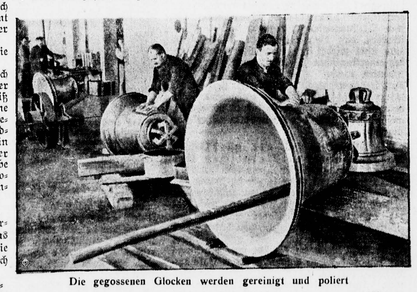
„Die Glocken kommen!" Einer ruft es dem anderen zu, Jubel bricht los, die Häuserfronten springen auf, alles, was lebt, auf der Straße, strahlende Gesichter, Leute, die taumeln vor Freude und immer wieder, als wenn sie es sich in die Seelen hineinhämmern wollten, immer wieder rufen: „Die Glocken sind da!" Und werden nicht satt, zu sehen, zu sehen, die Glocken anzustaunen, haben nicht Ruhe und Rast, bis nach Mitternacht die Glocken im Gerüst hängen.

Aber noch ist die Glockenfreude im Anfang. Auf dem Gipfel ist sie, wenn sie zum ersten Male vom luftigen Turm herunter läuten. Erstes Glockengeläute nach langen glockenlosen Jahren! Wie rollt und rauscht sie über die Häuser hin, in die Felder hinein, zum weiten Himmel hinauf, die süße, gemalige Tonflut, die heilige, elementare Musik. Ein Mann im Feld stellt seine Hacke hin, horcht verzückt und sagt: „Es lüpft einem ordentlich das Herz". „Die Engel im Himmel weinen vor Freude", stammelt ein altes, gebücktes Mütterchen und meint selber vor Freude, obwohl sie nicht wie ein himmlischer Engel aussieht. Im Glockenhaus aber wütet zwischen unschuldigen Kindern, zarten Jungfrauen und wilden Jünglingen ein erbitterter Kampf um die Glockenseile, als wenn es um die ewige Seligkeit ginge. Gelüntet muß werden und wenn es Rippenstöße regnet und das Leben kostet. Und ein paar Tage lang, morgens und abends, dröhnt türmischer Jubel zum Turm hinaus: „Wir sind da, bim, bam, bim, wir Glocken sind wieder da!"

Ich freute mich innig über den süßen Krawall. Ich freute mich über die Glockenfreude unseres Volkes. Sie ist mir eine kleine Offenbarung. „Böse Menschen haben keine Lieder", heißt es. Vielleicht doch. Aber böse, ungläubige, gottlose, kirchenfreunde Menschen haben ganz sicher keine Glockenfreude. Eine solche Explosion vor Freude — wegen ein paar Glocken — ist ganz ausgeschlossen bei Menschen, die nicht im letzten Grund der Seele religiös geblieben sind.

Darüber denke ich nach und freue mich. Aergern kann ich mich noch lang genug über den beidnischen Geist, mit dem man die Volksseele zu vergiften sucht. Heute will ich mich freuen, und ich darf mich freuen. Was bewegt die große Glockenfreude im ganzen Land? Daß die Volksseele eben doch noch nicht vergiftet und verheidnischt ist.

Glockenfreude: das ist das Echo der Glocken aus dem tiefen, weiten Hintergrund christlicher Seelen. Die Seelen klingen mit im großen Einklang christlichen Lebensgefühles: das ist das Geheimnis der Glockenfreude. Die uralte heilige Melodie christlichen Lebens, die von Urväitern und Urmüttern her uns im Blut



Die gegossenen Glocken werden gereinigt und poliert

schlafft, wacht auf und tönt, wenn die Glocken tönen: der erste Gang zum Taufstein, der erste Gang zum Tisch des Herrn, der letzte auf den Friedhof, dazwischen Weihnachtsfreuden, Karfreitagstrauer, Osterjubel, der ganze menschliche Lebensgang aus dem Schoß der göttlichen Barmherzigkeit heraus und in ihn zurück — steigt aus den Wogen der Glockenmusik heraus wie eine erhabene Vision und macht uns frei und froh und groß.

So waltet denn eures Amtes, liebe Glocken, klingt und singt vom Lebensgeheimnis, steht und betet für das Leiden der Welt, kündet die große Hoffnung und die ewige Freude, tönt, solange Menschen leben, leiden und sterben auf unserem Planeten, das heilige, majestätische Lied vom Christengiauben.

*

Mit gütiger Erlaubnis des Verlages Ferdinand Schöningh Paderborn, entnommen den von Karl Pfleger gesammelten stillen Erlebnissen eines Dorfpfarrers „Im Schatten des Kirchturmes".

Aus fernen Zonen

Eine Inselgruppe kämpft um ihre Unabhängigkeit

Die wirtschaftliche und politische Bedeutung der Philippinen

Mit einer bedeutsamen Entschließung erregte jüngst das amerikanische Repräsentantenhaus großes Aufsehen: Es nahm mit 306 gegen nur 47 Stimmen einen Gesetzentwurf an, der den Philippinen nach Ablauf von acht Jahren die völlige Autonomie gewähren soll. Damit ist der Kampf, den die Filipinos seit Jahrzehnten um ihre Unabhän-

Eine philippinische Schönheit

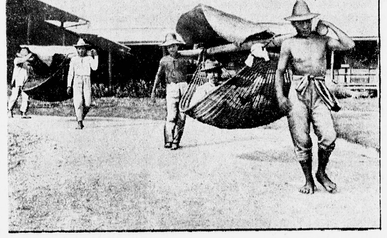
gigkeit führen, in ein neues Stadium getreten, ein Stadium, das den Endsieg bereits in greifbare Nähe rückt. Wohl hat sich Präsident Hoover ebenso wie sein Außenminister Stimson auf das entschiedenste gegen die Autonomie der Philippinen ausgesprochen. Aber auch der Senat wird sich mit Bestimmtheit für den Beschluß des Repräsentantenhauses einsetzen, und es erscheint nicht ausgeschlossen, daß Präsident Hoover mit seinem Veto von beiden Häusern mit der erforderlichen Zweidrittelmehrheit überstimmt werden wird. Woher diese diametral entgegengesetzten Auffassungen? Bei Hoover und Stimson sind es vorwiegend politische Beweggründe, die ihre Stellungnahme veranlaßt haben. Sie fürchten, daß die Freigabe der Philippinen eine nicht wieder gutzumachende Schwächung des amerikanischen Einflusses im Fernen Osten bedeuten werde. Für das Parlament, also Repräsentantenhaus und Senat, sind jedoch wirtschaftliche Gründe maßgebend. Um den Fall zu verstehen, erscheint es notwendig, auf die Bedeutung der Philippinen näher einzugehen.

Die Philippinen sind die nördlichste Inselgruppe des Malaischen Archipels, der den Stillen Ozean vom Indischen Ozean trennt, und zwar liegen sie südlich von Japan und südöstlich von China, zwischen dem 5. und 21. Grad nördlicher Breite und dem 117. und 127. Grad östlicher Länge. Man zählt insgesamt 7083 Inseln, von denen jedoch nur 2441 benannt sind. Die größten unter ihnen sind Luzon im Norden und Mindanao im Süden, daneben Samar, Negros, Palawan, Panay, Mindoro, Leyte, Zebu, Bohol, Masbate usw. Luzon, die größte unter ihnen, ist ungefähr so groß wie Bayern, Württemberg und Baden zusammen. Insgesamt bedecken die Inseln eine Fläche von 298 000 Quadratkilometer, etwas weniger als Italien. Ueber 12 Millionen Menschen leben auf dieser Fläche, zum allergrößten Teil aus Filipinos, einer chinesisch-malaischen Mischrasse bestehend. Daneben gibt es jedoch mehrere Tausend Chinesen, etwa 4000 Amerikaner und Angehörige anderer weißer Nationen, insgesamt 26 000 Fremde. Natürlich fehlen auch die zahlreichen Mischlinge nicht, die bei dem Zusammentreffen verschiedener Rassen stets auftreten, so daß sich, da auch die Filipinos selbst in etwa 50 verschiedene Volksstämme zerfallen, ein buntes Völkergemisch ergibt. Man rühmt den Filipinos Intelligenz nach, jedoch sind sie von lauem, wenig energischem Charakter und nur schwer an intensive Arbeit zu gewöhnen. Die Eingeborenen betreiben fast durchweg Ackerbau. Sie pflanzen Reis, Kokospalmen, Bananen, Ananas, süße Kartoffeln, Sagopalmen, Mais, Hanf, Tabak, Kaffee, Zuckerrohr und Gemüse. Neben diesem landwirtschaftlichen Reichtum verfügt die Insel aber auch über umfangreiche Bodenschätze an Gold, Eisen, Silber, Kupfer und Kohle, ein reiches Land also, das bequem 100 Millionen Menschen Raum und Nahrung zu bieten vermag.

Ursprünglich waren die Philippinen spanischer Besitz. Bereits im 16. Jahrhundert waren die Spanier nach der Inselgruppe gekommen. Missionare folgten ihnen auf dem Fuße und betrieben das Werk der Christianisierung mit solchem Eifer, daß heute beispielsweise 91 Prozent der Bevölkerung römisch-katholisch sind. Jahrhunderte lang blieben die Inseln im Besitz der Spanier, bis sie in dem spanisch-amerikanischen Kriege 1898 von den Amerikanern in Besitz genommen wurden. Beim Friedensschluß zahlten die Amerikaner noch einen Kaufpreis von 20 Millionen Dollar. Schon damals versprachen die Vereinigten Staaten den Insulanern die Unabhängigkeit. Diese Zusage wurde mehrfach erneuert, zuletzt durch Wilson im Jahre 1916, als es galt, 50 000 Filipinos als Freiwillige auf den europäischen Kriegsschauplatz zu bringen. Vergeblich aber haben sie bisher auf die Einlösung des Versprechens gewartet. Im Kongreß wurden immer wieder Gesetzentwürfe eingebracht und verworfen, die einen festen Zeitpunkt für die Gewährung der Unabhängigkeit in Aussicht stellten. Bereits im Februar dieses Jahres wurde ein Entwurf angenommen, der die Philippinen in 19 Jahren unabhängig machen wollte.

Die Filipinos hätten wohl nie die Aussicht gehabt, frei zu werden, wenn ihnen nicht ein sonderbarer, aber um so mächtigerer Verbündeter im amerikanischen Lager selbst entstanden wäre. Für die amerikanischen Zuckerbarone und zahlreiche Farmer bedeuten die Inseln eine schwere Konkurrenz, der sie sich nur dadurch entledigen können, daß die Inseln für unabhängig erklärt und ihnen gegenüber Schutzzölle angewandt werden. Aber auch der amerikanische Arbeiter fürchtet die Konkurrenz des billigeren Filipinos. Während für Japaner und Asiaten überhaupt die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten gesperrt ist, dürfen sich die Insulaner auf Grund ihrer amerikanischen Bürgerrechte ungehindert ansiedeln. In der letzten Zeit ist ihre Zahl sehr rasch gewachsen und beträgt allein in Kalifornien mehr als 13 000. Die Filipinos drücken die Löhne, und es gibt kaum eine amerikanische Arbeiterorganisation, die nicht für ein Einwanderungsverbot eintreten würde. Ist es doch bereits zu Gewalttätigkeiten gegen in den Vereinigten Staaten ansässige Filipinos gekommen.

Das sind die Gründe, die das amerikanische Parlament bewegen, auf die Einlösung jenes so oft gegebenen und niemals gehaltenen Versprechens zu drängen. Anders jedoch ist der Standpunkt der Regierung. Die Philippinen sind geradezu die Schlüsselstellung für das Kräfteverhältnis im Fernen Osten. Für die Vereinigten Staaten sind sie ein unerläßlicher Stützpunkt des Handels mit China, ja geradezu das Einfallstor nach China. Ein Verlust der Philippinen müßte die Stellung der Vereinigten Staaten im Fernen Osten aufs schwerste erschüttern, nicht zuletzt gegenüber Japan. Solange die Philippinen in amerikanischer Hand sind, hat die Union immer einen starken Trumpf gegen Japan in der Hand; denn alle etwaigen militärischen Operationen müssen naturnotwendigerweise die Philippinen als Basis haben. Auf der anderen Seite ist es verständlich, wenn Japan diese Inselgruppe mit begehrlichen Augen betrachtet. Es geht nicht nur darum, die ständige Bedrohung durch die amerikanischen Philippinen auszuschalten, sondern die Inseln wären auch in der Lage, den japanischen Bevölkerungsüberschuß aufzunehmen, dessen Unterbringung zum Teil bereits der letzte Waffengang mit China gegolten hat. Es wurde schon erwähnt, daß die Philippinen bei planmäßiger Entwicklung ohne weiteres in der Lage wären, hundert Millionen Menschen zu ernähren. Schließlich würden die Philippinen für Japan eine Abrundung seines insularen Besitzes und eine weitere Etappe auf dem Wege nach Australien bedeuten, jenem großen und doch so wenig besiedelten Kontinent, der sich immer noch heftig gegen die japanische Invasion wehrt, der aber ebenfalls eins der wenigen Bastile für den japanischen Bevölkerungsüberdruck darstellt. Nach dem für Japan siegreich verlaufenen Kriege gegen Rußland hat es im Lande der aufgehenden Sonne nicht wenige gegeben, die von einer gewaltsamen Besitzergreifung der Philippinen träumten. Nun, es ist nicht zum japanisch-amerikanischen Kriege gekommen, und dieser Fall dürfte auch in der nächsten Zeit nicht eintreten, jedenfalls nicht allein der Philippinen wegen. Aber der Gesahrenherd besteht unvermindert weiter.



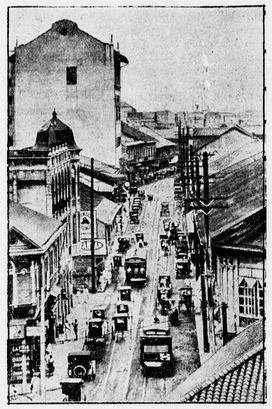
Ein merkwürdiges Verkehrsmittel

In den größeren Siedlungen und Städten der Philippinen findet man als allgemein gebräuchliches Transportmittel, das insbesondere von den Weißen benutzt wird, diese Kombination zwischen Hängematte und Sänfte, die von zwei Eingeborenen auf den Schultern getragen wird. Ein Schutzdach gegen Sonnenstrahlen oder Regen ist kunstvoll darüber montiert.

Eine Unabhängigkeitserklärung der Philippinen würde vielleicht die Spannung lockern und Japan die Gelegenheit geben, auf friedlichem Wege das zu erreichen, was ihm zurzeit noch versagt ist. Es fällt jedoch schwer, daran zu glauben, daß Amerika seine Zusage in acht Jahren halten wird, selbst wenn der oben angedeutete Gesetzentwurf zur Annahme gelangen sollte. Acht Jahre sind mitunter eine recht lange Zeit, und niemand vermag heute zu sagen, welches Gesicht das Weltall nach diesem Zeitraum haben wird. Und so verbleibt den um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Filipinos nichts als die Hoffnung . . . .

*

Die Inselgruppe der Philippinen ist gar nicht so uninteressant, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheinen mag. Auch träumen die Philippinen gar nicht einen stillen Tropenstrand im Großen Ozean. Im Gegenteil: es geht dort recht lebhaft zu und, wenn man will, haben die Philippinen auch Beziehungen zu all den Ländern, deren Namen in letzter Zeit in aller Munde lag.



Die Escoltha, die Hauptgeschäftsstraße Manilas der Hauptstadt der Philippinen.

Wer weiß nicht um die „Round-Table"-Konferenz in London, wer kennt nicht Mahatma Ghandi? Das sind Ereignisse, in deren Hintergrund Millionen Inder um ihre Freiheit kämpfen! Wer hat nicht mit Schrecken und Entsetzen von den Bedrohen und Ausfanausbrüchen in Chile vernommen? Das alles gibt es auch auf der Inselgruppe im Stillen Ozean. Die Freiheitskämpfe der Filipinos erregen das Interesse der ganzen Welt und zeigen, daß das Wort, das im Jahre 1918 noch mitteleuropäischen Staaten die selbständige Lebensmöglichkeit verschaffte, auch auf den Inseln weit im Stillen Ozean aufgegriffen worden ist: das Wort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Amerikas bergeistiger Präsident Wilson hat das Wort in die Welt gebracht. Jetzt melden sich die eigenen Kolonien. — — Es gärt in dem Volk, das am Fuße mächtiger Vulkane wohnt, es gärt gewaltig, wie es auch in den Kratern der feuerspeienden Berge immer gefährlich brodelt. Ueber die Trümmer der einst zusammenhängenden Landmasse zieht ein System von Gebirgsketten und zwei Reihen noch tätiger Vulkane. Der gewaltsame und geschichtliche unter diesen ist der Apolson, der 2920 Meter über den Meeresspiegel hinausragt.

Der Weltumsegler Magalhaes war es, der dies Land im Jahre 1521 entdeckte. Magalhaes suchte durch Westfahrt die Molukken zu erreichen, traf aber dabei auf die Philippinen. Er landete an der Südspitze von Mindanao, dem südlichen Teil der Inselgruppe. Magalhaes nannte sie die „Lazarusinseln", und erst der Führer einer späteren Expedition, Villalobos, der sie im Jahre 1543 besuchte, gab ihnen, zu Ehren des damaligen Infanten, des späteren Königs Philipp II., ihren jetzigen Namen. Ferdinand Magalhaes sollte seine Entdeckung mit dem Leben bezahlen. Er fiel am 27. April 1521 im Kampf mit den Eingeborenen.

Eine grausige Begräbnissitte auf den Philippinen

Der wilde Stamm der Igoroten bestattet seine Toten in der Weise, daß er sie im Gebirge in freier Luft aufstellt, wo sie durch die starke Hitze rasch eintrocknen und mumifizieren. Ein derartiges Toten-eld bietet für europäische Augen einen unsagbar grausigen Anblick.

Frau Ingrid fährt Kalesche

(8. Fortsetzung) **Originalroman von Wilhelm Scheider** (Nachdruck verboten!)

Jetzt mein letztes Wort: Ich weise Ihre Forderung zurück, weil ich stockkonservativ bin, weil ich Ihren sogenannten Fortschritt leugne und Achtung habe vor dem Andenken meines verstorbenen Mannes, der diesen großartigen Besitz auf Celebes erworben hat. Jetzt hoffe ich, daß Sie im Bilde sind und mich fernerhin nicht mehr belästigen."

Sie hat sich erhoben. Und auch Lundberg schießt in die Höhe. Sein dunkles Gesicht hat sich stark gerötet. Er ballt die Fäuste. Sie hat ihn tatsächlich getroffen. Er verwirft all ihre Argumente, die sie nicht einmal sachlich begründet, als überaus lächerlich. Welche Anmaßung, Exzentrizität, Verrücktheit! Außerdem reizt ihn der Ton ihrer Rede aufs äußerste!

Noch niemand hat es gewagt, so mit Sven Lundberg zu sprechen.

Sie ist exzentrisch aus Uebermut, aus ihrem Kraftgefühl heraus, das niemand in die normale Bahn hineinzwingt. Aber in dieser Art darf sich eine Frau einem Lundberg gegenüber nicht aufspielen. Das erträgt er nicht.

Sein Gesicht, Augen und Mund, zeigen Härte und finstere Verachtung. Er grübelt, wie er diese hochmütige Frau am besten treffen kann. Unbedingt muß er sie beugen, muß sie unter sich sehen. Jetzt beginnt sein Kampf, sein äußerster Widerstand.

Mit aller Gewalt zwingt er sich ein ironisches Lächeln ab.

„Ah, ich bin erstaunt, daß hier eine Weltanschauung ins Treffen geführt wird. Und zwar eine Weltanschauung, die in seligsamen, rollenden Gefährten aus dem vorigen Jahrhundert spazierengeführt wird."

„Jawohl, Herr Zeitknicker, ich fahre mit Begeisterung Kalesche . . ."

Sie stockt. Sie hat die Unvorsichtigkeit begangen, seinen Namen zu benennen. Doch zum letzten Mal rafft sie sich auf. Noch einmal muß sie ihn beleidigen, noch einmal muß sie ihn treffen. Und ihn dann hinausweisen.

„Uebrigens stimmert es Sie nicht, wie ich mich auf der Straße fortbewege", sagt sie hastig. „Unsere Besprechung ist zu Ende, ich denke nicht daran, mein Halsenzord, das ich liebe, weil mein Mann es erworben hat, einem Konjunktivadoren zu überlassen, von den seltsamsten Dingen erzählt werden und von dem ich nichts anderes weiß, als daß er sich von Winkelliteraten phantastisch aufgebauschte Biographien anfertigen läßt, um seinen billigen Ruhm in die Welt hinauszuposaunen."

Sie lächelt triumphierend und wartet es sogar, ihm in die Augen zu blicken. Zunächst ist er verblüfft. Dann lacht er offen heraus wie ein Junge.

Dieses offene Gelächter reizt sie maßlos. „Geben Sie!" ruft sie erregt, „ich will, daß Sie mich sofort verleumden!"

Da verneigt er sich ironisch. Und geht wortlos. Er sinnt, daß er wieder einmal gesiegt. Er weiß, daß er mit dieser Frau baldigst zum zweiten Male zusammengezogen wird, in einer anderen Situation. Diese Situation herbeizuführen, wird sie ihm überlassen müssen.

Als sie ihm, vom Fenster aus, hinter der Portiere verborgen nachschaut, sind ihre Augen voller Tränen. Als sie ihn dann über am Steuer seines großen, weißen Wagens sitzen sieht, beißt sie sich vor Zorn in die Hand . . .

VIII.

Der Riese

Roter Nachthimmel über St. Pauli.

Ueber die flutende Menge, welche die schmale Lichtstraße der „Großen Freiheit" anfüllt, gleitet der Blick melancholischer Augen. Diese großen, dunklen Wirbilen in schwimmendem Weiß gehören dem Neger Ben Lovignon. Er ist ein alter, grauer Mann und trägt einen scharlachroten, goldbordierten Rock. Er ist Portier eines Tanzpalastes.

„Immer eintreten!" schrillt sein Diskant über die Menge. Wenn ein ungeheurer Zammaat seine Nase vorstreckt, greift Bens schwarze Hand nach ihm, um ihn hineinzuzerren.

Immer sind seine großen dunklen Augen erfüllt von allem Leid der Welt . . . .

Heute abend verändern sich diese Augen für Sekunden. Ein Mann ist auf ihn zugetreten. „Erkennst du mich, Ben?"

Ben weicht einen Schritt zurück. Ein kalter Strom jagt ihm über den Rücken. Doch dann zeigt er grinsend seine schönen weißen Zähne. „Ob, Sir, es ist gut, daß ich Sie noch einmal sehe in meinem Leben." Der Mann spricht leise auf ihn ein. Ben bekommt runde, fast starre Augen. — —

Um zwei Uhr trifft man sich in Bellmanns Kaffeehaus". Der Neger trägt einen sauberen, doch etwas abgeschabten, grauen Anzug. Sven Lundberg spricht auf ihn ein.

Sven hat alles das, was man vor zwanzig Jahren gemeinsam erlebte, von neuem in Ben wachgerufen, alle guten und bösen Tage. Ben erlebt die schönste Stunde seines Lebens.

Das war damals, als man das spanische Galeerenschiff hob. Ben war Lundberg unendlich ergeben gewesen, ein wahrer Diener seines Herrn. Aber dann kam der böse Streit unter den Leuten. Es handelte sich um die Verteilung der Beute. Ben verfeindete mit den Gegnern Lundbergs die Expedition. Er war einer von denjenigen gewesen, die ihre Hand gegen ihren Herrn erhoben hatten. Er fühlte sich betrogen. Das Gold, das kleinere Gold hatte Lundberg und Lavignon auseinandergebracht. Doch Lundberg hatte ihm verziehen, das zeigte sich in dieser Nacht.

Sven hatte auf seinem abenteuerlichen Streifzug durch Sankt Pauli den alten Gefährten entdeckt und ihn angerufen.

Ben erzählte die letzten zwanzig Jahre in dürren Worten. Er war damals mit seinem Beuteanteil in Südamerika gelandet, bald aber verlor er alles in einer Spekulation, fuhr als Heizer zur See. In Hamburg hatte er sich schließlich niedergelassen und die Portierstelle gefunden.

„Herr", sagte er, „mein Leben ist traurig geworden."

Sven lächelte gütig. „Ich will sehen, ob ich etwas für dich tun kann. Es geht mir nicht zum letzten Mal rafft sie sich auf. Noch einmal muß sie ihn beleidigen, noch einmal muß sie ihn treffen. Und ihn dann hinausweisen.

„Uebrigens stimmert es Sie nicht, wie ich mich auf der Straße fortbewege", sagt sie hastig. „Unsere Besprechung ist zu Ende, ich denke nicht daran, mein Halsenzord, das ich liebe, weil mein Mann es erworben hat, einem Konjunktivadoren zu überlassen, von den seltsamsten Dingen erzählt werden und von dem ich nichts anderes weiß, als daß er sich von Winkelliteraten phantastisch aufgebauschte Biographien anfertigen läßt, um seinen billigen Ruhm in die Welt hinauszuposaunen."

Sie lächelt triumphierend und wartet es sogar, ihm in die Augen zu blicken. Zunächst ist er verblüfft. Dann lacht er offen heraus wie ein Junge.

Dieses offene Gelächter reizt sie maßlos. „Geben Sie!" ruft sie erregt, „ich will, daß Sie mich sofort verleumden!"

Da verneigt er sich ironisch. Und geht wortlos. Er sinnt, daß er wieder einmal gesiegt. Er weiß, daß er mit dieser Frau baldigst zum zweiten Male zusammengezogen wird, in einer anderen Situation. Diese Situation herbeizuführen, wird sie ihm überlassen müssen.

Als sie ihm, vom Fenster aus, hinter der Portiere verborgen nachschaut, sind ihre Augen voller Tränen. Als sie ihn dann über am Steuer seines großen, weißen Wagens sitzen sieht, beißt sie sich vor Zorn in die Hand . . .

VIII.

Der Riese

Roter Nachthimmel über St. Pauli.

Ueber die flutende Menge, welche die schmale Lichtstraße der „Großen Freiheit" anfüllt, gleitet der Blick melancholischer Augen. Diese großen, dunklen Wirbilen in schwimmendem Weiß gehören dem Neger Ben Lovignon. Er ist ein alter, grauer Mann und trägt einen scharlachroten, goldbordierten Rock. Er ist Portier eines Tanzpalastes.

„Immer eintreten!" schrillt sein Diskant über die Menge. Wenn ein ungeheurer Zammaat seine Nase vorstreckt, greift Bens schwarze Hand nach ihm, um ihn hineinzuzerren.

Immer sind seine großen dunklen Augen erfüllt von allem Leid der Welt . . . .

Heute abend verändern sich diese Augen für Sekunden. Ein Mann ist auf ihn zugetreten. „Erkennst du mich, Ben?"

Ben weicht einen Schritt zurück. Ein kalter Strom jagt ihm über den Rücken. Doch dann zeigt er grinsend seine schönen weißen Zähne. „Ob, Sir, es ist gut, daß ich Sie noch einmal sehe in meinem Leben." Der Mann spricht leise auf ihn ein. Ben bekommt runde, fast starre Augen. — —

Um zwei Uhr trifft man sich in „Bellmanns Kaffeehaus". Der Neger trägt einen sauberen, doch etwas abgeschabten, grauen Anzug. Sven Lundberg spricht auf ihn ein.

Sven hat alles das, was man vor zwanzig Jahren gemeinsam erlebte, von neuem in Ben wachgerufen, alle guten und bösen Tage. Ben erlebt die schönste Stunde seines Lebens.

Das war damals, als man das spanische Galeerenschiff hob. Ben war Lundberg unendlich ergeben gewesen, ein wahrer Diener seines Herrn. Aber dann kam der böse Streit unter den Leuten. Es handelte sich um die Verteilung der Beute. Ben verfeindete mit den Gegnern Lundbergs die Expedition. Er war einer von denjenigen gewesen, die ihre Hand gegen ihren Herrn erhoben hatten. Er fühlte sich betrogen. Das Gold, das kleinere Gold hatte Lundberg und Lavignon auseinandergebracht. Doch Lundberg hatte ihm verziehen, das zeigte sich in dieser Nacht.

Sven hatte auf seinem abenteuerlichen Streifzug durch Sankt Pauli den alten Gefährten entdeckt und ihn angerufen.

Ben erzählte die letzten zwanzig Jahre in dürren Worten. Er war damals mit seinem Beuteanteil in Südamerika gelandet, bald aber verlor er alles in einer Spekulation, fuhr als Heizer zur See. In Hamburg hatte er sich schließlich niedergelassen und die Portierstelle gefunden.

„Herr", sagte er, „mein Leben ist traurig geworden."

Sven lächelte gütig. „Ich will sehen, ob ich etwas für dich tun kann. Es geht mir nicht gewundene Gassen. Das ist das Hafenviertel Altonas, der Schwesterstadt Hamburgs. Bald ist man an Ort und Stelle.

Sven wartet an einer Ecke, während der Neger um die nächste Ecke verschwindet. Ein übles Viertel, alte, verfallene Häuser. Hier schwelt Fäulnis. Hin und wieder taucht eine Sportmütze auf; die Apachen der Wasserkante. Katzen schreien . . . leise Pfiffe gellen durch die Nacht . . . von irgendwoher ein Grammophon.

Svens Hand umspannt in der Tasche den Revolver, die gute, kleine Waffe.

Ben läßt lange auf sich warten, eine halbe Stunde lang. Dann steht er plötzlich wie aus der Erde gewachsen vor Lundberg.

„Kommen Sie, Sir." flüstert er. „Es ist tatsächlich Nils Lolland, er hat sich fast nicht verändert in all den Jahren. Ich will Sie führen, Sir . . ."

Lundberg zaudert. „Zitzt er in einem Lokal?"

„Nein, kein Lokal."

„Was denn sonst?"

„Es ist kein Versteck. Ich wartete draußen auf dem Hof, traute mich nicht hinein, die Sache war mir zu gefährlich. Ich stand in einer Tür und überlegte, wie die Sache anzufassen war. Plötzlich kam er . . . ich sah ihn ziemlich deutlich — erkannte ihn sofort. Er war nicht allein . . . denken Sie, George war mit ihm. George erkannte ich an seinem Gang . . . er schlirrt doch so . . . Sie wissen, Sir. Sie verschwanden dann beide in der Tür. Sie haben mich nicht bemerkt."

„Gut, los, alter Junge!"

Der Neger zaudert. „Wollen Sie einfach eindringen, Sir?"

„Natürlich."

„Aber . . . die Tür ist sicher durch eine Wache besetzt, Sir, ich habe Angst um Sie. Er soll in großer Gesellschaft sein. Und Sie sind damals in Feindschaft mit ihm auseinander gegangen. Und George? Sie kennen doch den Charakter des „Grauen", wie wir ihn immer nannten. Und Sie wissen, daß der Grone seinen Freund Nils Lolland immer in der Hand hatte. Sir, ich warne Sie . . ."

Sven lächelt nachsichtig. „Keine Angst, alter Knabe, ich werde schon mit den beiden fertig werden."

Der Neger geht voran. Er hält vor einem dunklen Torweg, der auf einen Hof geht.

„Los, Ben, du bist doch nicht feige?"

„Ch, nein, aber ich bin alt geworden, Sir."

„Du wirst es gut haben bei mir auf dem Schiff, alter Bursche!"

Man steht im Hof. Kahle, graue Häuserfronten starren in den Himmel. Ben zeigt auf eine Tür. „Ich vermute, daß sich das Versteck im Keller befindet." flüstert er. Lundberg ist ungeduldig. Er kann es nicht erwarten, mit Nils Lolland zusammenzutreffen. Dabei entsichert er seine Waffe, trägt sie in der Hand auf dem Rücken.

Dann öffnet er leise die Tür.

In diesem Augenblick tritt Ben vor. Er will nicht, daß sein Herr vorausgeht, er drängt sich vor.

Langsam setzt man im dunklen Korridor Schritt vor Schritt. Da läßt Lundberg seine Taschenlaterne aufblitzen. Ah, eine Treppe, die steil nach unten führt. Dann löscht er das Licht.

Der Neger geht vor ihm nach unten. Er folgt dicht hinter ihm. Nach ungefähr zwanzig Stufen hat er wieder festen Boden unter den Füßen. Ben tappt vor.

In diesem Augenblick blitzt eine elektrische Lampe auf, beleuchtet grell den Neger. Lundberg dagegen steht im Dunkeln.

Nun sieht er deutlich einen kleinen, schmalen Mann, einen Mongolen. Eine helle Stimme quäkt auf.

„Was tutt du hier? Ich nicht weiß . . . hella, ich habe dich schon als Portier gesehen . . . ich dir kennen."

Ben ist fassungslos. Lundberg fühlt, daß er einen schnellen Entschluß fassen muß. Vielleicht ist dieser Gelbe mit dem Manne identisch, der vor wenigen Nächten das Attentat auf ihn ausführte. Während Ben etwas Unverständliches murmelt, nimmt Lundberg den Revolver nach vorn und tritt vorsichtig auf den Gelben zu. Der bemerkt es nicht, da sich seine Aufmerksamkeit auf Ben konzentriert.

„Nicht rühren," sagt Lundberg laut, „sonst passiert etwas!"

Der Gelbe erstarrt, löscht sofort die Lampe und will lautlos entweichen. Aber da sitzt ihm schon Lundbergs Hand im Genick.

„Keinen Ton," flüstert Lundberg. „Es ist kein Scherz. Wünsche unbedingte Ruhe! So . . . hast du dich gefaßt, mein Junge?" Der Chinese rührt sich nicht. Jetzt läßt Lundberg seine Taschenlampe zum zweiten Male aufleuchten.

„Ben," befiehlt er, „nimm dem Kerl seine Waffe ab."

Der Neger gehorcht. Er durchsucht die Seitentaschen des Chinesen und findet einen Revolver. Inzwischen betrachtet Lundberg das Gesicht des Gelben. „Du kommst mir ziemlich bekannt vor," sagt er endlich. „hist du nicht der Bursche, der auftragsgemäß auf mich geschossen hat? Aber das ist mir augenblicklich gleichgültig. Du mußt jetzt genau aufpassen, was ich dir sage . . ."

Er läßt ihn frei, der Chinese steht regungslos im Licht der Laterne. „Also, geh hinein zu deinen Leuten und melde Charly Hick, daß Sven Lundberg vor seiner Tür steht. Lundberg hat eine kleine Wache mitgebracht, ungefähr zwölf Mann . . . alles tüchtige Leute und gut bewaffnet. Das ganze Haus ist umstellt . . . an ein Entweichen ist nicht zu denken. Ein Kaninchenbau hat viele Löcher. Aber jedes Loch ist besetzt, verstanden? Verweigert Charly Hick den Eintritt, so werden wir mit Gewalt eindringen. Und noch eins: Lundberg will nichts Böses von dem Manne mit den blauen Augen, er will nur ein paar Worte mit ihm sprechen . . ."

Damit gibt er den Gelben frei. Im Licht seiner Lampe steht er ihn durch den Gang verschwinden. Dieser Gang ist hinten durch eine Tür abgeschlossen. Dann löscht er die Lampe und wartet mit Ben in der Dunkelheit. Es vergehen zwei Minuten, darauf öffnet sich hinten die Tür. Die Oeffnung ist hell erleuchtet.

In der Oeffnung steht ein Mann, ein riesenhafter Mensch, nur mit Hemd und Hose bekleidet.

„Bist du es, Sven?" dröhnt eine Stimme.

Lundberg drückt dem Neger die Hand. „Warte hier auf mich," flüstert er ihm zu. Langsam und ruhig geht er den Gang hinunter, auf den Riesen zu. Vor ihm stehend, reicht er ihm die Hand.

Der Riese nimmt sie ruhig an. Dabei mustert er Lundberg mit grohem, starrem Blick. „Guten Morgen," sagt Lundberg, „hat er dir etwas bestellt, der Kleine?"

Er spricht in seiner ruhigen, eleganten Art und hält dabei dem Blick seines Gegners lächelnd stand. Der Riese ist breit und herkulisch gebaut. Seine Hände hält er in den Hosentaschen vergraben. Die Schultern tragen einen wohlgeformten, glattrasierten und ausdrucksvollen Kopf. Der Mann ist vielleicht fünfzig, aber vollkommen ergraut. Auffallend sind seine überaus hellen, wasserblauen Augen und der brutale leicht geöffnete Mund.

„Wozu diese Komödie," sagt der Mann endlich. „Ich hätte dich auch empfangen, Sven Lundberg, wenn du deine Leibgarde zu Haute gelassen hättest."

Lundberg lächelt. „Danke schön, mein Junge. Es ist besser so. Seitdem mir dein Freund George den kleinen Gelben auf den Hals schickte, bin ich vorsichtig geworden. Darf ich eintreten? Ich möchte hier keinesfalls in der Tür mit dir sprechen."

Der Riese weist sich herum und geht voraus. In der Mitte des Raumes bleibt er stehen. Eine an der Decke befestigte Glühbirne erhellt den Raum. Es ist nichts als ein Lumpenkeller: große Altmetallhaufen, Papierfäcke. Es riecht entsetzlich.

„Du bist unentwegt der alte Romantiker," sagt Lundberg. Der Riese beharrt in der gleichen Stellung, die Hände in den Hosentaschen. „Bitte, du hast mir etwas zu sagen . . ."

„Aber nicht hier, mein Junge. Der Geruch ist mir zu unangenehm. Dein Privatkontor wird in der Einrichtung keinesfalls diesem Vorraum entsprechen, so wie ich dich kenne. Du hast immer den Luxus geliebt. Ich bin begierig, da hinten einzutreten . . . außerdem möchte ich deinem Freunde George wieder einmal die Hand drücken. Er ist so ein famoser Bursche . . ."

Der Riese zaudert einen Augenblick. Dann geht er auf die Tür zu, die im Hintergrunde liegt, öffnet sie. Lundberg ist überrascht. Das hat er nicht vermutet. Er kennt zwar

Lollands ausschweifenden Geschmack, aber dieses hier übertrifft alle Erwartungen.

Ein großer, tiefer, seltsam beleuchteter und ausgestatteter Raum: Decke und Wände bestehen aus transparenten Pergamentfaltetten, durch die gelbes Licht hindurchschimmert. Der Boden ist mit wundervollen Perserteppichen ganz ausgelegt. Auf diesen wunderlichen Raum sind nur wenige Möbel verteilt: eine Reihe von Tischen und Sesseln aus silberblitzendem Metall.

Ungefähr zehn Menschen stehen im Raum, blicken ernst, ja fast uninteressiert, auf die Eintretenden. Lundberg kennt diese Haltung: es ist nichts als Selbstdressur. Im Innern brennen alle diese Leute lichterloh. Es sind fast alles junge Menschen, antiquarisch, etwas brutale Gesichter, aber feine aristokratische Physiognomien darunter. Sie sind elegant gekleidet, mehrere haben sich ihrer Schals entledigt. Auch der kleine Mongole steht in der Gruppe.

Nils steht breitbeinig vor Lundberg, die Hände immer noch in den Taschen. Sein Gesichtsausdruck ist gemacht gleichgültig.

„Heh," sagt er, „nette junge Leute, was? Du kannst ruhig vor ihnen sprechen."

„Und George?" fragt Lundberg. „Wo steckt er, der Herr Minister?"

„Er ist nicht anwesend," grinst der Riese. Lundberg sieht sich im Raum um. Ah, dort zeichnet sich deutlich der Rahmen einer Tür ab. Die Türfüllung besteht allerdings auch aus Lichtfaltetten.

Kurz entschlossen tritt er auf diese Tür zu, öffnet sie, ohne daran gehindert zu werden.

Das Privatkontor. Ein kleiner, rotangeschlagener, eleganter Raum. Auf dem breiten Schreibtisch brennt eine gelbverhängte Lampe. Sonst kein Licht.

Und hinter dem Schreibtisch sitzt der kleine Grane. Er bleibt ruhig sitzen, als Lundberg eintritt, lehnt sich sogar zurück, seine Augen hinter den altmodischen Gläsern zwinkern. Gleich hinter Lundberg ist der Riese eingetreten und schließt die Tür. Die drei Männer sind allein.

Lundberg sagt sich gegenüber dem Schreibtisch in den einzigen Lederstuhl sollen. Dabei haftet sein Blick interessiert auf der Erscheinung des kleinen Grauen.

„Aha," lächelt er sarkastisch, „die Ratte hat sich in den äußersten Winkel verkrochen. Guten Tag, mein lieber George."

Anzunehmen ist der Riese neben George getreten. Nachdenklich streicht er übers Kinn, nachdenklich mustert er seinen Besucher. Doch George ist ein anderes Temperament als der Riese, er ist nicht gewillt, sich diese Sprache bieten zu lassen.

„Ah," sagt er, „der Rattenbeißer hat wohl die Polizei mitgebracht?"

„Wenn du allein gewesen wärst, George," antwortet Lundberg, „hätte ich mich nicht lang besonnen. Mit Nils kann ich es nicht machen, leider . . ."

Der Riese beugt sich vor. „Also nicht die Polizei? Was willst du von mir?"

„Ich muß mich wohl kurz fassen, mein Lieber. Schade, meine Zeit ist bemessen. Es war schwierig, meine Leute da draußen so zu gruppieren, daß sie nicht auffallen. Allzulange darf ich sie nicht allein lassen. Zunächst möchte ich dir erklären, Nils Lolland, daß ich den Schuß des kleinen Chinesen nicht auf dein Konto buche. Deinen bin ich nicht schuldig. Das war Georges Arbeit. Wie überhaupt der kleine graue Halunke dort dein böser Geist ist . . ."

„Er will seine Geschäftsbücher mit dir abstimmen," grinste George.

„Das würde ein seltsames Resultat ergeben, Nils," antwortet Lundberg lächelnd. Nils Lolland verharrt noch immer in der gleichen Haltung. Doch seine Stimme ist heiser geworden.

„Zur Sache," sagt er.

„Gut. Zunächst möchte ich dich fragen, warum du meiner Aufforderung, dich mir zu stellen, nicht nachgekommen bist."

„Ah . . . dieses einsame Schachspielen ohne Gegner war also als Aufforderung zu betrachten?"

„Du hast mich recht gut verstanden, Nils. Ich konnte deiner nicht habhaft werden. Nur George traf ich auf Sankt Pauli. Durch ihn mußte ich dir Nachricht zukommen lassen. Ich wollte dich an die guten alten Zeiten erinnern. Da ich weiß, wie sehr du die Komödie liebst, wollte ich durch die Pantomime des stummen Schachspiels andeuten, daß mir die Erinnerung an jene wundervolle Zeit, als wir so manche Partie gemeinsam spielten, nicht verlorengegangen ist, und daß ich ferner die Absicht hatte, in Ruhe und Frieden mit dir zu verhandeln. Du hast meinen gewaltsamen Besuch vorgezogen."

Nils Lolland senkt den Kopf. Er spielt mit einem Bleistift. Er antwortet nicht, verharrt in Schweigen.

Lundberg setzt seine Rede fort.

„Vor fünf Jahren, in Hongkong, sahen wir uns zum letzten Male, mein Junge. Damals schon konnte ich deine Art der Arbeit nicht kontrollieren. Heute weiß ich, was du treibst seit zehn Jahren . . . du organisierst das unterirdische Verbrechertum, du bildest Banden in aller Welt. Bis du auf diesen Weg gekommen bist . . . ich weiß es nicht. Doch nehme ich an, daß dein Freund George den Hauptteil der Schuld trägt. Damals vor zwanzig Jahren als wir uns trennten . . . gleich nach der Affäre des spanischen Goldschiffes, damals, als du mich in Zorn und Wut stehen ließest, weil du dich von mir betrogen fühltest, damals warst du noch ein reiner Mensch mit sauberen Händen."

Nun blickt der Riese auf. Seine wasserhellen, nordischen Augen starren in die Sven Lundbergs. Er atmet heftig. „Also deshalb bist du gekommen? Willst mir eine Moralpredigt halten? Du . . . du, der du selber einer von denen bist, die über Leichen gehen? Du bist mir der Rechte . . . du Ausbeuter der Menschheit!"

Lundberg ist schwerlich berührt. „Du weißt nichts von meiner Arbeit. Deshalb verzeihe ich dir, mein Junge. Aber ich habe leider keine Zeit, dir meine Tätigkeit zu erklären. Jedenfalls bin ich hierher gekommen, um dich in Erinnerung an unsere alte Kameradschaft zu beschwören, von dem Wege, den du augenblicklich gehst, abzuweichen. Ich weiß, daß du zum zweiten Male seit der chinesischen Affäre verrückt, meine Geschäfte zu durchkreuzen. Ich weiß, daß du das Geschäft, das ich augenblicklich abwickeln will, auf deine Art und Weise machen willst. Das dulde ich nicht, sage ich dir. Denn ich kenne dein Endziel: Du willst die Frau, um die es sich hier handelt, zugrunde richten, mit deinen Mitteln ruinieren. Das kommt nicht in Frage. Also höre meine Warnung: Mit allen Machtmitteln werde ich deine Pläne durchkreuzen. Wenn es nicht anders geht, werde ich sogar den Weg einschlagen, den ich bisher vermieden habe."

Lundberg erhebt sich. Des Riesen Gesicht übergießt sich mit dunkler Röte. Seine geballten Fäuste stützt er auf den Tisch. So hält er den Blick Lundbergs stand.

„Aha," sagt er, „wenn ich dich recht verstehe, willst du mich verraten . . . an die Polizei verpfeifen."

„Ich habe das Wort nicht ausgesprochen, Nils."

„Du bist aber nicht mißzuverstehen . . ."

„Gut, du weißt Bescheid."

„Falls ich also nicht von der Sache Hagedorn zurücktrete, wirst du mich verpfeifen. Das ist deine . . . Dankbarkeit, Sven Lundberg!"

Lundberg lächelt. Aber in diesem Lächeln lebt Pein und Leid. „Das muß du mir sagen, Nils? Ich weiß genau, was zwischen uns liegt. Du hast mir das Leben gerettet, damals in der wahnwitzigen Brandung. Du setztest dein Leben für mich ein. Ferner warst du es, der das Goldschiff entdeckte. Dir habe ich es zu verdanken, daß ich den Grundstein zu meinem heutigen Vermögen legen konnte. Aber . . . du hast dir für all das einen Freibrief ausgeschrieben. Das dulde ich nicht. Schluß. Laß von der Sache Hagedorn. Ich warne dich. Das Eigentum der Frau Hagedorn darf von dir nicht angetastet werden. Das ist Raub. Sie ist eine wehrlose Frau. Schluß. Meine Zeit ist zu Ende."

Nils öffnet leicht den Mund. Da beugt sich der kleine Graue vor. „Ah . . . sieh an, er ist verliebt, der gute Lundberg."

Lundberg stimmert sich nicht um den Hohn.

„Du weißt also Bescheid, Nils. Wenn du noch einen Funken menschliches Gefühl in dir hast . . . laß ab von Ingrid Hagedorn."

Er reicht dem Riesen die Hand. Doch der zeigt ihm seinen Rücken. Lundberg zuckt zusammen. Dann geht er.

Er findet die kleine Gesellschaft in der gleichen Haltung wie vorhin. Immer noch stehen sie schweigend herum. Es ist ihnen anscheinend nicht allzu wohl. Sie fürchten das Eindringen der gegnerischen Gruppe. Es würde Kampf und Wut bedeuten. Sie schießen das nicht. Lundberg schlägt die Tür hinter sich zu. Eile ist geboten. Er läßt seine Taschenlampe aufblitzen und zieht den schwarzen Ben, der immer noch auf ihn wartet, mit sich fort. Sie hasten die Treppe hinauf. Aber niemand folgt ihnen.

Endlich stehen sie wieder auf der Gasse, rufen eine vorbeifahrende Autodroschke an. Sven Lundberg atmet tief auf.

Ueberraschender Besuch

Eustace und Stan stehen am Heck der kleinen „Christa". Um sie herum brackiges, blinkendes Wasser, einige Fischerboote mit gefleckten Segeln, am Ufer nichts als niedriges Weidenland, die Marsch. Diese Einsamkeit mit dem schmalen Arm, der als Fischerbasen dient, liegt zwei Stunden Fahrt von Hamburg entfernt. Sie haben die Einsamkeit aufgesucht, um dem Werke, das ihnen von ihrer Königin auferlegt wurde, mit Demut zu dienen.

Ein trüber Tag. Die Sonne, die wochenlang aus heiterem Himmel strahlte, verbirgt sich hinter grauer Wolkenschicht. Es ist elf Uhr am Morgen. Man hat eine kleine Frühstückspause eingelegt. Man arbeitet jetzt den dritten Tag. Eustace schreibt an einem Werk über die irische Kolonisation Nordamerikas, ein Thema, das jeden Amerikaner irischer Abstammung interessiert. Das heißt: er hat mit den Vorarbeiten begonnen. Es steht bis jetzt noch nicht eine einzige Zeile. Stan dagegen hat auf seiner kleinen Maschine schon zwanzig Seiten geschrieben. Er versetzt seine Lebenserinnerungen unter konsequenter Ablehnung der früher so hoch gesteckten Ziele. Man hockt den ganzen Tag unterm Sonnendeck. Frau Ingrid ist leuchtendes Ideal.

Man hat Frau Ingrid in Kenntnis gesetzt. Ein langer, sorgfältig ausgearbeiteter Brief ist an sie abgegangen. Die Antwort kam bald, sie war selbstam kurz. Sie freue sich, daß Stan und Eustace sich entschlossen hätten, ihrem alten Leben den Abschied zu geben. Sie nehme diesen Entschluß zur Kenntnis. Es würde nicht lange dauern, dann käme ein Tag, an dem sie den beiden ihren Besuch abstatten würde . . .

Am gleichen Tage sandten Stan und Eustace einen Bericht nach Meywork, einen sehr kümmerlichen Bericht. Mister Mc. Chord hatte lange mit dem Kopf geschüttelt. Und dann die Sache als Laune aufgefaßt. Sein Telegramm lautete folgendermaßen: „Dir leid verrückt geworden. Baldige Besserung. Was ist mit Lundberg?"

Sie haben ihm nicht geantwortet. Beide sind finanziell völlig unabhängig, sie haben durch ihre kolossalen Unternehmungen ein ansehnliches Vermögen erworben. Sie können es sich leisten, den Weg zu gehen, kommen Zielen ohne Gewissensbelastung einzuschlagen.

Die Frühstückspause ist beendet. Man setzt sich von neuem an die Maschinen. Merkwürdigerweise tippt Stan, der Pilot, emsig drauf los, während Eustace, der Journalist, finster vor sich hinstarrt. Immer mehr sieht er ein, wie trocken und unergiebig das Thema ist, das er sich gewählt hat. —

In diesem Augenblick bemerkt Karl Windhand, der kleine Steward der Amerikaner und augenblickliche Herr des Schiffes, da der Kapitän nach Hamburg gefahren ist, daß ein Motorboot auf die „Christa" zuschießt. Zwei Damen befinden sich am Heck.

Er meldet es sofort den beiden Schreibmaschinenkünstlern. Sie schießen in die Höhe. Inzwischen fährt die Barkasse einen kleinen Bogen. Am Heck weht das Sternenbanner. Jetzt haben die beiden Damen Stan und Eustace entdeckt, sie winken mit Taschentüchern. Die Freunde mißtrauen ihren Sinnen. Aber — das ist doch nicht möglich . . . das sind doch Märta und Linda Lundberg . . .

„Hallo," ruft Linda herüber, „guten Tag, wir machen euch einen Besuch."

Und schon kommt die Barkasse heran, legt sich an die schmale Landungsbrücke. Stan und Eustace springen hinzu und sind ihren alten Freundinnen behilflich. Große gegenseitige Musterung. Linda drängt sich fest an Stan heran. Der ist einigermaßen betreten. „Mädchen, wir haben keinen Kuß. Stop? Wir haben uns doch damals heimlich in Miami verlobt?"

Dabei schüttelt sie sich aus vor Lachen. Eustace findet es unpassend, daß Linda so mit den Vorarbeiten begonnen. Es steht bis jetzt noch nicht eine einzige Zeile. Stan dagegen hat auf seiner kleinen Maschine schon zwanzig Seiten geschrieben. Er versetzt seine Lebenserinnerungen unter konsequenter Ablehnung der früher so hoch gesteckten Ziele. Man hockt den ganzen Tag unterm Sonnendeck. Frau Ingrid ist leuchtendes Ideal.

Märta berichtet. „Ja, denkt euch, wir haben von euch gehört, vielmehr in den Zeitungen gelesen. Unseren herzlichsten Glückwunsch! Wir sind nämlich zufällig in Hamburg mit Vater Sven auf der „Ophir". Wir kommen von Ostasien, machen eine kleine Weltreise. Und wie geht es euch? Warum wohnt ihr nicht in Hamburg, sondern auf diesem Hausboot? Was bedeutet diese ganze Situation?"

„Aber ich begreife nicht," antwortet Eustace fast finster, „wie ihr uns gefunden habt?"

Linda ist gereizt. „Aber freut ihr euch denn nicht, daß wir gekommen sind?"

„Natürlich, natürlich . . ." beschwichtigt Stan, „aber nun möchten wir gern wissen —"

„Wie wir hierher gekommen sind," fällt ihm Linda ins Wort. „Oh, sehr einfach. Wir hatten gelesen, daß man euch ins Sanatorium gebracht hat. Eine telephonische Anfrage genügte. Wir mußten zwar eine ganze Weile warten, aber dann nannte man uns diese Elbinsel und erzählte von dem Hausboot."

„Hm," meint Eustace zu Stan gewandt, „der Wiedemann hat uns verraten."

Linda ist empfindsam verletzt. „Aber freut ihr euch nicht über unseren Besuch? Märta . . . wir gehen."

Stan hält sie zurück. Dann verschwinden alle vier in der Kajüte der kleinen „Christa". Man sitzt um den runden Tisch herum. Die Mädchen sind jetzt ernst, sogar etwas betreten. Man will wissen, was Stan und Eustace hier in dieser Einsamkeit auf dieser elenden Barkasse zu suchen haben. Man betrachtet kopfschüttelnd die kleinen Schlafkojen mit den ratzenwirklichen Decken.

„Seit Miami ist viel Sand durchs Glas gelaufen," antwortet Eustace geheimnisvoll.

„Wenn du philosophieren willst," entgegnete Linda wütend, „dann erkläre ich dir, daß du ein großer Schafskopf bist."

Märta lacht. „Laß sie doch. Ich sehe, daß wir uns nichts verraten wollen. Sag ihnen jetzt, warum wir herübergekommen sind. Wir wollen sie nicht allzulange stören."

„Du hast recht, Märta. Wir wollen es ihnen gleich verraten. Hört mal, Jungens, ihr müßt uns einen Gefallen tun. Hauptsächlich handelt es sich um Eustace. Eustace, wir wissen, daß du eine alte Spürnase bist."

„Was du für komische Ausdrücke gebrauchst," antwortete Eustace beleidigt. „Wie meinst du das mit der Spürnase?"

Linda erregt: „Jungens, Jungens, was ist nur mit euch los! Ihr seid nicht wiederzuerkennen, ihr seid so vollständig vertrottelt."

„Gut, wir sind vertrottelt," antwortet Eustace finster, „nun rede endlich vernünftig und sage uns, was ihr von uns wollt."

Jetzt nimmt Märta das Wort. „Die Sache ist ziemlich einfach. Wir liegen schon seit geraumer Zeit mit der ‚Ophir' im Hafen. Und denkt euch, Vater verläßt Nacht für Nacht das Schiff. Und zwar in einer Verkleidung, so einer Art Steuermannsuniform."

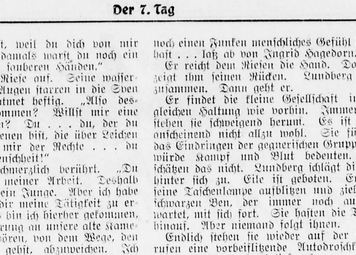
„Er wird dummeln!" rief Stan dazwischen.

„Nein, er dummelt nicht. Das wissen wir bestimmt. Er hat uns offen erklärt, daß er in ein geheimnisvolles Abenteuer verstrickt ist. Unglücklich, was?"

„Hm," meint Eustace, „du weißt ganz genau, Märta, daß dein Vater ein Mann ist, der sein Geld nicht vom Bureaustuhl aus verdient."

„Willst du damit sagen," erwiderte Linda hitzig, „daß Sven ein Abenteurer ist?"

(Fortsetzung folgt.)



Wenn es wieder Frühling will werden,
Fallen die Blumen herab zur Erden,
Die Berge knien am Himmelssaum;
Die Quellen rinnen, die Vögel schlagen,
Kein Schmerz hat Tränen in diesen Tagen,
Kein Herz zu trüber Ahnung Raum.
Gott Vater geht durch die Schöpfung still,
Wenn's wieder Frühling werden will.

Und soll dir Frühling im Herzen blühen,
So mußt du wandern, so mußt du ziehen
Mit jungen Liedern im Morgenschein;
Und fühlst du's schwingen und hörst du's klingen,
Mit seligen Armen dich umschlingen,
Und Erd' und Himmel alles dein,
Und Gottes Wandeln durch dein Gemüt:
Dann, Herz, erjauchze, dein Frühling blüht!

Georg Scheuelin

Jannings erste Filmrolle

Künstler ringen mit der launischen Glücksgöttin / Ein Gemälde wird mit einem Tönnchen Salzgurken bezahlt / Der König Herodes zupft sich den Bart

In Seiten werden die Lieblinge der Musen auch mit irdischen Gütern so reich bedacht wie der jüngst verstorbene Edgar Wallace, der sich ein Vermögen von mehr als zehn Millionen Mark zusammengeschrieben hatte, oder wie der noch lebende englische Dichter Noel Coward, der jährlich über eine halbe Million Mark, also mehr als sein berühmter Landsmann Shaw, einheimst.

Es ist oft recht vergnüglich zu lesen, in welch seltsamer Weise den Künstlern zu Beginn ihres Erdenwallens der klingende Lohn für ihre Werke zuteil wurde. So hatte einmal der erst später berühmt gewordene Maler Mittkamp die verstorbene Frau eines Düsseldorfer Kolonialwarenhändlers zu malen. Das Bildnis wurde der erste künstlerische Triumph des jungen Meisters. Ergriffen standen der Witwer und die Kinder vor dem vollendeten Gemälde. „Bot ist de Mamma!" riefen sie weinend aus. „Wir haben sie mit eins wiedererkannt am schwarzen Kleid." Die Belohnung entsprach diesem Erfolge. Mit Gönnermiene händigte der Kolonialwarenhändler dem Maler wenig Mark aus! Kleinlaut meinte Mittkamp, das sei doch recht wenig. Worauf der Düsseldorfer ihn begütigte: „Na, ich will mit so sein. Ich schicke Ihnen also noch — ein Tönnchen eingemachte Gürkchen".

Der ewig hungrige Maler wagte diese „Bezahlung" nicht abzulehnen. Als er die vierzig Mark verzehrt hatte, griff er zu den Gurken, die ihm beim Frühstück, beim Mittagsmahl und beim Abendessen als Ersatz für Butter, Wurst und Fleisch dienen mußten. Der nachhaltigste „Erfolg" seiner künstlerischen Leistung war ein Sodbrennen, das ihn ein halbes Jahr lang nicht verließ.

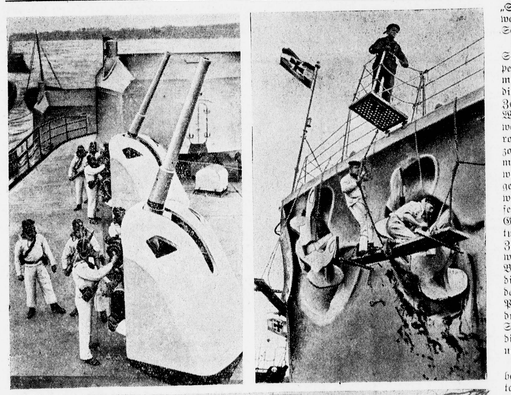
Eine Zumutung war es auch, die man an den beschäftigungslosen Schauspieler Emil Jannings stellte, als er erstmals sein Glück beim Film versuchte. Bei mehreren Gesellschaften sprach er vergeblich vor. Endlich glückte es. Jannings strahlte. Man stellte ihn gegen eine tägliche Vergütung von 25 Mark ein. Dienstfreizeit verlangte er nach dem Manuskript, um sich ungesäumt mit seiner Rolle vertraut zu machen. Das habe er nicht nötig, bedeutete man ihm. Seine Rolle sei ganz einfach. Er brauche nur nach einer aufregenden Verfolgung von der Weidendammer Brücke auf einen darunter fahrenden Dampfer zu springen. Man wird es begreifen, wenn Jannings es vorzog, zunächst weiter zu hungern.

Ueber ein recht ergötzliches Erlebnis berichtete kürzlich Tilla Durieux aus den ersten Jahren ihres Spieles auf den weltbekannten Brettern. Damals trat sie in der „Salome" als Tänzerin der Titelrolle auf. Das Stück durfte in Posen nur ein einziges Mal aufgeführt werden. Der Kassierer war schon vor der Vorstellung mit der Kasse durchgebrannt. Diesem wiederholten Begehren Begum entsprach der Leiter des Friedensrichter mit allen fertig: „Sonst noch etwas?" — „Nein", meldete der beschlußhabende Schutzmann. „Dann fort mit Euch! Mein Mittagessen!" Die Frau Friedensrichter verschwand wie der Wirbelwind. Das Letzte, was Schuhleute und Sünder von ihr hörten, war ein Seufzer der Erleichterung, der aus der Küche herausklang und von einem leicht brenzlichen Geruch begleitet wurde: „Ein Glück! Die Kartoffeln haben erst eben angefangen schwarz zu werden."

***

Ein Wahlredner verirrt sich

1 Ein seltsames Mißgeschick widerfuhr einst Lloyd George während des Wahlkampfes. Als er zur Nachtzeit in seinem Kraftwagen über die Landstraße raste, einem Orte zu, in dem er eine Rede zu halten gedachte, versagte das Auto plötzlich. Weit und breit kein Mensch zu sehen. Lloyd sprang voller Aufregung aus dem Wagen, lief eine Strecke und machte schließlich vor einem großen Gebäude halt. Er klingelte. Ein Pförtner in Uniform öffnete. „Ich habe einen Defekt", sagte der Parlamentarier, „ich bin Lloyd George . . ." Der Pförtner unterbrach ihn: „Dann kommen Sie nur herein! Wir haben schon mehr von Ihrer Sorte." Der ob dieser merkwürdigen Antwort etwas verdutzte Ankömmling wurde mit sanfter Gewalt in das Haus „geleitet". Es stellte sich bald heraus, daß Lloyd George in eine Irrenanstalt geraten war. Man sieht, das Amt des auch zur Nachtzeit tätigen Wahlredners ist von Gefahren umlauert, von denen der gewöhnliche Sterbliche nichts ahnt. Und nicht alle Politiker genießen eine solche Volkstümlichkeit wie Lloyd George, den auch der herbeieilende Irrenarzt sofort erkannte und laufen ließ.



Wieder Flottenschau in Swinemünde

Am Sonntag fand in Swinemünde die alljährliche große Flottenschau statt, zu der Teile der Nord- und Ostsee-Flotte zusammengezogen wurden. Die Bilder zeigen: oben links: Flugzeugabwehrgeschütze an Deck des Kreuzers „Königsberg", rechts: das Großreinemachen als der Auftakt jeder Flottenschau. Auch der Anker erhält einen neuen Anstrich. Unten: Die Swinemünder Bevölkerung bewundert den am Lotsenamt festgemachten Kreuzer „Königsberg" und seine Langrohrbatterien.

Die historische Canossaburg zerstört

Die Burg Canossa in Oberitalien, jenes durch den Bußgang Heinrichs IV. zu Papst Gregor VII. bekannte Schloß, hat durch einen Sturm stark gelitten. Das Haupttor ist eingestürzt, und auch für den übrigen Teil der Ruine besteht große Einsturzgefahr. Wohl hat es an Versuchen nicht gefehlt, die überaus bemerkenswerte Ruine zu erhalten, sie haben jedoch den weiteren Verfall nicht zu verhindern vermocht.

Der Schuh als Symbol

1 Die Schuhmacher führten im Wappen Schuhe und Stiefel im goldenen Felde; Patrone dieser Zunft waren die Marthyrer Crispinus und Crispinianus. Mit dem Schuhmachern waren zu einer Zunft vereinigt die Schuhflicker, auch Oelbrüser, Altmacher genannt. Bei den Alten trug man Sandalen; um zum Schutze gegen die Kälte bediente man sich der Schuhe, die aus Bast, Holz, Leder gemacht waren. Im Mittelalter trieb man mit den Schuhen großen Luxus, und es mußten zumeilen die Kleiderordnungen dagegen auftreten. Die Gesellen des Handwerkes hießen „Schuhknechte", die in Frankfurt am Main waren berühmt wegen ihrer Geschicklichkeit im Schwerttanze.

Auch in den Familienwappen kommt der Schuh als Wappenbild vor, z. B. in den Wappen der Grafen von Scheyern. Es gibt viele mehr oder weniger begründete Sagen, welche die Entstehung der Familienwappen auf die Zeit der Kreuzzüge zurückführen. So wird das Wappen des Erzherzogtums Oesterreich (ein weißer Querbalken oder eine weiße Binde in rotem Felde) aus der Erzählung erklärt, Herzog Leopold der Siebente sei bei der Erstürmung von Ptolemais so mit Blut bedeckt gewesen, daß sein weißer Waffenrock ganz rot gefärbt war und nur unter dem Schwertgurte weiß blieb. Der Schuh im Wappen der Grafen von Scheyern soll davon herstammen, daß Graf Eckert seinen Schuh statt des Bannertuches auf die Lanze steckte. Auch in späterer Zeit ist einmal der Schuh als Feldzeichen erwählt worden. Im Bauernkriege war der Bundschuh — ein Schuh mit Riemen, wie ihn die Bauern des 16. Jahrhunderts trugen — das Feldzeichen der Aufrührer; auch wohl das Pfingrad, das Rädel, wovon einige den Ausdruck „Rädelsführer" ableiten. Schuh oder Stiefel in einem Gnadenbilde zeigte an, daß die Zunft der Schuhmacher daselbst verlehnte und ihre Herberge hatte.

Das Wort Schuh kommt von der Wurzel sca, bedecken; das Wort Stiefel wird von dem lateinischen aestivale abgeleitet und bezeichnete ursprünglich die aus leichtem Leder bestehende Sommerbekleidung des Fußes.

In den Rechtssprüchwörtern der Vorzeit wird zuweilen der Schuh genannt, z. B. in dem Sprüche: „Wer Leder gerbt, soll nicht Schuhe machen." Die Vereinigung mehrerer Gewerbe in einer Hand war nach den alten Zunftordnungen regelmäßig untersagt. „Wer baut, soll nicht backen, wer gerbt, soll nicht schustern." Ein jeder sollte sich mit seinem Handwerk begnügen. Als Grund wurde angegeben: „Das Handwerk fordere einen ganzen Mann; wer mehrere Gewerbe treibe, kenne keines gründlich und müsse zuletzt betteln gehen"; daher das Sprichwort:

„Gar oft verdirbt ein Handwerksmann,
Der viel Gewerb und Handwerk kann."

Weil alte abgetragene Schuhe unbrauchbar und zu nichts nütze sind, so werden sie in den Rechtssprüchwörtern als Gleichnisbild des Veralteten, außer Gebrauch Gekommenen gebraucht, z. B in den Sprüchen über das Gewohnheitsrecht: „Schuhe verwirft man leicht"; „Was ungewohnt ist, kommt zu Schuhen".

Im altdeutschen Rechte war der Schuh ein Symbol bei der Adoption, der Legitimation und dem Verlöbnisse. Zuerst zog der Adoptierende den Schuh an, dann der an Kindesstatt Angenommene, hierauf die Freunde und Erben. Der Bräutigam brachte der Braut den Schuh; sobald sie den Schuh an den Fuß gelegt hatte, wurde sie als seiner Gewalt unterworfen betrachtet. Der Schuh war also ein Sinnbild der Ehegewalt, weraus sich die noch heute sehr gebräuchliche Redensart „unter dem Pantoffel stehen" (von Bandtafel-Frauen-Schuh) leicht erklärt. Mächtige Fürsten sandten den Vasallen ihre Schuhe zu. Wenn diese zum Zeichen der Unterwerfung tragen mußten. Auch ist der Schuh wieder Symbol der Gewalt.

In der christlichen Kunst kommen die Schuhe wiederholt als Abzeichen vor. Die Apostel werden stets beschuht dargestellt, im Gegensatz zu den Propheten, welche Sandalen tragen.

H. M.

***

Wenn der Richter Mittagessen kocht

„Was wäre wohl aus uns geworden, wenn der Friedensrichter nicht gerade Mittagessen gekocht hätte?" In diesen Stoßseufzer brachen kürzlich einige Dutzend ehrsamer Bürger in Schenectadn (Newyork) aus. Der Friedensrichter war — zum besseren Verständnis sei es gleich gesagt — niemand anders als die ehrbare Hausmutter Frau Mittie Benedict, die von den Bürgern ihrer Mitbürger auf diesen Posten gesetzt worden war. Eines Tages stand die würdige Dame gerade am Herd und hatte Bratkartoffeln auf dem Feuer. Da pochte es an die Tür, und herein kamen ein paar Schutzleute und 72 Verhaftete. „Bitte, Friedensrichter", meldete der Führer, „wir haben diese Leute beim Glücksspiel überrascht". Frau Benedict war sichtlich unangenehm berührt. Sie wischte rasch die Hände an der Schürze ab, stellte sich vor dem ersten der 72 Sünder auf: „Gewicht?" — „Zuwohl." — „Zwei Dollar Strafe. Gleich zahlen. Der nächste! Auch gewicht?" — „Nein, ich bin der Besitzer der Wirtschaft." — „Fünfzig Dollar Strafe. Der nächste!" In ein paar Minuten war die Frau Friedensrichter mit allen fertig: „Sonst noch etwas?" — „Nein", meldete der beschlußhabende Schutzmann. „Dann fort mit Euch! Mein Mittagessen!" Die Frau Friedensrichter verschwand wie der Wirbelwind. Das Letzte, was Schuhleute und Sünder von ihr hörten, war ein Seufzer der Erleichterung, der aus der Küche herausklang und von einem leicht brenzlichen Geruch begleitet wurde: „Ein Glück! Die Kartoffeln haben erst eben angefangen schwarz zu werden."

***

Eine Seife Kurzweil

Der Frühling ist da — die erste Uebungsstunde

*

Im Restaurant

„Bringen Sie zuerst die Suppe, aber nicht zu heiß — dann zwei gekochte Eier, aber nicht zu hart — danach ein Schnitzel, aber nicht zu scharf gebraten — und zum Schluß den Kaffee, aber nicht zu stark!"

„Sehr wohl, mein Herr — und dazu ein Glas Wasser, aber nickt zu naß!"

(Eidens Team)

*

Der Schornsteinfeger hat versucht, eine Motte zu fangen.

*

In der Mädchenschule

Lehrerin: „Ein unwillkürlicher Muskel ist ein Muskel, der ohne oder sogar gegen unseren Willen sich bewegt, wie zum Beispiel das Herz. Wer weiß noch ein anderes Beispiel?"

Schülerin: „Die Zunge!"

(Nebelspalter)

Hüte Eine Groteske von Friedrich Ritter

Schon geraume Zeit verharrte Frau Knöll vor dem Schaufenster des Hutgeschäftes. Ihr Gesicht zeigte Erauffenheit. Herr Knöll stand daneben. Seine Miene verriet Beklommenheit.

„Ich fürchte, es wird bald regnen," bemerkte er schließlich mit verwirrtem Blick auf den blauen Himmel, „komm, laß uns weitergehen."

„Ein Regenhut? Nein," sagte die Gattin traumverloren, „aber da bringst du mich auf einen guten Gedanken."

Herr Knöll zuckte zusammen.

„Ich möchte bei dieser Gelegenheit gleich einmal sehen, wie mir die neue Hutform steht . . . Beruhige dich, nicht gleich kaufen. Aufprobieren kostet ja nichts."

„Also doch", dachte Herr Knöll und schlich gesenkten Hauptes hinter der Gemahlin drein, die in freudiger Entschlossenheit durch den Eingang segelte.

Während er still die Anpreisungen der Ladeninnen verfolgte und sich mit dem Taschentuch Wind fächelte, wuchsen vor ihr die emsig hereingetragenen Hüte allmählich zu Bergen.

„Dieser vornehme breitkrempige Hut mit dem stilvollen Schmuck würde zu mir passen."

„Gewiß, gewiß, gnädige Frau," flötete die Verkäuferin mit herzförmig geöffnetem Mund. „der Hut für die elegante, repräsentable Erscheinung, der Hut für Sie."

Frau Knöll war kurz und dick.

Zutreten suchte sie weiter.

„Oder diese Räuber! apre flott und schick?"

„Ganz recht, Gnädigste", sang der Engel hinter dem Ladentisch, „das ist's, was Sie brauchen, die Kappe der Anmut, die Kappe der reifen Jugend."

Frau Knöll war kinnundfünfzig.

Sie konnte nicht umhin, den guten Geschmack und das treffende Urteil der Angestellten zu bewundern, und beschloß, das Geschäft ihren Bekannten zu empfehlen.

Wie aus weiter Ferne schien Herrn Knöll die Stimme seiner begeistert vor dem Spiegel drehenden Gemahlin zu kommen.

„Sieh mal, August, wundervoll, wirklich wundervoll!"

„Wirklich wundervoll", echote August mechanisch.

„Na also", rief Frau Knöll erfreut, „allmählich wirst du bei diesen reizenden Sachen doch warm."

Das Aufprobieren nahm seinen munteren Fortgang, bis Frau Knöll fand, daß man nicht mehr gut ohne einen Kauf, wenigstens einen kleinen Kauf, hinausgehen könne.

„Hier diesen . . . oder doch lieber jenen . . . nein, den dort . . . 15 Mark? Schön."

Sie hatte gewählt und eilte voran zur Packerin.

August richtete sich etwas auf. Es hätte schlimmer kommen können. Er fuhr in die Tasche, prüfte seine Barschaft und trat dann gefaßt an die Kasse.

„Hier sind die 15 Mark."

„Der Hut kostet 30 Mark."

„Wie bitte?"

„30 Mark, wenn Sie gestatten. Die Dame geruhte, soeben, noch eine andere Wahl zu treffen."

Herr Knöll sank auf einen Stuhl.

Dabei gab es auf dem Sth einen unangenehmen knirschenden Laut; denn der Unglückliche hatte eine dort stehende Pyramide übereinandergeschichteter Strohhüte breitgedrückt.

„Macht insgesamt 105 Mark", sagte der Mann an der Kasse höflich.

„Jetzt werde ich die Mahnbriefe aller meiner Gläubiger als Altpapier verkaufen, dann kann ich vielleicht eine Rate bezahlen!"

*

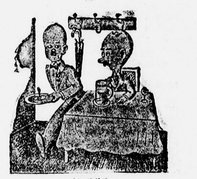
Astronomie

„Man hat schon öfter versucht, das Gewicht des Mondes zu errechnen, aber man ist dabei zu ganz verschiedenen Ergebnissen gekommen."

„Aber das ist doch selbstverständlich. Mal nimmt er ab, und mal nimmt er zu!"

(Herold)

*



Sachlich

„Herr Ober, wie spät?"

„Ich rufe Ihnen sofort den Kellner, der Ihren Tisch bedient."

*

Im Frühling

„Wenn du mich küßt, werde ich laut schreien!"

„Aber Käthe, doch nicht vor all den Leuten hier!"

„Dann laß uns an einen ruhigeren Ort gehen!"

(Tit-Bits)

Der Neurotie

„Albert, Freundchen, bist Du aber schlank geworden!

„Was soll ich machen? Meine Frau hat einen kranken Magen und darf seit einiger Zeit nur Obst und Gemüse essen . . ."

(Nire)

*

Fatal

„Gestern habe ich dem Schröder das „Du" angeboten — heute kommt er und will mir um 50 Mark anpumpen!"

„Das sieht ihm ähnlich! Warum nimmst Du auch dem ausgerechnie das „Du" anbieten?"

„Ich wollte selber 100 Mark von ihm borgen!"

(Berliner Tiebde)

Der Korb

Zacharias Haberbitzl marschiert, den schweren Korb auf dem Buckel, wieder heimwärts. Heudend und hühnend geht er die Lowisenstraße entlang. Da begegnet ihm der Mistbauer Pankrazius Stoißenhuber. Haberbitzl tut ihm leid und er lädt ihn ein, auf seinem Wagen mitzufahren.

Haberbitzl sofgt der freundlichen Einladung. Er setzt sich hinten auf den Wagen.

Als der Stoißenhuber sich nach einiger Zeit umschaut, sieht er, daß Haberbitzl immer noch den schweren Korb auf dem Buckel hat.

„Aber Haberbitzl," sagt er, „stell do den Korb auim Wagn."

„Na," erwidert Haberbitzl bescheiden. „Dös Rösser ham eh schon genua an mir aischnaufn. I möchd net, daß a no mein schwarn Korb ziagn miaßn."

Der Nervöse

„Ich fürchte, es wird bald regnen," bemerkte er schließlich mit verwirrtem Blick auf den blauen Himmel, „komm, laß uns weitergehen."

„Ein Regenhut? Nein," sagte die Gattin traumverloren, „aber da bringst du mich auf einen guten Gedanken."

Herr Knöll zuckte zusammen.

„Ich möchte bei dieser Gelegenheit gleich einmal sehen, wie mir die neue Hutform steht . . . Beruhige dich, nicht gleich kaufen. Aufprobieren kostet ja nichts."

„Also doch", dachte Herr Knöll und schlich gesenkten Hauptes hinter der Gemahlin drein, die in freudiger Entschlossenheit durch den Eingang segelte.

Während er still die Anpreisungen der Ladeninnen verfolgte und sich mit dem Taschentuch Wind fächelte, wuchsen vor ihr die emsig hereingetragenen Hüte allmählich zu Bergen.

„Dieser vornehme breitkrempige Hut mit dem stilvollen Schmuck würde zu mir passen."

„Gewiß, gewiß, gnädige Frau," flötete die Verkäuferin mit herzförmig geöffnetem Mund. „der Hut für die elegante, repräsentable Erscheinung, der Hut für Sie."

Frau Knöll war kurz und dick.

Zutreten suchte sie weiter.

„Oder diese Räuber! apre flott und schick?"

„Ganz recht, Gnädigste", sang der Engel hinter dem Ladentisch, „das ist's, was Sie brauchen, die Kappe der Anmut, die Kappe der reifen Jugend."

Frau Knöll war kinnundfünfzig.

Sie konnte nicht umhin, den guten Geschmack und das treffende Urteil der Angestellten zu bewundern, und beschloß, das Geschäft ihren Bekannten zu empfehlen.

Wie aus weiter Ferne schien Herrn Knöll die Stimme seiner begeistert vor dem Spiegel drehenden Gemahlin zu kommen.

„Sieh mal, August, wundervoll, wirklich wundervoll!"

„Wirklich wundervoll", echote August mechanisch.

„Na also", rief Frau Knöll erfreut, „allmählich wirst du bei diesen reizenden Sachen doch warm."

Das Aufprobieren nahm seinen munteren Fortgang, bis Frau Knöll fand, daß man nicht mehr gut ohne einen Kauf, wenigstens einen kleinen Kauf, hinausgehen könne.

„Hier diesen . . . oder doch lieber jenen . . . nein, den dort . . . 15 Mark? Schön."

Sie hatte gewählt und eilte voran zur Packerin.

August richtete sich etwas auf. Es hätte schlimmer kommen können. Er fuhr in die Tasche, prüfte seine Barschaft und trat dann gefaßt an die Kasse.

„Hier sind die 15 Mark."

„Der Hut kostet 30 Mark."

„Wie bitte?"

„30 Mark, wenn Sie gestatten. Die Dame geruhte, soeben, noch eine andere Wahl zu treffen."

Herr Knöll sank auf einen Stuhl.

Dabei gab es auf dem Sth einen unangenehmen knirschenden Laut; denn der Unglückliche hatte eine dort stehende Pyramide übereinandergeschichteter Strohhüte breitgedrückt.

„Macht insgesamt 105 Mark", sagte der Mann an der Kasse höflich.

Rösselsprung.

	und	mich	den	sung	li-	früh-	ab-	tüh-
	we	de	gut	teilch	gel	le	ger-	ling
ist	ist		ab-	so	er-	eh	chen	der			ich	ist
be-	gein	sam-		denn	le	so	ble			ble	so	sich
es	mir	schel-	gu-		soll	de		mit-	gen	kam-	dacht
mut	ne	fein	sein	er-	mut	laub	was	men	ge-	ein	sa-
grau	hoch	ble	ge-	bas	nicht	wacht	cho-	nung	and	der	ter
bie-	woo-	bas	laub		wie	get		es	sie-	ge-	ter
ist	so	ein		mit	der	hau-	lich		wie-	blüh-	aut
bum	mel-		fen	ger	ba-	find	me-	en		nel-	men
		ble	gar-	au	es	wind	en	schen	blu-		
	ge	laub	loc-	ist-	be	der	be-	ble			

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 = männlicher Name
4 5 2 6 8 6 3 = männlicher Name
5 2 3 8 2 8 = Dichter
3 6 1 1 2 = Meeresier
6 1 6 2 = Blasinstrument
6 5 8 = Organ
6 1 = Stadt in Sibirien
8 = Note

Zahlenrätsel.

Die Ziffern in den Feldern der Figur sind durch entsprechende Buchstaben zu ersetzen, so daß die waagrechten Reihen folgendes bezeichnen: 1. eine oldenburgische Hafenstadt, 2. ein Obst, 3. ein Teil des Freistaates Thüringen, 4. einen Herzog von Kurland, 5. eine Kurchengattung und die in den acht seltgedruckten Feldern befindlichen Buchstaben eine Obstart.

1	2	3	4	5
3	6	7	5	8
2	5	9	10	10
1	11	2	12	13
9	13	4	5	13

Anreihung.

	rer umi now	
eib	ruf	acha	eda
nde	bed	itz	ifi

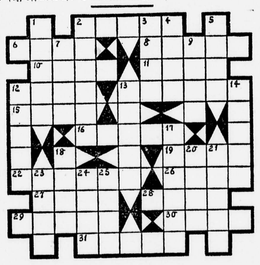
Die Quadrate sind seitlich so aneinander zu reihen, daß die Buchstaben, der Reihenfolge nach gelesen, ein Zitat aus Goethes „Faust" ergeben.

Silbenrätsel

Aus den Silben:
a — bal — di — en — en — fen — ga — gat — ge — ger — he — hen — ho — ju — ka — kel — li — ling — ne — — o — o — on — re — ri — row — sis — star — stau — ta — ta — te — te — te

Aus den 33 Silben sind 10 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Bezeichnung für das Jahr 1932 in literarischer Hinsicht ergeben.

Bedeutung der Worte: 1. Eins der Bücher Moses, 2. kanadische Provinz, 3. Verwandter, 4. Stadt in Mecklenburg, 5. switscher Gott, 6. Maikäferlarve, 7. Passionssonntag, 8. Mondgöttin, 9. türkisches Fürstengeschlecht, 10. Ruderund segelsportliche Veranstaltung.



Die Wörter bezeichnen:
Waagerecht: 2. Geldbehälter, 6. italienische Stadt an der Adria, 8. Laubbaum (Plural), 10. Nordergrenze, 11. Gesangsstück, 12. Gebirgsübergang, 13. Stadt in der Provinz Hessen-Nassau, 15. Schwimmvogel, 16. Nagetier, 19. Fluß und Ostseebad in Pommern, 22. Angehöriger eines mittelalterlichen Kriegesstandes, 26. Linker Nebenfluß der Fulda, 27. Handwerksgesang, 28. Stadt in Böhmen, 29. Männername, 30. Herrschertitel, 31. Wasserstand, 32. Waldmeisterlingslarve. — Senkrecht: 1. Heiliges Buch der Mohammedaner, 2. Herrschertitel, 3. Waldmeisterlingslarve, 4. Göttin der Zwietracht, 5. Anspruche, 7. Würge, 9. Traubenernte, 12. Männername, 13. Männliches Haustier, 14. Ungarischer Operettenkomponist, 17. Lyrische Gedichtart, 18. Lebensbauch, 20. Waradeis, 21. Bad in Thüringen, 23. Heiliger Vogel der alten Aegypter, 24. Lebewesen, 25. Weibliche Gestalt aus „Lohengrin".

Ergänzungsaufgabe.

a, ge, ka, na, ni, nue, o, be.

Durch Hinzufügung einer Mittelsilbe soll aus je zwei der obigen Silben ein dreisilbiges Wort gebildet werden, so daß vier Worte von folgender Bedeutung entstehen: 1. Bezeichnung einer Straße, 2. eine spanische Festung, 3. eine alte Stadt am Tigris, 4. ein Getränk. Bei richtiger Lösung nennen die hinzugefügten Silben eine Heilige.

Auflösungen aus Nummer 3

(Ein dramatisches Straßenereignis.)

Das ist hinter der Ecke los!

Lösung der Schachaufgabe:

Weiß	Schwarz
1. Da5—c3	Kd5 bzw. Ke7
2. Se4 bzw. Df6+	K:e4 (Bd6) bzw Ke8
3. Lf3# (Sf6#) bzw. Lh5#	

Lösung des Diamanträtsels: A
L b
Ibis
Vorhang
Margarete
Silberfisch
Richard Wagner
Hauptwörter
Schlangen
Sinnig
Sonde
Er
Richard Wagner.

Lösung des Silbenrätsels: Königsberg, Lachner, Etsch, Jeremias, Neuhaus, Ebereschе, Uhuarow, Nimini, September, Arient, Szamitan, Hattingen, Elbing. — Kleine Ursache, große Wirkung.

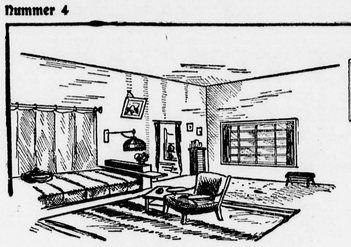
Lösung des magischen Quadrats: 1. Rose, 2. Anam, 3. Salm, 4. Emma.

Lösung des Kreuzworträtsels:
Waagerecht: 1. Kartell, 5. Bach, 8. Hafer, 9. Rahmen, 12. Fran, 13. Bisi, 14. Zone, 16. Meer, 18. Spa, 20. Selen, 22. Autor, 24. Tee, 25. Tank, 27. Mer. 29. Aber, 32. Leda, 33. Miseno, 35. Erker, 36. Nana, 37. Erotik.
Senkrecht: 1. Karo, 2. Rube, 3. Cha, 4. Lanze, 5. Bein, 6. Arrest, 7. Hangar, 10. Alle, 11. Mime, 15. Oran, 17. Ente, 19. Polen, 20. Stalin, 21. Leyden, 23. Ukas, 26. Armee, 28. Sara, 30. Deut, 31. Rod, 34. Ar.

Lösung der Einlegeaufgabe: Abie, Leier, Lemke, Leser, Horen, Strecken, Leuben, Kosten, Larmo, Taste, Gerste, Organ, Zeug, Knochen, Posten, Legna, Amtsel. — Heute rot, morgen tot.

Lösung der Ergänzungsaufgabe: Avenue, Geronа, Nimive, Kakao. — Veronika.

Lösung des Versschrätsels: Henriette Sontag.



HEIM UND HOF

Ein praktisches Weidegattertor

Von H. Lemke

Als Weidegattertore sind sehr oft Einlegebäume oder in Ketten eingehängte Bäume anzutreffen. Hat man diese noch Beendigung des Weideganges nicht hinter Schloß und Riegel gebracht, so kann man — insbesondere in der Nähe von Ortslagen — wahrnehmen, daß sie im Laufe des Winters höchstwahrscheinlich durch den Schornstein gewandert sind. Ihre Haltbarkeit ist auch sehr beschränkt, da das Vieh sie gerne

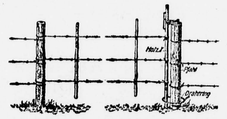


Abbildung 1. Ein praktisches Weidegattertor

als Scheuerbäume benutzt und sie zerbricht, außerdem die eingeschlagenen Haspen leicht herausfallen. Wo die Beschaffung der Bäume Schwierigkeiten macht, ersetzt man diese durch genagelte Lattentore. Wenn diese Tore auch, solange sie noch neu sind, sehr eigen aussehen, kann man sie doch nicht als ganz praktisch ansehen. Sie sind schwer, falls sie wirklich haltbar gebaut sind, und werden deshalb nicht immer weit genug geöffnet; der durchfahrende Wagen reißt sie dann aneinander. Im Winter erschwert dann der Schnee ihr Öffnen und das Ausschaufeln beanspruchi viel Mühewaltung und Zeit.

In einzelnen Gegenden sind Barrieren üblich; sie funktionieren gewöhnlich nicht, da der Steinkasten oft entzwei ist und das Gegengewicht fehlt, oder aber es ist ein Faber durchgefahren, das oben anhalte, die Folge ist dann: das Weidegattertor ist einmal gewesen.

Wenig Kosten verursacht nun eine Schlippe, die man selbst in jeder beliebigen Breite leicht anfertigen kann; bei ihrer Herstellung geht man nach folgender Beschreibung vor:

Zwischen die beiden Pfähle werden beliebig viel Drähte (am besten Stacheldraht wegen seiner Biegsamkeit) straff gespannt und in Abständen von etwa 2 m runde Knüppel oder Latten in Stärke von etwa 5 cm quer über die Drähte befestigt. Da das dünne Holz bei Verwendung von Haspen leicht platzt, so nimmt man besser Bindedraht hierzu. An der Seite, an die der Verschluß kommen soll (Pfahl 1), wird ein etwas stärkeres und 20 cm über den Pfahl ragendes Holz (x) befestigt. Die an den Pfahl (1) befestigten Drähte werden nun gelöst und an dem Holz (x) endgültig festgemacht. Durch das vorherige Heften an den Pfahl (1) erreicht man gleichmäßig straffe Drähte und richtige Länge derselben. Jetzt fehlt nur noch der Verschluß, mittels dessen man die Schlippe sicher schließen kann. Oft wird man hierfür alte Fahrbänder oder Drahtringe antreffen, die über den Pfahl (1) und das Holz (x) getreift werden; diese Arbeit ist aber nicht ganz einfach, sollen die Drähte straff sein, und ich habe mir deshalb in der Schmiede einen Spann-Verschluß nach nachstehender Abbildung anfertigen lassen, der die Schlippe mühelos und doch gut straff zu schließen gestattet. Er ist u. a. an den Spannketten des Kastenwagens anzutreffen, doch wird der Spannbügel (2) im vorliegenden Falle nicht in eine Kette, sondern in ein Flacheisen (3) eingebogen, um ein Klemmen der Finger durch Umkippen des Bügels zu verhüten. Eine gute Unterlage für das Flacheisen ist der Pfahl (1), deswas stärker zu wählen ist, weil sein von Zeit zu Zeit notwendiges Auswechseln Schwierigkeiten macht. Ebenso wie an der Wagenkette wird auch hier der Spannbügel von einem Ring festgehalten. Dieser Ring (4) wird zugleich mit dem Flacheisen mittels einer Haspe (6) auf den Pfahl geschlagen. Über das Holz (x) wird ein Ring (7) gestreift, in den beim Schließen des Tores der Spannbügel gesteckt wird. Um dem Verlorengehen des Ringes vorzubeugen, wird über ihn eine aus Bandeisen gefertigte, etwa 30 cm lange Klammer (5) geschlagen, und um dem Holz (x) unten den nötigen Halt zu geben, ist hier am Pfahl (1) ein kräftiger Drahtring zu befestigen, in den man dann beim Schließen der Schlippe das Holz (x) zuerst steckt.

Neben den schon erwähnten geringen Kosten, welche die Anlage und Unterhaltung einer solchen

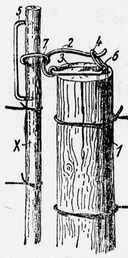


Abbildung 2. Weidegattertorverschluß
1 Pfahl, 2 Spannbügel, 3 Flacheisen, 4 Ring, 5 Klammer, 6 Haspe, 7 Ring, x Zaholz

Schlippe verursacht, bietet sie noch den Vorzug, daß die Gespannführer sie immer genügend weit öffnen, damit die Pferde die Stacheldrähte nicht zwischen die Beine bekommen; ein Überfahren dieser Schlippe, wie es bei Gittern gelegentlich anzutreffen ist, kommt deshalb nicht vor, und ebenso bleibt sie auch durch das Vieh unbeschädigt und wird jahrelang halten.

Wie bepflanzt man den Balkon im Frühjahr?

Von Gertrud Reinsch

Balkonpflanzen sollen nicht nur schön wirken, sondern zugleich billig und dauerhaft sein, auch Schatten bieten. In Wirklichkeit kostet es sehr wenig Mühe, einen netten Balkon zu haben, und wer einmal, nämlich im Frühjahr bei der ersten Bestellung, die nötige Sorgfalt verwendet, hat den ganzen Sommer über bis spät in den Herbst hinein Freude.

Grundsätzlich sollte man nur von guten Firmen Samen und Pflänzlinge beziehen. Wesentlich ist ferner die Himmelsrichtung, nach der zu der Balkon liegt. Auch Nord-, Nordost- und Nordwestrichtungen gestatten gute Bepflanzung, die durchaus gedeiht. Besonders dankbar ist für diese Himmelsgegend der recht gut duftende und ziemlich dichte Levkoi. Zwischen sie pflanze man Fuchsien, die sehr gut im Schatten gedeihen und dankbar blühen. Das einzige, was sie verlangen, ist sehr gute Erde, reichlich Wasser und von Zeit zu Zeit Dungguß. Um sie überwintern zu können, pflanzt man sie im Frühjahr in einigermaßen große Töpfe und mit diesen in die Balkonkästen, füllt den Zwischenraum mit Moos und Erde oder nur mit Erde aus und hierhin die Kiesgrabel.

Auch sogenannte Glockenrosen gedeihen prächtig auf den Nordseiten. Sie brauchen ebenfalls gute Erde sowie einen breiten oder genügend tiefen Kasten. Ueberall gedeihen auch die Petunien. Sie sind in vielen Farben zu haben und zeichnen sich besonders durch Schlichter ist die Feuerbohne oder Saubohne, die viel Schatten bietet und ebenfalls überall gut gedeiht. Einfach, aber dauerhaft sind wilde Weinstöcke, die nur eine Unannehmlichkeit besitzen: Wenn sie blühen, fällt der Blütenstaub und die Blütenblätter wie Schnee auf den Balkon und in das Essen oder in die Haare. Dankbar und eigenartig sind Geranien, die sich jahrelang halten und durch Stecklinge vermehrt werden können.

Bunte Bepflanzung kann nur in der Süd-Südost- und Südwestlage erfolgen. Kresse, Wicke, Reseda, Stiefmütterchen, Geranien usw. können gesät oder gepflanzt werden. Nett nimmt sich auch der Goldlack aus, der sich mehrere Jahre hält und nur im Herbst ein wenig zurückgeschnitten zu werden braucht. Er paßt ausgezeichnet zu Geranien, Petunien und Kapuzinerkresse, die in Strauchform und rankend zu haben ist.

War gleichfalls verführt, braucht nur einmal zu pflanzen und anzuschaffen, hat den ganzen Sommer und Herbst über auf dem Balkon einen ausgezeichneten Blütenflor. Endlich eine Samenernte für das nächste Jahr und dann weniger Anschaffungs- und Unkosten.

Wann aber beginnt man zu pflanzen oder zu säen? Die Jahreszeit ist ganz verschieden gestaltet, so daß es ein warmes Frühjahr geben kann oder Kälte bis in den Mai hinein. Das kommt alle ganz auf die Witterungsgestaltung an. Doch kann im warmen Zimmer schon vorgesorgt werden. In Töpfen, oder wer Platz hat, nehme einen der Balkonkästen dazu, wird Samen ausgelegt. Die richtige Zeit dafür ist etwa Ende Februar für Goldlack und Petunien. Die Stiefmütterchen kommt Mitte März in Frage, für Tomaten Anfang März bis Mitte März. Bohnen, Wicken und Glockenrose ist man Mitte bis Ende März und pflanzt dann, sobald warme Tage kommen, um, Geranien und andere vorjährige, überwinterte Pflanzen stellt man auch dem dunklen Keller im März an das Licht, zuerst nur ein wenig, dann mehr und mehr, um sie an warmen Frühlingstagen zeitweilig an die Luft zu bringen und an diese zu gewöhnen.

Die eigentliche Bestellung und das Umpflanzen, sowie die Anschaffung von Pflänzlingen und Blumenerde sollte nicht vor Ende April in einem warmen, nicht vor Mitte Mai in einem kühleren Frühjahr erfolgen, um Schäden zu vermeiden. Vorsicht besonders beim Kauf von Blumenstöcken! Es wird vieles angeboten, was nichts taugt und alles andere ist, als gute, kräftige, brauchbare Erde, und deshalb sollte man möglichst nur vom Gärtner kaufen, der jederzeit für minderwertige Erde haftbar gemacht werden kann.

Etwas über die Arbeitsteilung im Bienenstaat

Von Dr. Ernst Scheffelt

Trotz aller Fortschritte der Wissenschaft sind in der Bienenkunde noch viele Rätsel zu lösen, und je tiefer man eindringt in das Wesen des sein organisierten Staatengebildes, das man Bienenstock nennt, um so mehr muß man staunen über den komplizierten Ablauf des Bienenlebens. Ueberall sieht man zweckvolle Anpassung an die Jahreszeit und an sonstige äußere Umstände, überall merkt man auch das strenge Gesetz, daß jedes einzelne Bienenwesen jederzeit bereit sein muß, sich zum Wohl des Staates unbedingt und unbedenklich zu opfern. Dieses Unterordnen unter das Gemeininteresse geht so weit, daß keine Biene außerhalb ihres Stockes allein leben kann, auch dann nicht, wenn ihr Nahrung, Wärme und Windschutz in ausreichendem Maße geboten werden. Ihr ist der Drang zur Arbeit, zur sinnvollen Arbeit mit ihresgleichen so fest eingewurzelt, daß sie am Müchstatnz zugrunde geht.

Von besonderer Bedeutung für die im Bienenstaat zu leistende Arbeit ist der Umstand, daß jedes Bienenwesen seinem Lebensalter entsprechend beschäftigt wird, von der Stunde des Ausschlupfens bis zum Tod, der vielleicht die fleißige Honigsammlerin im Gewitterregen auf blühender Wiese ereilt. Werfen wir einen Blick auf diese Arbeitsteilung, so sehen wir, daß der jungen Biene keine frohe Kindheit beschert ist. Kaum hat sie sich aus ihrem Puppenstadium befreit und den schützenden Zellendeckel durchgebissen, so liegt sie an, in die umgebenden Zellen zu kriechen und diese zu putzen. Gleichzeitig dient die Wärme des jungen Bienenkörpers zur Bebrütung der noch in der Wabe beimolichen Eier, es wird also die geringe Körperwärme des jungen Eingelitteres sofort in den Dienst der Brutpflege gestellt. Mit Zellenputzen und Brüten ist die junge Biene etwa drei Tage lang beschäftigt; dann geht sie ungefähren dazu über, sich ihrer noch im Larvenstadium befindlichen Geschwister anzunehmen. Etwa vom dritten bis sechsten Tag füttert die Jungbiene ältere Maden, die schon Honig und Pollen vertragen können, mit diesen Stoffen, die sie von älteren Bienen zugetragen bekommt. In dieser Zeit entwickelt sich in dem jungen Tier die Futterdrüse, ein traubiges, im Kopfe liegendes und in den Schlund einmündendes Organ, das den Futterbrei absondert. Diese wichtige Tätigkeit allein kann von den jungen Larven aufgenommen und verdaut werden. Es wird dieser Futtersaft bis zum zehnten oder zwölften Lebenstag von der Biene bereitet und abgegeben, dann bildet sich die Futterdrüse wieder zurück und die jüngeren Geschwister der Pflegerin, sowie die Anschaffung von Pflänzlingen und Blumenerde sollte nicht

Der letzte Dienstzweig der jungen „Stockbiene ist das Wächteramt am Flugloch. Da sitzen immer einige von ihnen und betasten bzw. beriechen die ankommenden Sammlerinnen, sorgfam bemüht, fremde Raubbienen, Wespen und Ameisen dem Stock fernzuhalten.

Die drei Wochen alte Biene wird dann zur Feld- oder Sammelbiene, und hat damit den Höhepunkt des Bienendaseins erklommen. Nun macht sie täglich weite Flüge, um Nektar, Pollen und Wasser zu sammeln; es scheint, daß die einzelnen Wesen sich auf die Verbeholung eines dieser Nahrungsmittel beschränken, ebenso wie man glaubt bemerkt zu haben, daß einzelne Bienen immer die gleichen Pflanzen besuchen (Blumenstetigkeit). — In der zweiten Hälfte des Bienenlebens tritt nun keine wesentliche Aenderung in der Tätigkeit des Insekts ein. Bei gutem Wetter werden über drei Kilometer lange Flüge unternommen; sindet eine Biene bei dieser Gelegenheit einen besonders guten Futterplatz, so führt sie, heimgekehrt, auf der Wabe einen Rundtanz auf, der die benachbarten Bienen in Erregung versetzt und zum Ausfliegen veranlaßt. Der Duft, der der Entdeckerin von den Bülten her anhaftet, bildet für die neu Ausfliegenden den Wegweiser, nach diesem Duft suchen sie draußen und wissen den verlockenden Platz auch zu finden.

In emsiger Tätigkeit verrinnt so das sommerliche Bienenleben erstaunlich rasch; in sechs Wochen schon ist das kleine, fleißige Wesen abgenutzt und stirbt. Im Winter leben die Bienen viel länger; die im September geschlüpften Jungbienen sind im Frühjahr Feldbienen. So reguliert die Jahreszeit das ganze Leben einer Biene aufs genaueste, und derjenige, der Einblick gewonnen hat in das feine Getriebe ihres Staatswesens, staunt . . . . und wundert sich, daß der maschinte Apparat nicht stehen bleibt. Wenn Maschinen zu fein und zu verwickelt gebaut sind, pflegen sich oft Störungen in ihrem Gang zu zeigen. Am Lebewesen aber wickeln sich die verschiedenartigen Funktionen ohne Störung ab; ja noch mehr, wenn starke Schädigungen von außen eintreten, so kann die Natur bis zu einem gewissen Grade ihre so fast schreienden Gesetze durchbrechen und Mittel zur Rettung der bedrohten Kreatur finden. Wenn beispielsweise bei einem Gewitterstturm einem Bienenvolk viele oder alle Feldbienen abhanden kommen, so können schon sieben- bis vierzehntägige Stockbienen zum Sammeln ausfliegen, wie durch neueste, gestrichte Versuche bewiesen wurden ist. Wer gibt den jungen Tieren den Anstoß zu solchem zweckmäßigen Tun? — Werden die jungen, brutpflegenden Bienen eines Stockes (im Versuch) entfernt, so droht zunächst die Brutpflege zu erlöschen, aber doch kehren die daueuben, honigabnehmenden und pollenstampfenden Individuen im Augenblick höchster Not wieder zur Brutfütterung zurück, und die bereits in Rückbildung begriffene Futterdrüse fängt wieder an zu arbeiten! Ein prächtiges Beispiel dafür, wie das Wohl des Gesamtvolkes den innersten Kern jedes einzelnen Bienenwesens ausmacht! Sammelbienen kehren allerdings nie mehr zur Brutpflege zurück, ihre Gepflogenheiten haben sich offenbar schon zu sehr vom Treiben der Stockbienen entfernt.

Der Rätsel im Bienenstaat sind noch viele! Wer sagt es der Arbeitsbiene, daß die Königin alt oder beschädigt ist, daß also eine neue (durch Bevorzugung einer königlichen Wiege und entsprechenden Futters) aufzuziehen ist? Und wenn die alte Herrscherin tot, die Jungen aus ihren Puppenhüllen noch nicht geschlüpft ist, wer rettet den Drohnen, die sonst als unnütze Fresser im Spätsommer aus dem Stock gemorsen werden, das Leben? Der allmächtige Trieb, den Staat zu erhalten! Die junge Königin muß noch einen männlichen Partner finden und mit ihm Hochzeit halten, ehe es zu spät ist, ehe die vorjundenen Jungbienen die Luft an der Ammenlätigkeit verlieren. Wenn die Königin beschadet ist und beginnt, ihre zahllosen Eier zu legen, dann . . . dann könnte ein Romanschriftsteller schreiben: „Es geht wie ein Aufatmen durch den Stock; der Staat ist gerettet!" Fühlen die Bienen so? Denken sie sich? Oder dämmern sie als maschinenähnliche Triebwesen dahin? Wir wissen es nicht. Der Forschung stehen hier noch schöne Aufgaben bevor, und auch der Züchter hat noch mancherlei zu lernen, ehe er seine Schützlinge ganz verstehen lernt.

Neue zweifarbige Dahliensorten, ihre Anzucht und Kultur

Von Staatl. dipl. Gartenbauinspektor H. Schmidt

Abbildung 1. Edel-Dahlie „Försterschrift" Blütendurchmesser 12 bis 15 cm

Abbildung 2. Edel-Dahlie „Schützenliesel" Blütendurchmesser 18 cm

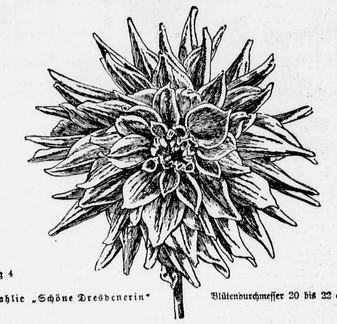


Abbildung 4 Edel-Dahlie „Schöne Dresdenerin" Blütendurchmesser 20 bis 22 cm

Ein gut gepflegter Blumengarten ist heute ohne die farbenreichen Edeldahliensorten nicht mehr denkbar. Die Dahlie ist aber nicht nur die Blume des Gartens, sie ist auch die führende Schnitt- und Binde blume, alles überstrahlend durch Blütengröße und Farbe, von Anfang August bis Ende September, da dann leider meist ein Frühfrost der Entfaltung Einhalt gebietet. Um der Steigerung der deutschen Dahlienschönheit zu arbeiten, wurde zur besonders dankbaren Aufgabe, weil die Blume infolge ihres zarten Ausbaues am heimischen Platze immer mehr Liebhaber fand. Wer mit den Sorteneinheiten der Dahlie vertraut ist, weiß, daß die grundlegende Anzucht es nicht umgehen kann, sich die wirklich prächtigen Neuheiten zunutze zu machen, weil sie dazu berufen sind, dem Rückschlag zur Urform entgegenzuarbeiten. Aus diesem Grunde verdienen die zweifarbigen Sorten auch der Artenfülle besonders hervorgehoben zu werden, weil sie in ihrem Grundaufbau bei Vielfarbigkeit das Gartenbild in erster Linie vervollständigen. Es ist ein besonderes Verdienst der bekannten Samenhandlung Firma Haage & Schmidt in Erfurt, daß sie sich gerade der Durchzüchtung solcher Arten widmete, weil sie sehr wohl erkannt hatte, daß es darauf ankam, hiermit einem langgehegten Bedürfnis zu entsprechen. Es sind dies die Edel-Dahlien-Sorten:

1. Försterschrift, leuchtend karmin mit weißen Spitzen. 2. Schützenliesel, feurig rot, in reinweiß auslaufend. 3. Cigarette, rahmweiß mit breitem dunkelrotem Rand. 4. Schöne Dresdenerin, mit lichtgelbem Grund und hellauslaufenden Spitzen.

Die Anzucht und Verbreitung aller Dahlien geschieht durch Stecklinge im Gewächshaus, im trühesten Frühjahr oder durch Teilung der Knollen bei Anpflanzung. Für die erste Art der Vermehrung werden die Knollen zum Antreiben eingetopft. Im Februar, März, April nach Entwicklung der Adventivknospen werden 6 bis 8 cm lange Stecklinge mit einem Teil der Knolle durch scharfen Schnitt von der Mutterpflanze entfernt und in das Vermehrungsbeet gesteckt. Gerade die neueren Sorten werden in gärtnerisch am besten vermehrt. Nach den frostfreien Nächten, etwa Mitte Mai, beginnt die Auspflanzung der Stecklinge ins Freie. Das Kulturland darf dann nicht zu stickstoffreich sein, weil wir sonst statt Blumenreichtum Krautentwicklung haben. Deshalb wähle man als vorbereitende Bodenverbesserung im Herbst Rinderdung mit einer Gabe Thomasmehl und gebe im Frühjahr 40prozentiges Kali für die Blütenentwicklung. Die normalerweise bei Anzucht und Kultur angewandte Knollenpflanzung bringt nur reichen Nachwuchs von minderwertigeren Arten, weil edlere Sorten wenig Knollenansatz aufweisen. Um solchem Mangel zu begegnen, sind wir immer wieder gezwungen, neue Hochzüchtungen zu beziehen. Bei der Pflanzung ist dann das richtige Setzen der Knollen außerordentlich wichtig. Es darf niemals zu flach gesetzt werden, weil die traurigen Ausdrücke sich dann Halsende der alten Knolle bilden und möglichst reicher Austrieb nur bei Tiefpflanzung entsteht. In Reihen auf Beeten, unbeeinflußt von anderen Stauden und Knollen, werden wir das dankbarste Blühen aller Dahlien-Arten erleben.

Dies kann aber nur dann unaufhörlich vor sich gehen, wenn wir den Dahlien zur sommerlichen Wachstums- und Blütezeit auch die nötige Feuchtigkeit spenden. Auf vollsaftigem Stengel erhalten wir nun die vielstrahlige Blütenpracht, welche uns die wahre Sortenschönheit offenbart.

Abbildung 3. Edel-Dahlie „Cigarette" Blütendurchmesser 12 bis 15 cm

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Die besten Mirabellensorten. Eine ausgezeichnete und begehrte Markt- und Einmachefrucht ist entschieden die Mirabelle. Eine große Anzahl von Sorten sind es, die heute unsere Baumschulen anbieten. Mag sein, daß da und dort die eine oder andere Sorte besonders gedeiht, wie es ja mit dem Lokalobst allgemein der Fall ist. Und doch sind es einzelne hervorragende Sorten, die sich eigentlich so ziemlich überall bewähren. Freilich, die Erträge der einzelnen Bäume und Sorten sind auch verschieden. Die beste Sorte ist unstreitig die Mirabelle von Nancy, namentlich was den Ertrag anbelangt. Trotz ihrer großen Fruchtbarkeit erschöpft sie sich nicht, sondern trägt unverwüstlich wetter, was bei den anderen Sorten leider nicht immer der Fall ist. Vom fünfzehnten Lebensjahre an kann man im Durchschnitt vom Baume einen Zentner rechnen; im letzten Sommer erntete ich von einem Baum sogar nahezu zwei Zentner. In der Regel gibt es nach zwei Vollernten eine magere. Für große Anlagen, die sich rentabel gestalten sollen, kommt nur diese Sorte in Frage, die auch sehr gern gekauft wird. Sie bringt auch die schönsten Bäume und die reichsten Ernten. Die Meyer Mirabelle ist bedeutend kleiner, sowohl der Baum wie auch die Frucht, doch lieben diese auch die Konservenfabriken, weil die Früchte sehr schön gelb sind. Der Ertrag ist gering. Eine weitere, gleichfalls gelbe Sorte ist die Mirabelle de Metz; leider ist die Frucht sehr klein, hat aber ein glänzend gelbes Fleisch, ist süß und lecker. In der Sammelsite ist sie etwas punktiert. Größer ist wohl die Doppelte Mirabelle, aber leider schlecht tragend. Alle Mirabellen werden von den Obstkonservenfabriken gern und gut bezahlt. Die Früchte sind ihres angenehmen Geschmacks wegen auf jeder Tafel sehr gesucht. Dr.

Regenwürmer werden von Hühnern gern gefressen, besonders auch von Enten. Regenwürmer dürfen auch während des größten Teiles des Jahres gegeben werden. Im Frühsommer, etwa von Mitte Mai bis Ende Juli, sondern die Regenwürmer ein Gift ab, das bei jungen Tieren schädlich wirkt. R.

Krähen als Rückenräuber. Bekanntlich werden in jedem Frühjahre viele Rücken von Krähen gerauft. Dieses ist besonders dann der Fall, wenn die jungen Krähen den alten Nahrungssorgen machen. Die sehr schlauen und scheuen Vögel sind von freilaufenden Rücken nur schwer fernzuhalten. Am besten ist es, die Krähennester in der Umgegend abzusuchen und zu zerstören; dann hören die Räubereien durchweg auf. Der Krähenabschuß im Winter hat nur wenig Zweck, da es sich dann in der Hauptsache um Durchzügler handelt. Mit dem Abschuß soll man beginnen, wenn die Krähen zum Nestbau schreiten. Kl.

Tauben einzugewöhnen. Tauben gewöhnen sich sehr schnell an den Schlag, wenn von Lavendel-, Nelken- und Anisöl je einige Tropfen in Spiritus gelöst und der Schlag sowie die Nester damit besprengt werden. Dasselbe wird erzielt und ein Verfliegen verhindert, wenn von Mehl und Wasser unter Beifügung vom Anis, Fenchel und Thymian ein Teig hergestellt und dieser an den Schlag oder in dessen nächster Nähe gebracht wird. Die Tiere wittern den Geruch schon aus großer Entfernung und fressen auch den Teig sehr gern. Haben sich die Tauben vollständig an den Schlag gewöhnt, läßt man allmählich die Witterung eingehen. R.

Sauerampfersuppe. Sehr zarte Sauerampferblättchen werden gewaschen, in schmale Streifen geschnitten und in Butter, wenig Mehl und etwas Fleischbrühe weich gedünstet. Dann streicht man sie durch ein Sieb und gibt sie mit den üblichen Suppenkräutern bereits fertiggestellte Fleisch- oder auch nur Wurzelbrühe und verrührt sie mit ein bis zwei Eidotter Sahne. Man kann die wohlschmeckende, gesunde Suppe über gerösteten Brotwürfeln oder verlorenen Eiern anrichten. M. Fn.

Rotbarsch mit Reis und Tomaten in der Form. Nachdem 250 g Reis gewaschen, läßt man ihn in Wasser mit etwas Salz ausquellen. Der Rotbarsch wird geputzt, enthäutet, entgrätet, in Streifen geschnitten. Nun legt man den Boden einer Backform mit einer dicken Reisschicht aus, darüber kommt der Fisch, auf den man Salz und feingehackte Zwiebeln streut. Danach gießt man eine dicke Tomatensoße darüber, füllt darüber wieder Reis, streut geriebenen Harthäse und reichlich Butterflöckchen darüber und bäckt das Gericht etwa 40 Minuten, bis es eine schöne Farbe angenommen hat. E. S.

Frage und Antwort — Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, es ein Abdruck aller Antworten räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Abonn.- und Postausweis oder Bezieher unseres Blattes ist, sowie ein Portoversatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. einzusenden. Anfragen, deren es wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz erreicht wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn Die Schriftleitung.

Frage: Dreijähriges Stutfohlen hat an beiden Hinterläufen Piephacken, die immer größer werden, besonders an rechten Sprunggelenk. Welches ist die Entstehungsursache, und wie kann ich die Pferdchen heilen? E. B. in O.

Antwort: Als Ursachen kommen Stoß und Schlag und Ueberanstrengung in Frage. Auch eine vererbte Anlage ist nicht ausgeschlossen. Versuchen Sie zunächst mal Umschläge mit Jodtylin, Jodsalunguene und anderen zerteilenden Salben. Als letztes Mittel käme dann noch Brennen in Betracht. Vet.

Frage: Nachtis beim Hund. Bei meinem zehn Wochen alten Boxer fingen die Vorderbeine vor fünf Tagen an krumm zu werden. Was kann ich dagegen tun? Wie füttere ich den Hund am besten?

Antwort: Die krummen Beine Ihres Hundes deuten auf Rachitis (englische Krankheit). Geben Sie dem Welpen Vitakalk ins Futter und füttern Sie vorerst täglich Milch, mit Reis gekochte Hammelköpfe, Fleisch, Kalbsknochen, nur wenig Brot und Kartoffeln, keine scharf gewürzten Speisen und Tunken. Zur Abwechselung geben Sie ihm und wieder Leberkranksuppen. Nach zwei Monaten kann er schon mit drei Mahlzeiten auskommen. Sauberes Trinkwasser darf nie fehlen. Vet.

Frage: Kaninchen haben Durchfall. Ich füttere Kleinhafer, Wiesenheu, Rüben und außerdem gebrühte Weizenschalen. Was kann ich gegen den Durchfall tun? M. W. in C.

Antwort: Bedingung für die Beheben des Durchfalls ist eine völlige Trockenfütterung, also zwei Tage lang nur gutes Wiesenheu. Dann sind der Kleinhafer und die Rüben einige Zeit fortzulassen. Zur Stillung des größten Durstes erhalten die Tiere eine kleine Menge Haferschleim, dem man einige Cholertropfen zusetzen kann, auf einen Eßlöffel Schleim drei Tropfen, ein bis zwei Eßlöffel Schleim je Tag und Tier. Gute, reichliche Strohstreu ist erforderlich. Scha.

Frage: Hühner haben Kalkbeine. Meine jungen Hühner haben starke Kalkansätze an den Beinen bekommen, so daß sie hinken. Was kann ich dagegen tun? K. K. in E.

Antwort: Die Kalkbeine des Geflügels werden hervorgerufen durch eine Rachenhäute, mit gelblichem Kiesuntergrund. Das Gelände ist zum weiche die Harnschuppen an den Beinen gerfrißt. Die kalkartigen Beläge, die später zu dicken Borken werden, bestehen aus totem Horn und Mittenhaut. Die Behandlung macht ein Ablösen der Borken erforderlich. Man kann bei kleineren Beständen die Borken mit einem scharfen, spitzen Messer verdünnen, doch muß man Blutungen vermeiden. Sonst kann man auf die Läuse Schmierseife streichen und einen Lappen darum wickeln. Die erweichten Borken lassen sich sodann entfernen. Die Milben tötet man ab, indem man die Füße jeden zweiten Tag mit einer Mischung von Petroleum und Oel zu gleichen Teilen bestreicht. Der Mischung kann man zwecks besonderen Wirksamkeit noch zehnprozentige Jodtinktur zusetzen. Scha.

Frage: Ueber gemachte Waldparzelle soll im Frühjahr bestellt werden. Ist es angebracht, Sommerroggen zu säen, und welches Quantum kommt für eine 12 Ar große aus Lehmboden bestehende Fläche in Frage? Stallmünger muß ich geben, um eine einigermaßen gute Ernte zu erzielen? Z. in S.

Antwort: Auf urbar gemachtem Lande kann man für den ersten Anbau von Getreide zwischen Roggen und Hafergemenge schwanken. Sie haben Roggen gewählt. An Kunstdünger würden wir empfehlen auf 12 Ar zu streuen: 30 kg Thomasmehl, oder besser in diesem Falle, wenn es zu haben ist, Rhenaniaphosphat, 20 kg 40prozentiges Kalidüngesalz und etwa 10 bis 15 kg schwefelsaures Ammoniak oder Leunasalpeter. Die Saatmenge sollte für Breitsaat etwa 20 bis 22 kg betragen, da Sommerroggen sich nur schwach bestockt. Im nächsten Jahre würde ich Kartoffel in Stellmist folgen lassen oder ein Peluschken-Hafergemenge einsäen. Hierdurch kommt mehr Bakterienleben in den rohen Boden, und das ist durchaus wünschenswert. Dr. E.

Frage: Anbau von Luzerne und Esparsette. Mir steht ein etwa 7500 qm großes Kieskuppengelände zur Verfügung, mit gelblichem Kiesuntergrund. Das Gelände ist zum weiche die Harnschuppen an den Beinen zerfrißt. Die kalkartigen Beläge, die später zu dicken Borken werden, bestehen aus totem Horn und Mittenhaut. Die Behandlung macht ein Ablösen der Borken erforderlich. Man kann bei kleineren Beständen die Borken mit einem scharfen, spitzen Messer verdünnen, doch muß man Blutungen vermeiden. Sonst kann man auf die Läuse Schmierseife streichen und einen Lappen darum wickeln. Die erweichten Borken lassen sich sodann entfernen. Die Milben tötet man ab, indem man die Füße jeden zweiten Tag mit einer Mischung von Petroleum und Oel zu gleichen Teilen bestreicht. Der Mischung kann man zwecks besonderen Wirksamkeit noch zehnprozentige Jodtinktur zusetzen. Scha.

Frage: Ueber gemachte Waldparzelle soll im Frühjahr bestellt werden. Ist es angebracht, Sommerroggen zu säen, und welches Quantum kommt für eine 12 Ar große aus Lehmboden bestehende Fläche in Frage? Stallmünger muß ich geben, um eine einigermaßen gute Ernte zu erzielen? Z. in S.

Antwort: Auf urbar gemachtem Lande kann man für den ersten Anbau von Getreide zwischen Roggen und Hafergemenge schwanken. Sie haben Roggen gewählt. An Kunstdünger würden wir empfehlen auf 12 Ar zu streuen: 30 kg Thomasmehl, oder besser in diesem Falle, wenn es zu haben ist, Rhenaniaphosphat, 20 kg 40prozentiges Kalidüngesalz und etwa 10 bis 15 kg schwefelsaures Ammoniak oder Leunasalpeter. Die Saatmenge sollte für Breitsaat etwa 20 bis 22 kg betragen, da Sommerroggen sich nur schwach bestockt. Im nächsten Jahre würde ich Kartoffel in Stellmist folgen lassen oder ein Peluschken-Hafergemenge einsäen. Hierdurch kommt mehr Bakterienleben in den rohen Boden, und das ist durchaus wünschenswert. Dr. E.

Frage: Johannisbeersträucher zeigen schlechte Entwicklung. Die meinen großfruchtigen, schwarzen Johannisbeersträuchern, die früher gut getragen haben, setzen neuerdings seit einigen Jahren im Winter dicke Knospen an, die aber nicht zur Entwicklung kommen, sondern im Frühjahr vertrocknen. Nur einige gewöhnliche Knospen bringen etwas Laub, Früchte aber gar keine. Ich habe deshalb einige Zweige zur Unterfuchung eingeschickt. Was fällt sich zur Bekämpfung des Uebels tun? E. in L.

Antwort: Die eingesandten Triebspitzen waren von der Johannisbeergallmilbe befallen. Diese winzigen Tiere überwintern in den Knospen und verursachen das Anschwellen derselben. Zur Bekämpfung sind im Winter die aufgetriebenen Knospen auszubrechen und zu verbrennen. Bei Ende März ab sind die Sträucher in Abständen von vierzehn Tagen viermal mit Schwefelpulver zu bestäuben. Diese Arbeit wird an windstillen Tagen, am besten morgens, wenn noch etwas Tau auf den Sträuchern liegt, ausgeführt. R.

DER JUGENDWILLE
VOM WERK JUNGER MENSCHEN

Der Fehdebrief

Aus Eberhard Strauß, Wolf Hagenreuter [Fahtenbüchern]

„Wer hat den Löffel in die Suppe geschmissen?" fragte Rudolf plötzlich seinen Nebenessen, das sie sich auf die halbdunkle Terrasse der Bleibe geschleppt hatten.

„Wie?"

„Das hat doch eben geplumpst. Ich habe es ganz deutlich gehört! Na! wer war es denn?"

Die Jungen schauten sich fragend an, begannen zu lachen und riefen laut durcheinander:

„Was? Wer? Ich? Nein! Löffel in die Suppe geworfen? Ich habe meinen aber noch!"

„Ich auch! Ich auch!" — Zwölf Schöpfmaschinen wurden dem Führer entgegengestreckt.

„Aber es hat doch geplumpst. Ich bekam sogar einen Spritzer an den Kopf!"

„Nee, ich habe nichts gemerkt . . .", meinte Wolf, „vielleicht daß ein Vogel . . . ,Löffel!"

Dann schau doch in den Pott!" lachte einer, „du willst uns wohl foppen?"

Rudolf nahm den Topf und ging von der dunklen, unbeleuchteten Terrasse in das Licht des Tagesraumes. Mit der dunklen Holzkelle rührte er in dem noch fast gefüllten Bordevoll herum, der eine schwarze Frucht suppe enthielt. Sicher, da schwamm ja ein Stiel . . . nein, ein Pinn.

„Na, wartet Bürschchen! Wenn das ein Witz sein sollte?"

Mit spitzen Fingern nahm von Rodensberg das Stöckchen aus der Suppe, das an der einen Seite schwerer als an der anderen war.

„Was ist denn das?"

Vorne am dünneren Ende schien ein leichter Draht herumgewickelt zu sein.

„Ein Pfeil, nanu?" Eingehend betrachtete der Führer das leichte Weidenholzstäbchen.

„Hast du etwas gefunden?" lachte Wolf wieder.

„Jungens, man hat uns einen Pfeil in die Suppe geschossen!"

„Einen Pfeil? Was? Laß doch mal sehen!" rieten die Buben erstaunt und sprangen vom Tische auf.

„Das waren sicher die Sturmscharler!" meinte Karl.

„Was ein Quatsch, einem in die Suppe zu schießen," rief Wolf. „Das ist unhygienisch!"

„Weshalb sie das wohl getan haben? Vielleicht sieht was auf dem Stock? Darf ich mal nachsuchen?"

Man drängte sich unter der Lampe im Tagesraum um das vom Himmel gefallene Ding. Das Stäbchen war glatt und sauber, vielleicht eine Elfe es jetzt an vielen Stellen voller Suppenbrei, den der Führer vorsichtig an der Wasserleitung abspülte.

Nun betrachtete er den Stock von allen Seiten, neugierig umdrängt von den Buben.

„Es steht nichts drauf, kein Zeichen!"

„Ja!" kärrten die Jungen begeistert.

„So nehmen wir den Kampf an. Sankt Jürg wird uns helfen. Kameraden! Es ist das letzte Mann! Wir werden kämpfen, tapfer streiten, wir werden siegen oder sterben, wie es Westfalenart ist!"

Leuchtenden Auges sangen die Sperber jetzt ihr Kriegslied:

„Der Sieger gesenkt.
Wir woll'n im Sturm
Besiegen den welschen Tabelturm,
Sankt Jürg, Sankt Jürg, Jürg . . ."

Dann setzte der Führer das Antwortschreiben auf:

„Dem Stammhaufen sind und zu wissen, daß wir den Kampf annehmen! Wir werden kommen und euch in die Pfannen hauen! Hütet euch, ihr Natternbrut, vor den Krähnen den Schritten meiner Sturmbataillone!

Rudolf von Rodensberg
Oberst-Hauptmann und Kommandant der Freien Feste Brison-Wald."

Jugend im Ringen schwerer Zeit

Frühling! Das Wort allein schon zaubert in uns ein Gefühl von Lichtfülle, von mildem Duft und Blütenpracht hervor. Doch wie ganz anders gebärdet sich der sein Gefolge oft! Sturm, Schnee und Regen, unfreundliche Tage und kalte Nächte möchten jede Frühlingshoffnung verscheuchen. Und doch! Es kennt und bricht, es wächst und grünt trotzdem in dunklen Schoß der Erde und an den Bäumen und Sträuchern. Sorglich in braune Windeln gehüllt, haben die Blattknospen geschützt den Winter verlebt. Nun warm sich ein zartes Spitzchen hervor. Es möchte leben, wachsen, sich sonnen und seiner Bestimmung gemäß den Baum bekleiden mit saftigem Grün. Doch es muß warten! Kalte Nächte gerinnen oft wieder das eingeleine sonnige Tage zum Leben erweckt haben. Aber es wird nicht müdes. Kühn wagt es immer wieder einen Vorstoß. Schneeglöckchen hat doch schon längst gekläutet, und Lerche, Drossel und Buchfink lassen ihre Lieder erschallen. Da muß doch endlich auch seine Zeit da sein! Dicke schwellen nun die Knospen an, und — o Wunder! — eines Morgens steht trotz all der Hindernisse der Baum dort im schönsten Maienschmucke und in herrlichster Blütenpracht. Blatt und Blütenknospen haben sich durchgerungen in schwerer Zeit durch Kälte und Frost, durch Regen und Sturm.

Deutsche Jugend, denk' an den jüngsten, unfreundlichen Frühling! Deine Jugendzeit steht auch im Zeichen des Sturms. Nicht sonnige, leichtbeschwingte Tage sind dir beschieden, nein, sorgen- und leidbeschwerte. Du möchtest auch wie die Pflanze leben, wachsen und wirken. Immer wieder aber heißt es: „Warten!" O, dieses trostlose Wort! Aber mach es wie die Pflanze! Ringe dich durch! Mache die Wartezeit fruchtbar dadurch, daß du dich fortbildest, daß du hilfst und Sonne ausstreust, wo immer du kannst! Wie noch harter Frühlingszeit noch immer ein reicher Sommer gekommen ist, so wird auch die noch eine Zeit reichsten Wirkens beschieden sein. Motzeiten blühen, sie erlesen große, tüchtige Menschen. Möge die deutsche Jugend, die jetzt einen unfreundlichen, harten Lebensfrühling durchkostet, charakterfeste, tüchtige Menschen hervorbringen!

Wir Aelteren aber wollen unserer Jugend Verständnis entgegenbringen. Wir wollen stützen und helfend und raiend zur Seite stehen, wo immer wir können. Jeder Stand muß sich seines Nachwuchses annehmen, ihn zu erlüchtigen und über Wasser zu halten suchen. Das ist Pflicht der Nächstenliebe und echt christlicher Standesgemeinschaft.

Frühling im Sturm — Jugend im Ringen schwerer Zeit! Ueber beiden waltet Gottes allmächtige, ordnende Hand. Dieser Gedanke muß jeder dumpfen Resignation den Boden entziehen und uns auch die Notzeiten im Lichte der Ewigkeit als gläubige Christen aufrecht und stark verleben lassen. . . . er.

Christus Jugend in der Front im Corveyer Land

Dem Rufe des Herrn Generalpräses Wolker an die deutsche Jugend zum Sturm 1933 sind auch die katholischen Jungmannen im Corveyer Land in hellen Scharen gefolgt. Ein neuer Geistesfrühling brauste im Monat März das Corveyer Land. Nach einem großen, einheitlich durchgearbeiteten Plane wurde die Werbearbeit wieder aufgenommen, die Jugend erfaßt und die katholischen Jungen und Jungmänner aufgerufen zum heißen Kampf. Groß war der Erfolg an allen Orten, überall scharte sich die Jugend um das Christuszeichen, dem Zeichen des Sieges über Gleichgültigkeit, Lauheit und Gottlosigkeit. In allen Orten mit einer Ausnahme konnte das Christusbanner aufgepflanzt werden. Fürwahr, diesen Erfolg hatte die Führerschaft selbst nicht erwartet. „Der Bezirk Höxter marschiert im Sturm der Christusjugend mit an der Spitze."

Dem gewaltigen Sturme und dem ebenso großen Erfolg mußte auch ein entsprechender Ausklang des Sturmmonats folgen. Noch einmal sollte der Sturm himmelbrausen über das Corveyer Land bei der Bannerweihe am zweiten Ostertage in Brenkhausen und beim Siegesfeuer auf dem Räuscheberg, das künden sollte von dem Erfolg und dem Siege der katholischen Jugend. Diese Siegesfeier gestaltete sich zu einem unvergeßlichen Gemeinschaftserlebnis von mehr als 1000 Jungmannen. Dicht geschart hatte sich die Christusjugend in der Pfarrkirche Brenkhausen eingefunden. Der Bezirkspräses, der Vikar Bartlaus-Höxter, begeisterte in einer tief ergreifenden Ansprache noch einmal die Jugend zum Kampf für Christus und sein Reich. Er ermahnte sie, für christliches Geist und christliche Gesetze einzutreten, gegen Gottentfremdung und Gottlosigkeit zu kämpfen, mit unserer Bundeskönigin gegen die innere Feinde, dienst- und opferbereit zu sein für die Heimat, das Volk und unser geliebtes Vaterland. Für Christi Reich und ein neues Deutschland! Mit der Erneuerung des Taufgelöbnisses und dem sakramentalen Segen schloß die kirchliche Feier.

Mit dem am Ewigen Licht angezündeten Feuer in der Hand des Bezirksleiters, die neugeweihten Banner voraus, bewegte sich dann bei der inzwischen eingetretenen Dämmerung ein gewaltiger Fackelzug durch das Dorf hinauf zum Räuscheberg, zum mächtig aufgebauten Osterfeuer, das nunmehr angezündet wurde. Auch hier fand eine eindrucksvolle Kundgebung statt mit Ansprachen und gemeinschaftlichen Gesängen: „Christus ist erstanden, Alleluja", und „Großer Gott, wir loben dich". Weite Kreise der Bevölkerung hatten sich eingefunden zu dieser Siegesfeier. Das hellflackernde Osterfeuer überstrahlte mit seinem Licht das Corveyer Land, in dem seit 1100 Jahren das Licht des Glaubens nicht erloschen und erkaltet ist.

Der Sturm der katholischen Jugend im Monat März ist mit erstreichender Schärfe durch das Corveyer Land gebraust, hineingesetzt in die windbrüchige Welt der Gegenwart, um sie zu erschüttern, um sie zu erneuern durch das Christuszeichen. Und wir Jungen wollen diesen Sturm weitertragen, wollen ihn nicht abflauen lassen, wollen ihn nicht abebben lassen, bis Christus in allen Herzen wieder Einzug gehalten hat, bis Christus wieder Herrscher ist in allen Herzen, in allen Häusern, in allen Familien, in allen Gauen unserer Heimat. Sch.

Jeder Zoll ein Indianer!

Im folgenden ist ein kurzer Einblick gegeben in das Leben und Treiben einer Jungscharengruppe. Es handelt sich um Jungen unter 14 Jahren.) Die Jungen werden geschildert in ihrer ganzen jungenhaften, überschäumenden Lebensfreude, aber auch in ihrer selbstgewählten Zucht und Einordnung ins große Ganze. Ein kleiner Einbruck vom Leben des Zeltlagers.

16 Uhr. Aus ist die Jungscharstunde. Beim Jugendpräses schellt es. Morsbrack gleich darauf im Flur. Der „Vetter" vom Gymnasium bedient allein. Der erste Gast. Dreimal hintereinander schellt der Hausgeist hinaus. Das bedeutet Alarm. „Was ist los? Stirbt einer?" — „Nein, die Jungen sind hier." — „Welche Gruppe?" — „Mir!" — „Wer, mir?" — „Mir, die vom Hugo." — „Kerle, ihr tobt ja wie die Indianer." — Sind wir ja auch." — Hinunter geht der Präses, sie zu bescheiden, die Indianer. Da hocken sie säuberlich gekramt in der Treppe, übereinander gestapelt, jeder ein Pfiffchen von besonderem Duft und Aussicht. Federbüsche haben sie auf dem Schopf von frisch gerupften Hühnern, diese kampfbehaube mit der Hühnerhaut und den schwarzen Schwanzfedern. Jeden Sonntag ist an; jeder Zoll ein Indianer, ein Wikinger, ein Naturfleget, ein feiner Kerl, ein Gnael. Nur, daß sie alle die Engelsflügel in Reparatur haben! Mit großem Geheul äußern sie: der Wildling, die Klapperschlange, der Lausbub, der Mustang, Hasdör, Kuhs, Auerhahn, der schleichende Wettfuß, der Mohikaner, das Pannetierchen. Der Reihe nach kriegen sie eine Flosse gereicht, so kräftig wie möglich. Wie ein Fakel aufgeht sie, das man an den Ohren zieht. Fauchdick haben sie alle zu hinter diesen Löffeln; sonst passen sie nicht in die Jungschar. Ein „braver" Junge würde aus dem Rahmen fallen. Nach Waldmeister Grün. Doch es muß warten! Nasse Backe gerieben oft wieder, was eingeine sonnige Tage zum Leben erweckt haben. Aber es wird nicht müdes. Kühn wagt es immer wieder einen Vorstoß. Schneeglöckchen hat doch schon längst geläutet, und Lerche, Drossel und Buchfink lassen ihre Lieder erschallen. Da muß doch endlich auch seine Zeit da sein! Dicke schwellen nun die Knospen an, und — o Wunder! — eines Morgens steht trotz all der Hindernisse der Baum dort im schönsten Maienschmucke und in herrlichster Blütenpracht. Blatt und Blütenknospen haben sich durchgerungen in schwerer Zeit durch Kälte und Frost, durch Regen und Sturm.

Deutsche Jugend, denk' an den jüngsten, unfreundlichen Frühling! Deine Jugendzeit steht auch im Zeichen des Sturms. Nicht sonnige, leichtbeschwingte Tage sind dir beschieden, nein, sorgen- und leidbeschwerte. Du möchtest auch wie die Pflanze leben, wachsen und wirken. Immer wieder aber heißt es: „Warten!" O, dieses trostlose Wort! Aber mach es wie die Pflanze! Ringe dich durch! Mache die Wartezeit fruchtbar dadurch, daß du dich fortbildest, daß du hilfst und Sonne ausstreust, wo immer du kannst! Wie noch harter Frühlingszeit noch immer ein reicher Sommer gekommen ist, so wird auch die noch eine Zeit reichsten Wirkens beschieden sein. Motzeiten blühen, sie erlesen große, tüchtige Menschen. Möge die deutsche Jugend, die jetzt einen unfreundlichen, harten Lebensfrühling durchkostet, charakterfeste, tüchtige Menschen hervorbringen!

Wir Aelteren aber wollen unserer Jugend Verständnis entgegenbringen. Wir wollen stützen und helfend und raiend zur Seite stehen, wo immer wir können. Jeder Stand muß sich seines Nachwuchses annehmen, ihn zu erlüchtigen und über Wasser zu halten suchen. Das ist Pflicht der Nächstenliebe und echt christlicher Standesgemeinschaft.

Frühling im Sturm — Jugend im Ringen schwerer Zeit! Ueber beiden waltet Gottes allmächtige, ordnende Hand. Dieser Gedanke muß jeder dumpfen Resignation den Boden entziehen und uns auch die Notzeiten im Lichte der Ewigkeit als gläubige Christen aufrecht und stark verleben lassen. . . . er.

Christus Jugend in der Front im Corveyer Land

Dem Rufe des Herrn Generalpräses Wolker an die deutsche Jugend zum Sturm 1933 sind auch die katholischen Jungmannen im Corveyer Land in hellen Scharen gefolgt Ein neuer Geistesfrühling brauste im Monat März das Corveyer Land. Nach einem großen, einheitlich durchgearbeiteten Plane wurde die Werbearbeit wieder aufgenommen, die Jugend erfaßt und die katholischen Jungen und Jungmänner aufgerufen zum heißen Kampf. Groß war der Erfolg an allen Orten, überall scharte sich die Jugend um das Christuszeichen, dem Zeichen des Sieges über Gleichgültigkeit, Lauheit und Gottlosigkeit. In allen Orten — mit einer Ausnahme — konnte das Christusbanner aufgepflanzt werden. Fürwahr, diesen Erfolg hatte die Führerschaft selbst nicht erwartet. „Der Bezirk Höxter marschiert im Sturm der Christusjugend mit an der Spitze."

Dem gewaltigen Sturme und dem ebenso großen Erfolg mußte auch ein entsprechender Ausklang des Sturmmonats folgen. Noch einmal sollte der Sturm himmelbrausen über das Corveyer Land bei der Bannerweihe am zweiten Ostertage in Brenkhausen und beim Siegesfeuer auf dem Räuscheberg, das künden sollte von dem Erfolg und dem Siege der katholischen Jugend. Diese Siegesfeier gestaltete sich zu einem unvergeßlichen Gemeinschaftserlebnis von mehr als 1000 Jungmannen. Dicht geschart hatte sich die Christusjugend in der Pfarrkirche Brenkhausen eingefunden. Der Bezirkspräses, der Vikar Bartlaus-Höxter, begeisterte in einer tief ergreifenden Ansprache noch einmal die Jugend zum Kampf für Christus und sein Reich. Er ermahnte sie, für christliches Geist und christliche Gesetze einzutreten, gegen Gottentfremdung und Gottlosigkeit zu kämpfen, mit unserer Bundeskönigin gegen die innere Feinde, dienst- und opferbereit zu sein für die Heimat, das Volk und unser geliebtes Vaterland. Für Christi Reich und ein neues Deutschland! Mit der Erneuerung des Taufgelöbnisses und dem sakramentalen Segen schloß die kirchliche Feier.

Mit dem am Ewigen Licht angezündeten Feuer in der Hand des Bezirksleiters, die neugeweihten Banner voraus, bewegte sich dann bei der inzwischen eingetretenen Dämmerung ein gewaltiger Fackelzug durch das Dorf hinauf zum Räuscheberg, zum mächtig aufgebauten Osterfeuer, das nunmehr angezündet wurde. Auch hier fand eine eindrucksvolle Kundgebung statt mit Ansprachen und gemeinschaftlichen Gesängen: „Christus ist erstanden, Alleluja", und „Großer Gott, wir loben dich". Weite Kreise der Bevölkerung hatten sich eingefunden zu dieser Siegesfeier. Das hellflackernde Osterfeuer überstrahlte mit seinem Licht das Corveyer Land, in dem seit 1100 Jahren das Licht des Glaubens nicht erloschen und erkaltet ist.

Der Sturm der katholischen Jugend im Monat März ist mit erstreichender Schärfe durch das Corveyer Land gebraust, hineingesetzt in die windbrüchige Welt der Gegenwart, um sie zu erschüttern, um sie zu erneuern durch das Christuszeichen. Und wir Jungen wollen diesen Sturm weitertragen, wollen ihn nicht abflauen lassen, wollen ihn nicht abebben lassen, bis Christus in allen Herzen wieder Einzug gehalten hat, bis Christus wieder Herrscher ist in allen Herzen, in allen Häusern, in allen Familien, in allen Gauen unserer Heimat. Sch.

Jeder Zoll ein Indianer!

Im folgenden ist ein kurzer Einblick gegeben in das Leben und Treiben einer Jungscharengruppe. Es handelt sich um Jungen unter

RUNDFUNK

Rundfunk-Vortragsfolge Langenberg (472,4)

Gleichbleibendes Werktags-Programm. 6.45: Leibesübungen. ● **7:** Konzert. ● 7 u. 8: Wetter, Zeit ● 10: Erste Meldungen, Zeit, Wasserstandsmeldungen. ● 10.10: Mensch und Welt, Gemeinschaftsempfang für Arbeitsloje. ● 11.10 u. 11.20: Konzert hyw. Schulfunk ● 12: Konzert ● 12.50: Wetter, Meldungen, Zeit. ● 12.55: Rauener Zeit ● 13: Konzert ● 15.30: Wirtschaftsberichte, Zeit. ● 15.50: Kinderfunk ● 17: Vaterkonzert. ● 19: Wetter, Zeit, Wirtschaftsmeldungen. Sport. ● 19.55: Abendmeldungen. ● ca. 22: Meldungen, Sport.

Sonntag, 24. April.

7.00: Hamburger Hafenkonzert Die Glocken vom Gr. Michel.
8.30: W Wimmen: Esperanto.
9.00: Gelaute aus der Trinitatiskirche.
9.05: Evangelische Morgenfeier Ansprache: Pfarrer Homann.
10.15: Besuch am Krankenbett.
11.00: Unser Brot D. Dr Heiser: Das neue Menschentum.
11.30: Leipzig Bach-Kantate: Wo gehest du hin?
12.10: Oberreg.-Rat Dr Burchardt: Das heutige Urlaubsrecht.
12.30: H Ebert: Musik der Woche.
12.40: A Gabele: Die kalte Seele. Eine Erzählung.
13.00: Mittagskonzert
14.30: H Molitor: Fertigteilsübungen für Kurzschriftler.
14.50: Unsere Städte im Rheinland und Westfalen: Hückeswagen.
15.35: Dr. Huenmert: Die neue landwirtschaftliche Einheitsbewertung
16.00: Opernkonzert des Funkorchesters. Solist: E. Grave (Klavier).
17.15: Eine Stunde Kurzweil.
18.00: Klangerinnerungen an unsere Kathedralen. Schallplattenbericht von Direktor Marschall.
18.50: Sportbericht
19.00: Berlin: Orchesterkonzert des Berliner Funkorchesters. Mitw.: Adelheid Armhold (Sopran), L. Hosmann (Bah). — In den Pausen: Berichterstattung über die Wahlen zum Preußischen Landtag.
22.00: letzte Meldungen, Bericht über das geistige Leben. Sport.
Anschl. Berlin: Unterhaltungskonzert der Kapelle Gebrüder Steiner. — Berichterstattung über die Wahlen zum Preußischen Landtag.

Montag, 25. April.

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
16.20: Jugendfunk 1. Wir bauen uns ein Segelflugzeug. 2. Werkarbeit für die Jugend.
18.15: Frauenstunde. Dr. med. Helene Müller: Körperbau und Charakter beim Kinde.
18.40: Elternstunde. Mein Kind fürchtet sich. (Gespräch).
19.15: Vom Tage
19.30: Dr Schlink: Die wirtschaftliche Lage Rheinlands und Westfalens im ersten Vierteljahr 1932.
20.00 Abendmusik. Das kleine Orchester des Westdeutschen Rundfunks.
20.45: Der Raub der Sabinerinnen. Lustspiel von F. und B. v. Schönthan.
22.25: Nachtmusik.

Dienstag, 26. April.

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
16.10: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.20: Dr. Schmitt: Bauaufgaben und Baumöglichkeit.
16.40: Peter Bratz: Aus Naturwissenschaft und Naturphilosophie.
18.15: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte. Dr. Nonnenbruch, Frankfurt am Main.
18.40: Obst-Landwirt Moser-Krapoll: Betriebswirtschaftliche Gedanken zur Frühobstverwertung.
19.15: Zehn Minuten Funknachrichten.
19.30: Chronik der Weltwirtschaft Berichterstatter Prof. Dr. Most.
20.00: H. Ebert: Von der Flöte zur Pauke
20.30: Siegfried. Handlung von Richard Wagner. Erster Aufzug.

Mittwoch, 27. April.

9.15: Der neue Hausbalt. A Schaffnit.: Gifte im Haushalt.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
16.15: Die Welt im Buch. Dr Rohrens „Bezeichnungen und Benennungen"
16.35: Prof. Rade: Der Dorfkindergarten.
18.10: Die Reichspost hat das Wort.
18.15: Dr. Jardon: Neue Vorschläge zur Ausbildung und Fortbildung der Beamten.
18.40: H. A. Freiherr von Maltzahn: Goethe in Frankreich.
19.15: Sanitätsrat Dr. Hartlopf: Was bedeutet uns die Sonne?
19.30: Reichsmarschall Balser: Die Dienstlegung der Einheitswerte 1931
20.00: Wird noch bekanntgegeben.
20.30: Siegfried. Handlung von Richard Wagner. Zweiter Aufzug.
Anschl. Nachtmusik.

Donnerstag, 28. April.

9.00: Schulfunk. Mit dem Mikrophon am Seismographen des geodätischen Institutes in Potsdam.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
16.10: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.20: Reichsminister Imbera: Aus der Arbeit der Versuchsschule in Oberhausen.
18.15: W Bodenholk: Die münsterländischen Wallhecken.
18.40: Stallenlich.
19.15: H Müller. Erziehungsschwierigkeiten im Entwicklungsalter.
19.35: Dr. Böhm: Berichtslage und Verkehrsführung von Eisen und Stahl an Rhein und Ruhr.
20.00: Die Welt auf der Schallplatte. Dr. Uhdal: Gesellschaftslieder aus Schweden.
20.30: Siegfried Handlung von Richard Wagner. Dritter Aufzug.
ca. 22.45: Nachtmusik und Tanz.

Freitag 29. April.

9.45: Gymnastik für Frauen. Hilde Bremus.
10.10: Schulfunk. Mont Cenis. Durchbruch durch den Berg. Erdkulturgeschichtliches Lehrspiel.
16.20: Jugendfunk. Rudi Wat. Hörspiel von Eugen Koller.
18.15: Meister der Naturschilderung. 3. von Liebig: Aus den „Chemischen Briefen".
18.40: Dr. Goerner: Landflucht oder Rückwanderung vom Lande.
19.15: Frei Deutsche sprechen miteinander.
20.00: New York: Kurt G. Sell: Worüber man in Amerika spricht.
20.15: Breslau: Eine kleine Melodie. Ein heiteres Funkspiel mit Musik. Text von E. E Schwabach. Musik von W. Groß.
21.30: Wird noch bekanntgegeben.
22.20: Nachtmusik und Tanz.

Samstag, 30. April.

9.00: Oberregierungsrat Hemsler: Aufgabe und Möglichkeiten der Jugendpflege in der Berufsschule.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.10: Schulfunk. Vom Scheinen und Schelmenstreichen.
16.30: Besuch bei der Kinderfeier des 11. Sozialer Kantate-Festes.
18.00: Englisch.
18.20: Wanderungen in Rheinland und Westfalen. Dr. Detrée: Im Prämtal.
18.40: L. Heuer: Neues im Automobilbau.
19.15: Zehn Minuten Berufskunde. Vorsicht mit der Rückfrage.
19.30: Prof Dr. Kühn: Die älteste Kultur der Menschheit.
20.00: Lustiger Abend Kapelle Ensoldt.
ca. 22.45: Berlin: Tanzmusik der Kapelle Marek Weber.
24.00: Meister des Jaz.

Rundfunk-Vortragsfolge Deutsche Welle (1635)

Deutsche Welle: Sonntag, 24. April.

6.45: Funkgymnastik
7.00: Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
8.15: Wochenrückblick auf die Marktlage.
8.25: Diol-Landwitze Deichmann u. Troelcher: Besuch des Wirtschaftsberaters auf einem Bauernhof.
9.00: A Förster: Das neue Gartenantlitz der Frühlingsmonate.
9.35: Wettervorhersage.
9.50: Danzig: Gottesdienst.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Wo gehest du hin?
12.10: Dr Michaelis: Zehn Minuten Lyrik.
13.20: Breslau: Mittagskonzert der Schlesischen Philharmonie.
14.15: Lehrer Richter: Das erste Schuljahr. Ein Wort an die Eltern.
14.45: Stuttgart: Hörbilder von den Deutschen Waldlauf-Meisterschaften der DSB. und DT.
15.15: Dr. Coha-Wiener: Vom Pathos der Empfindsamkeit — der künstlerische Weg des 18. Jahrhunderts.
15.35: H. M. Elster: Langbein, der Rembrandtdeutsche zum 25. Todestag des Dichters am 30. April.
15.55: Der Tänzer von St. Stephan. von Max Mell.
16.10: Unterhaltungsmusik des Berliner Tonfunkler-Orchesters.
17.50: Junge Generation spricht. Getrennte Weltanschauungen — Gemeinsame Politik Wechselgespräch.
18.30: Radtermahrt Berlin—Kottbus—Berlin (Start und Ziel). Schallplatten
19.00: Orchesterkonzert des Berliner Funkorchesters. — Dazwischen: Bekanntgabe der Wahlergebnisse bis zur Feststellung des vorläufigen Endergebnisses.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Unterhaltungskonzert der Kapelle Gebrüder Steiner.

Deutsche Welle: Montag, 25. April.

9.35: Trude Herrmann: Sport, der nichts kostet.
10.10: Schulfunk: Durch die südslawische Adria.
12.05: Schulfunk: Englisch für Fortgeschrittene.
14.45: Kinderstunde: Kinderzeitung
15.40: Dr. Neumann: Vom Aufbau der Gesellschaft.
16.00: Lehrer Röder: Rundfunk und Landschule.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: H Engel: Aberglauben in Beruf und Leben.
18.00: Deutsche Charaktere. H. Kyser: Ernst Moritz Arndt.
18.20: Spanisch für Anfänger.
18.55: Stimme zum Tag.
19.10: Dr. Reuther: Politische Zeitungsschau.
19.30: Stunde des Landwirts.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Hamburg: Bunter Abend. Mitw.: Kl. Norag-Orchester — Scarpa-Orchester.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.15: Dr. Edschmitt: Reise in Deutschland.
22.35: Tanzmusik der Kapelle Juan Llossas.

Deutsche Welle Dienstag, 26. April.

10.10: Schulfunk: Ein Besuch im Rembrandthaus zu Amsterdam.
12.05: Französisch für Anfänger.
15.00: Jugendstunde: Pladimber ziehen ins Segelflieger-Paradies.
15.45: Künstlerische Handarbeiten. Der Taschentuchfalten.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Merkel: Die Berufsaussichten des deutschen Akademikers im Ausland.
18.00: Prof. Dr. Mersmann: Wir bauen Melodien.
18.30: Prof. Dr. Schaeder: Die großen Religionen des Orients und das Abendland.
Anschl. Englisch für Fortgeschrittene.
19.20: Reisejournal a. D. Bard (W.D.L.) u. Dr. von Doyelen-Bronikowski: Antisemitismus?
20.00: W. Müller-Jabusch: Weltpolitische Stunde.
20.30: Johannes Brahms. Berliner Funkorchester.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Richard Tauber singt Lieder aus seinem neuesten Tonfilm: Melodie der Liebe.
22.45: Hamburg: Russische Volksweisen Norag-Chor u. -Orchester.

Deutsche Welle: Mittwoch, 27. April.

9.00: Schulfunk. Meine 360. Ballonfahrt von Bitterfeld nach Berlin mit Zielabwurf in Reinickendorf.
9.35: A. Buchhorn: Nicht ermatten! Wollen und wagen.
10.10: Schulfunk: Humpin Dumpin Ein englisches Hörspiel.
15.00: Jugendstunde: Stadtwappen erzählen Geschichten der Heimat.
15.45: Frauenstunde
16.00: Ruth von der Leyen: Die Heilpädagogik und ihre praktische Bedeutung für die Normalpädagogik.
16.30: Hamburg Nachmittagskonzert.
17.30: Staatssekretär Dr Krüger: Die wirtschaftliche Bedeutung der Siedlung für den deutschen Osten.
18.00: Musik und Rasse Einführung: Dr. Waldmann. Am Flügel: Willi Kroeber-Riche.
18.30: Prof Krause: Pflanzengesellschaften unserer Heimat.
19.00: Min.-Rat Teichs: Beamtenanwärter und psychotechnische Eignungsprüfung
19.30: Zanlabend Kapelle Oscar Joost. Mitw.: Eric Helgar (Tenor).
21.00: Tages- und Sportnachrichten.
21.15: Breslau: Was die Dorflinde erzählt. Eine Hörfolge aus Schlesien.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Hamburg: Konzert des Norag-Orchesters.

Deutsche Welle: Donnerstag, 28. April.

9.00: Schulfunk. Mit dem Mikrophon am Seismographen des geodätischen Instituts in Potsdam.
10.10: Schulfunk: Zwei Käter, die ihr besonders gern habt. Maikäfer und Marienkäfer.
15.00: Kinderstunde: Wir antworten heut' auf alle Eure Fragen.
15.45: Frauenstunde Ruth Goetz von Schüching: Diskretion.
16.00: Dr Stölten: Hauswirtschaftliche pflegerische Ausbildung nach dem Abitur eine Notwendigkeit?
16.30: Berlin Nachmittagskonzert
17.30: Prof Kern: Ein Kapitel aus der Geschichte der Sklavenbefreiung
18.00: Dr Deermann: Hünengräber im Emsland.
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene
19.00: Reichsminister Dr. Schiele: Die Agrarpolitik der letzten Jahre
19.30: H Wunkerl: Wie lebt und arbeitet ein deutscher Arbeiter in Rußland?
Anschl Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Leipzig Ritter Roland. Heroisch-komische Oper von Handn.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Konzert zum Schlußtag Bestehen des Konservatoriums Rindworth-Scharwenka.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Barnabas von Géczy.

Deutsche Welle: Freitag 29. April.

10.10: Leipzig Schulfunk: Mont Cenis. Durchstoß durch den Berg. Lehrspiel von Will Tillot
15.00: Jungmädchenstunde: Giocchino Rossini.
15.40: Jugendstunde: Das Leben im Wassertropfen wird sichtbar.
16.00: Dr Ina Dibbi: Die Methodik des Rechenunterrichts in der Berufsschule
16.30: Leipzig. Nachmittagskonzert.
17.30: Dr Linden: Die realistische Dichtung des 19. Jahrhunderts.
18.00: Dr Schwering: Tilly, der Mann und Soldat (zum 300 Todestag.
18.30: Dr Pohl: Kann der Staat den Wirtschaftsverlauf beeinflussen?
19.00: Wissenschaftlicher Vortrag für Aerzte.
19.30: H Broßmann u Eva Gottzeiten: Norddeutsche Dichter.
Anschl Wetter für die Landwirtschaft
20.00: Washington: M. G. Sell: Worüber man in Amerika spricht.
20.15: Breslau Eine kleine Melodie Heiteres Funkspiel für Musik. Text E. E Schwabach Musik: W. Groß.
21.30: Tages- und Sportnachrichten.
21.40: Kunt-Kalender April:
22.35: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Adalbert Lutter.

Deutsche Welle: Sonnabend, 30. April.

9.30: Stunde der Unterhaltung.
14.50: Kinderballfestlunde.
15.45: Hedwig Stempel-Rebellied: Natürliche Ernährung des gesunden Säuglings.
16.00: Konsul Gribel: Die wirtschaftliche Bedeutung der Ostseeländer
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr Wolff: Nimmt der Krebs zu?
17.50: Ob.-Ing Rainz: Viertelstunde Funktechnik.
18.05: Dr Strobel: Multikalische Wochenschau Gespräch über die Oper
18.30: Königsberg: H. Moosberg: Wie sieht es im Memelgebiet aus?
18.55: Dr Günther: Deutsch für Deutsche.
19.15: Englisch für Anfänger.
19.35: Stille Stunde: Flucht aus der Zeit.
Anschl Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Köln Lustiger Abend
Anschl Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Hamburg: Walpurgisnacht auf dem Brocken?

Rundfunk-Vortragsfolge Frankfurt a. M. (390)

Sonntag, 24. April.

7.00: Hamburg: Hafenkonzert.
8.15: Staubach a. Rh.: Morgenfeier.
9.20: Stunde des Chorgesangs. Bekannte Weisen in neueren Bearbeitungen. Ausf.: Volkschor Harmonie, Wiesbaden.
10.20: Einführung in Wagners „Götterdämmerung", 2. Akt. von H. Rosbaud.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Wo gehest du hin?
12.10: Konzert.
13.00: Konzert.
14.00: Fehnminister dienst der Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.10: Administrator Siebold: Was bringt der freiwillige Arbeitsdienst der Landwirtschaft. — Reg.-Rat Berische: Praktische Altersfürsorge auf dem Land.
15.00: Stunde der Jugend: Kaiserstreiche.
16.00: Wiesbaden: Nachmittagskonzert des Symphonieorchesters. — Werke von Mozart, Bizet, Offenbach, Lincke, Lehar u. a.
18.00: Eine Viertelstunde Lyrik: Rene Schickele. Sprecher: Louis Rainer.
18.15: Pater Dr. Müller: Die franziskanische Dichtung im 12. und 13. Jahrhundert.
18.45: Wetter für die Landwirtschaft.
Anschl. Sportnachrichten.
19.00: Berlin: Wird noch bekanntgegeben.

Montag, 25. April.

17.00: München: Nachmittagskonzert. Werke von Mendelssohn, Joh. Strauß, Delibes, Kalman, v. Blon.
18.25: Dr. Willmer: Das Kartoffelmeiler.
18.50: Englisch.
19.30: H. Rosbaud: Musikalische Grundbegriffe — Ihr Wesen und ihre Bedeutung.
20.00: Freiherr von Münchhausen. Hörspiel von L. Matthias.
21.10: Götterdämmerung. Dritter Tag des Bühnenfestspiels: Der Ring des Nibelungen, von Richard Wagner. 2. Aufzug.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Münchner: Nachtmusik.

Dienstag, 26. April.

15.20: Hausfrauen-Nachmittag.
17.00: Köln: Nachmittagskonzert, Operettenmusik und Walzer.
18.25: H. v. Müller: Die Kunst zu altern.
18.50: F. H. Hanier: Die Wirtschaft Elisa-Rothringens nach dem Kriege.
19.30: Unterhaltungskonzert des Philharm. Orchesters Stuttgart. Werke von Mendelssohn, Grieg, Dvorak, Saint-Saens u. a.
20.45: Bunte Stunde.
21.45: Entwicklung des Streichquartetts. Ausf.: Wendling-Quartett.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.40: Entwicklung des Streichquartetts. (Fortsetzung)
23.05: Tanzmusik des Tanzensembles der Stuttgarter Philharmonie.

Mittwoch, 27. April.

10.20: Schulfunk: Die Fabeln von La Fontaine.
15.15: Stunde der Jugend. Ein Schelmenbüchlein erzählt allerlei Erinnerungen und Jugendstreiche. — Naturbilder.
17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Werke von Brahms, Suppé, Kalman, Joh. Strauß. Mitw.: Maria Geiger (Sopran), A. Haagen (Klavier).
18.25: Martha Rother: Was eine Wohnungspflegerin erlebt.
18.50: Dr. Holl: Das Wasserleitungsspiel im Kulturkartell der modernen Arbeiterbewegung.
19.30: Zwei Hörspielszenen. Riviera-Expreß, Komödie v. Heinz Wallner. — Die Stimme. Hörspiel von M. Cumberland.
20.00: Freiburg: Konzert des Freiburger Konzertorchesters.
21.00: Konzert des Funkorchesters. Mitw.: H. Fleischer (Klavier), Elie Matthieu (Sopran), E. Groell (Violine und Bratsche), H. Haag (Cello).
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.40: Berlin: Nachtmusik.

Donnerstag, 28. April.

10.20: Schulfunk: Mit dem Mikrophon am Seismographen des Geodätischen Institutes in Potsdam.
15.30: Stunde der Jugend: Aus dem Leben einer Pfadfindergruppe. — Das Spiel vom Bauer und Bergmann, dem Staatsminister Goethe vorgespielt. Lehrspiel von A. v. Findeisen. (Schallplatten)
17.00: Konzert des Funkorchesters. Solist: L. Magdo (Tenor).
Anschl. Alte Tanzmusik.
18.25: Dr. Arnheim: Filmkünstler — richtig und falsch beschäftigt.
18.50: Frau Girsbach-en: Ist der Handwerker zu teuer?
19.15: Nibdy Imreloven erzählt von ihren Reisen durch Java und Ceylon.
19.30: Freiburg: Buntfunk.
19.45: Sonderdienst der Vorliegen besonderer Ereignisse.
20.00: Der Apotheker. Opera buffa von Joseph Handn.
21.00: Aus der Schuldiele einer Frau. Von Nora Riepenheuer.
21.20: Mannheim: Liederkreis um C. M. Weismann, bearbeitet von Helmut Schlawing.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Köln: Nachtmusik.

Freitag, 29. April.

15.20: K. Ellinger: Wie der Photo-Amateur mit seiner Kamera Geld verdienen kann.
17.00: Köln: Konzert.
18.25: Benno Reffenberg: Rheinböhenweg.
18.50: Vortragsvortrag: Folgen der Kopfgrippe.
19.30: Heitere Schwabenstunde mit Dichtungen von August Reiff. Ausf.: A. Reiff (Rezitation), Kromer-Sextett.
19.45: Sonderdienst der Vorliegen besonderer Ereignisse.
20.00: Unterhaltungskonzert.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Negro Spirituals. Ausf.: B. Orsin (Tenor), H. Rosbaud (Klavier).
23.15: Alt-Berliner Musik. Ausf.: Funkorchester.

Samstag, 30. April.

10.00: Köln: Schulfunk: Von Schelmen und Schelmenstreichen.
15.30: Stunde der Jugend.
16.30: Mannheim: Liebeslieder für Alt und Jung. Ausf.: Mannheimer Vokal-Quartett.
17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Werke von Lehar, Moreno, Joh. Strauß u. a. Mitw.: Hanne Schmitz (Sopran). Am Flügel: A. Haagen.
18.25: Europäische Gespräche: Deutschland — England. R. Kircher und H. Nicolson.
19.15: Joachim Ringelnatz liest eigene Gedichte.
19.45: Oberst Lawrence. Hörspiel.
20.30: Wiesbaden: Großer Bunter Abend.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Berlin: Nachtmusik.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn